Erinnerungen

aus dem Leben

eines

ostindischen Missionars.

„Denen, die Gott lieben,
müssen alle Dinge zum Besten
dienen.“

Halle,
Verlag von Julius Fricke.
1865.

Vorrede.

Diese Erinnerungen sollen ein Denkstein sein von der Gnade des Herrn, die er mir erwiesen, und von seiner Liebe und Treue, die auch ich auf meinem Lebensgange erfahren durfte. Es ist mir heilsam gewesen die Wege Gottes zu durchdenken, die er mich geführt hat und seine Gnadenerweisungen bei mir auf's Neue vorübergehen zu lassen; wie er mir einerseits Herzen zuwandte und Hindernisse aus dem Wege räumte, andererseits mir aber auch nicht selten Thüren aus Liebe verschloß, wo er nach seiner Allwissenheit voraussah, daß es mir schaden könnte. Bleibt mir in der Führung des Herrn auch Vieles noch dunkel und räthselhaft, besonders, daß ich meinen mir so theuren Missionsberuf habe daran geben müssen, daß ich manchmal fragen möchte: Herr warum? so weiß ich doch, daß seine Wege Liebes- und Heilswege sind, und daß er zuletzt Alles herrlich hinausführen wird. Einst werde ich's droben völlig erkennen, warum er mich gerade so geführt hat!

Sollte der geneigte Leser sich durch diese meine Lebenerfahrungen veranlaßt fühlen darüber nachzudenken, welchen Weg der Herr auch mit ihm

gegangen ist, so wird er gewiß mit mir bekennen müssen, daß die Wege des Herrn lauter Weisheit und Liebe sind, und daß er stets Gedanken des Friedens über uns hat.

Diese Erinnerungen sollen ferner dem Leser ein treues Bild geben von den bürgerlichen und religiösen Zuständen Ostindiens, von dem Klima des Landes, von dem Charakter und der Kultur seiner Bewohner; auch sollen sie ihn einen tieferen Blick thun lassen in die Thätigkeit und die Freuden und Leiden eines Missionars, sowie in die schweren Prüfungen, die mit dem Missionsleben verbunden sind.

Vielleicht gelingt es mir durch die Veröffentlichung dieser Erinnerungen auch Etwas dazu beizutragen, daß das Interesse in der Heimath für die Heidenwelt gefördert werde, und daß die unnatürlichen Zustände, welche jetzt zwischen den Dienern der Kirche und den Dienern der Mission bestehen, die doch beide im Dienste ein und desselben Herrn, wenn auch auf verschiedenen Arbeitsplätzen am Wort und Sakrament thätig sind, immer mehr ausgeglichen werden. Das walte Gott!

Berlin, im October 1865.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Reise zu dem Arbeitsfelde.

II. Ostindien und seine Bewohner.

III. Die Missionsthätigkeit.

IV. Die Abreise von dem Arbeitsfelde.

Schluß.

I.

Reise zu dem Arbeitsfelde.

1. Berufung und Abordnung zum Missionsdienste und Reise nach England.

Wie der Herr im Anfange zur Ausbreitung seines Reiches auf Erden sich seine Boten nicht aus den Hohen und Gewaltigen, nicht aus den Pharisäern und Schriftgelehrten und aus dem Priestergeschlechte, sondern meist aus den Geringen des Volks erwählte: so geschieht es noch heute. Die ersten Boten waren Zöllner und Fischer, Personen, die ursprünglich einem bürgerlich geschäftlichen Lebensberuf angehörten: so sind auch in unseren Tagen die Meisten, die der Herr zum Missionsdienste beruft, damit sie den Heiden das Evangelium verkündigen, solche Leute, die anfangs erst Handwerker oder Geschäftsleute waren, und später für ihren Beruf ausgebildet wurden. Wie aber damals der Herr seine Knechte zu seinem Dienste durch seinen Geist tüchtig machte und ihnen Muth und Freudigkeit gab, von seinem Namen vor Hohen und Niedrigen, vor Glaubensgenossen und abgöttischen Völkern ein gutes Bekenntniß abzulegen: so rüstet der Herr auch noch heute seine Knechte, die Missionare, mit den nöthigen Gnadengaben für ihr Amt aus.

Auch mir dem Geringsten unter den Gliedern Christi, wurde die große Gnade zu Theil, ein Sendbote unter den Heiden zu werden. Schon seit meiner Kindheit hatte der

Herr sich an meinem Herzen nicht unbezeugt gelassen und mich stets in der Zucht seines Geistes erhalten. Allmählig gelangte ich durch den Gebrauch der Gnadenmittel zum seligen Bewußtsein der Gotteskindschaft. Sobald ich wußte, daß ich aus Gnaden durch den Glauben an Jesum Christum mit Gott versöhnt bin und durch sein auch für mich vergossenes Blut Vergebung der Sünden habe, entstand in mir der Wunsch den Segen, den ich an meinem eignen Herzen erfahren hatte, auch den armen Heiden mitzutheilen. In diesem Vorhaben wurde ich durch fleißiges Lesen der heiligen Schrift bestärkt. Immer deutlicher trat mir die Pflicht vor Augen, daß ich den Heiden das Evangelium bringen sollte. Wenn ich meinem irdischen Berufe nachging — ich hatte mich dem Kaufmannsstande gewidmet, — lagen mir stets die Heiden im Sinn. Ich hatte einen unwiderstehlichen innern Trieb zu ihnen zu gehen und ihnen den Weg zur Seligkeit zu zeigen. Zuletzt entschloß ich mich, wenn der Herr mich Unwürdigen als seinen Knecht gebrauchen wollte, aus Liebe zu ihm, der für mich am Kreuz gestorben und aus Liebe zu den verirrten Seelen, die nichts vom guten Hirten wissen, mich dem Missionsdienste zu widmen. Ich erkannte wohl die Größe und Schwere des Berufs, auch stellten sich mir manche Hindernisse entgegen, doch hatte ich die Zuversicht, der Herr würde mich zu seinem Dienste schon tüchtig machen und mir den Weg ebnen.

Gott fügte es, daß ich mich einem Freunde, der in der Missionssache besser als ich bewandert war, entdecken konnte. Dieser deutete mir an, was ich zu thun hätte. Ich trug meine Dienste der Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden an und wurde von ihr, nachdem meine Angehörigen, die zuerst meinem Entschluß

ganz entgegen waren, mir zuletzt ihre Einwilligung gegeben hatten, im Monat Juni 1836 im Missionshause zu Berlin aufgenommen.

Ich brachte eine lange und gesegnete Zeit im Missionshause zu, wo ich mich im Verein mit vielen lieben Brüdern zum Missionsdienste vorbereitete. Nach langem Harren kam der Tag meiner Ordination. Am 25. April 1842, empfing ich mit meinen Brüdern R. und D. die feierliche Weihe zum Dienst am Evangelio unter den Heiden im Dom vom Bischof Dr. N . . . Viele Missionsfreunde waren zugegen, um auch ihrerseits ihre Theilnahme an den Tag zu legen und uns durch ihre Gebete Kraft und Stärke vom Herrn zu dem uns übertragenen schweren Amte zu erflehen.

Gerade einen Monat später am 25. Mai, geschah in der mit Kränzen und Guirlanden festlich geschmückten Dreifaltigkeitskirche unsere feierliche Abordnung als Sendboten zu den Heiden in Ostindien. Es war dies der Tag nach dem wir uns lange gesehnt hatten. Eine große Anzahl christlicher Brüder und Schwestern aus der Nähe und der Ferne hatten sich eingefunden, um an der Festfreude theilzunehmen.

Herr Pastor T. hielt die Predigt über Matth. 9, 36; wo es heißt: „Da er das Volk sahe, jammerte ihn desselbigen, denn sie waren verschmachtet und zerstreut, wie die Schafe die keinen Hirten haben.“ In ergreifender Weise schilderte der Geistliche das Elend der Heiden und forderte die Versammlung zur Theilnahme am Werke der Mission auf.

Die Abordnungsrede hielt Herr Dr. C. über die Worte Apostg. 13, 2. 3: „Da sie aber dem Herrn dienten und fasteten, sprach der heilige Geist: Sondert mir aus Barnabam und Saulum zu dem Werk, dazu ich sie berufen habe. Da fasteten sie und beteten und legten die Hände auf sie und ließen

sie gehen.“ Wir wurden der Gemeinde ihrer brüderlichen Liebe, ihrer herzlichen Theilnahme und ihrer gläubigen Fürbitte aufs Dringendste empfohlen. Die versammelten Christen wurden darauf aufmerksam gemacht, daß die Missionsgesellschaft, in deren Dienst wir nach Ostindien geschickt werden sollten, lange widerstrebt, gezögert, berathen und überlegt habe, bevor sie zu dem Entschlusse gekommen, eine neue Mission daselbst zu begründen; allein die Umstände und Ereignisse, von welchen sie sich habe leiten lassen, seien von der Art gewesen, daß sie nicht länger habe zweifeln können, es sei dies des Herrn Wille. Uns wurde in der Abordnungsrede ans Herz gelegt, daß wir den Heiden das Evangelium, Jesum Christum den Gekreuzigten und Auferstandenen zu verkündigen hätten, wenn auch das Wort vom Kreuze den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit wäre. Alle Zeit und Kraft unsres Lebens sollten wir dem Herrn weihen; von ihm sollten wir zeugen durch Wort und That, in Freud und Leid, im Leben und Sterben. Für unsern Beruf wurden uns Barnabas und Paulus als Vorbilder hingestellt. Zur Stärkung aber unseres Muthes, unserer Kraft und Freudigkeit Alles aus Liebe zu unserm Gott und Heiland, der uns zu Menschenfischern machen will, zu verlassen und zu erdulden und ihm allein nachzufolgen, wurde uns die herrliche Verheißung des Herrn zugerufen: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende; ich will euch nicht verlassen noch versäumen; fürchte dich nicht, denn so du durch's Wasser gehst, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen, und so du in's Feuer gehst, sollst du nicht brennen, und die Flamme soll dich nicht anzünden!“ Darauf hatten wir vor der Gemeinde unser Gelübde durch ein Ja zu besiegeln, daß

es unser fester Entschluß und Wille sei aus Liebe zu dem Herrn Jesu als seine Zeugen unter die Heiden zu gehen. Zum Schluß wurden uns nach apostolischer Weise unter Gebet und Segen von den Geistlichen Dr. L., Dr. C. und K....r die Bruderhände aufgelegt.

Einen Monat nach unserer Abordnung traten wir unsere Reise nach Hamburg an. Sehr viele christliche Freunde hatten sich im Hofraum des Postgebäudes und auf den angrenzenden Straßen versammelt, um uns ihr letztes Lebewohl zu sagen. Sie schauten uns wehmüthig nach, während wir getrost und freudig unsern Weg weiter zogen. Trieb uns doch der Geist des Herrn, und drang uns doch die Liebe Jesu Christi, und nicht die Aussicht auf weltliche Ehre und Auszeichnung, auf Genuß und Vergnügen, auf Vortheil und Gewinn zu den Heiden zu gehen, um dort Seelen für den Herrn zu gewinnen.

In Hamburg wurden wir von christlichen Freunden herzlich bewillkommt. Wir durften schon hier die Erfüllung der Verheißung des Herrn erfahren: „Wer verlässet Häuser oder Brüder, oder Schwestern, oder Vater oder Mutter, oder Weib oder Kinder, oder Aecker, um meines Namens willen; der wirds hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben.

In Altona fanden wir bei dem preußischen Vice-General-Consul für uns Briefe an zwei Personen in London vor, die für unser Unterkommen sorgen und auf dem Zollhause in Betreff unserer Sachen Alles in Richtigkeit bringen sollten."

Nachdem wir uns im Kreise der lieben Freunde in Hamburg und Altona erquickt hatten, begaben wir uns den 2. Juli an Bord des englischen Dampfschiffes Caledonia, um unsere Reise nach London fortzusetzen. Es war uns eigen zu Muthe, als wir den letzten Schritt auf dem festen Boden

Deutschlands thaten mit dem Gedanken, daß wir die Gegenden, welche wir jetzt erblickten, wohl nie wiedersehen würden. Die Schiffsmannschaft und die Dienerschaft auf der Caledonia war eine englische; auch mehrere der Passagiere waren Engländer. Wir hatten nun viel Gelegenheit sowohl englisch zu hören, als zu sprechen, so daß wir uns schon jetzt in einer neuen Welt befanden.

Wir traten früh mit dem Glockenschlag 7 unsere Reise an. Es ging jetzt die Elbe hinab, an deren herrlichen Ufern wir uns ergötzten. Mittags erreichten wir Cuxhafen und kamen dann in die offene See. Immer mehr entschwanden uns die heimathlichen Gefilde, die uns noch kurz vorher so lieblich angelacht hatten. Je mehr wir uns von der Küste entfernten und dieselbe aus den Augen verloren, desto stärker wurden die Schwankungen unseres Schiffes, weil die See in Folge des heftigen Windes unruhig wurde. Viele der Passagiere bekamen die Seekrankheit, ich blieb aber den ganzen Tag davon verschont. Während der Eine und der Andere sich in seine Kajüte zurückzog, suchte ich so lange wie möglich auf dem Verdeck zu bleiben und ließ mich von dem Winde tüchtig anwehen. Ich ging entweder auf und ab, oder hielt mich in der Nähe des Hauptmastes auf, woselbst die Schwankung geringer ist. Nur wenn es regnete, nahm ich meine Zuflucht zur Hauptkajüte, wo ich die horizontale Lage auf dem Sopha so oft mir die Uebelkeit anwandelte, sehr heilsam fand. Doch als ich gegen Mitternacht zu Bett ging, wurde auch ich von der Seekrankheit heimgesucht, diese aber schwand, sobald ich mich in meine Koje (eine an der Wand befestigte Schiffsbettstelle) niederlegte.

Ich befand mich auf der Ueberfahrt recht wohl, obgleich die See unruhig war, und die Wellen oft über Bord schlu-

gen. Am dritten Tage näherten wir uns der Küste Englands. Je mehr wir auf sie zusteuerten, desto deutlicher traten uns die Ufer mit ihrem frischen, lieblichen Grün entgegen. Wir begegneten einer großen Anzahl Schiffe, die nach den verschiedensten Richtungen ihren Weg nahmen; hier und dort stieg der Rauch mehrerer Dampfer, die mit uns gleichzeitig von den benachbarten Ländern eintrafen, wirbelnd in die Höhe.

Gegen Mittag liefen wir in die Mündung der Themse ein. Aber welch ein reges Leben zeigte sich uns auf diesem Gewässer! Während einige Schiffe vor Anker lagen, segelten eine Menge Kauffahrteischiffe auf London zu, andere wurden von kleinen Dampfern am Schlepptau entweder hinauf- oder hinuntergezogen. Hier und dort bewegten sich eine große Anzahl kleiner Schiffe, die sich mit dem Fischfang beschäftigten.

Die erste Stadt, bei der wir vorbeifuhren, war Gravesend. Hier kamen einige Beamte vom Zollhause an Bord, die sämmtliche Sachen der Passagiere, mit Ausnahme derer, die sie bei sich hatten, in Gewahrsam brachten. Je mehr wir uns London näherten, desto lebhafter wurde der Verkehr zu Wasser. Viele kleine Dampfbote fuhren mit Blitzesschnelle hin und her. Nachdem wir uns an den Ufern der Themse, welche an manchen Stellen höchst romantisch sind, und an dem bunten Treiben sattgesehen hatten, kamen wir am 4. Juli Nachmittags um 7 Uhr in der durch ihren Welthandel berühmten Stadt London an.

Am Zollhause wurde Halt gemacht. Schon von Weitem erblickten wir an der Barriere zwei von unsern Freunden, welche uns, als wir landeten, mit inniger Liebe empfingen und auf uns schon lange gewartet hatten. Diese halfen uns bei unsern Sachen auf dem Zollhause. Wir ließen unsere Kisten mit den Sachen, um nicht Zoll zu zahlen,

als Transitgüter auf dem Zollhause zurück, und fuhren dann, nachdem wir das allernöthigste mitgenommen hatten, zur Frau Prediger Menge, der wir den in Altona empfangenen Empfehlungsbrief von ihrem Gemahl übergaben. Wir fanden in ihrem Hause eine gastfreundliche Aufnahme.

London machte auf mich, so groß auch diese Stadt ist, durch ihre Häuser, die beinahe alle gleich sind und schwärzlich aussehen, einen trüben, melancholischen Eindruck. Es tritt hier dem Fremden nicht das Freundliche entgegen, wie es bei den Städten in Deutschland der Fall ist. Auch hier wechselten, wie in jeder Residenzstadt, Paläste mit kleinen Häusern ab. In den Straßen der City geht es sehr lebhaft zu. Es ist dort Laden an Laden, und Alles zeigt, daß eine große Fülle des Reichthums vorhanden ist. Unter den Kirchen zogen am meisten die Paulskirche und Westminster-Abby meine Aufmerksamkeit auf sich. Erstere ist die größte, protestantische Kirche in Europa; Letztere dagegen ist berühmt sowohl wegen ihrer prächtigen, gothischen Bauart, als wegen ihrer vielen, schönen Denkmäler, die sich darin vorfinden. Es sind in dieser Kirche die Gräber vieler englischen Fürsten und anderer berühmten Personen. Von den anderen Denkwürdigkeiten London's verdienen die verschiedenen Museen, die Königliche Bibliothek, die Königliche Bank, der zoologische Garten und der Tunnel erwähnt zu werden.

Der Herr wandte uns in London das Herz vieler theuren Seelen zu, denen wir es abfühlten, daß die Liebe Christi sie trieb, uns die eine und andere Freude zu bereiten. Ich freute mich die Bekanntschaft mit Herrn Dr. Steinkopf, einem von den alten Mitbegründern der britischen Bibelgesellschaft, zu machen, der durch sein ehrwürdiges, freundliches und liebreiches Wesen, unser Herz gewann. Durch den Pre-

diger Herrn v. Gerlach aus Berlin, der damals gerade in London war und beim preußischen Gesandten Herrn v. Bunsen logirte, bekamen wir nicht allein Audienz bei diesem, sondern wurden auch in dessen Familie eingeführt. Einige Freunde gaben uns Empfehlungsbriefe, durch die uns ein guter Empfang in Calcutta bereitet werden sollte. So sorgte der Herr für alle unsere Bedürfnisse und suchte unser Vertrauen auf ihn zu befestigen.

Nach einem dreiwöchentlichen Aufenhalt erfuhren wir, durch Herrn Jackson, daß in Liverpool eine gute, billige Schiffsgelegenheit nach Calcutta wäre. Da von London aus nichts Bestimmtes abgemacht werden konnte, so reiste ich auf den Rath unsres Freundes nach Liverpool, um dort das Schiff in Augenschein zu nehmen, und wenn Alles nach Wunsch wäre, die Passage abzuschließen.

In Liverpool wurde ich auf dem Bahnhof von Engländern, die man von meinem Kommen in Kenntniß gesetzt hatte, herzlich empfangen. Für Logis war bereits gesorgt. Man stand mir mit Rath und That bei. Ich beeilte mich, das uns vorgeschlagene Schiff, den Gardner, zu sehen. Da Alles mich befriedigte, schloß ich mit dem Kapitain die Passage ab und schrieb an meine Collegen nach London, daß sie mit dem Gepäck mir nachkommen möchten, denn das Schiff sollte bald in See gehen. Am 29. Juli waren wir drei wiederum vereinigt.

2. Seereise nach Ostindien.

Sonnabend den 30. Juli war der Tag unserer Abreise. Nun sollten die letzten Bande, die uns hier noch fesselten, gelöst werden. Ach es ist nichts Leichtes Allem,

was einem lieb und werth ist, den Abschied zu geben, und sich von all' den Freunden, die man kennen gelernt, auf immer für diese Welt zu trennen; denn ich hatte damals nicht die geringste Aussicht wieder nach Europa zu kommen. Was bei einem solchen großen Wendepunkt des Lebens das Herz durchzumachen hat, kann nur von dem in Wahrheit nachempfunden werden, der sich in ähnlicher Lage befand. Der Herr aber half auch durch diesen Kampf hindurch.

Am Nachmittag ging ich an Bord des Gardner, das unter Führung des Kapitain Cole mich und meine Gefährten nach Calcutta in Ostindien bringen sollte. Einige englische Freunde, die wir in Liverpool kennen gelernt hatten, gaben uns das Geleit bis zum Ufer. Unsere Abfahrt geschah um 2 Uhr, wobei uns ein Dampfer, der unser Schiff in's Schlepptau nahm, behülflich war. Je mehr wir uns von der Stadt entfernten, desto wehmüthiger wurde es mir um's Herz, doch freute ich mich, daß ich jetzt zum Ziel meiner heißen Wünsche gelangen sollte. Ist es doch etwas Großes und Herrliches ein Bote Jesu Christi zu sein.

Gegen Abend erreichten wir die Mündung des Mercy. Hier verließ uns der Lotse, der unser Schiff hinausbrachte, damit es an den gefährlichen Klippen und Sandbänken nicht Schaden nähme; wir gaben ihm noch einige Zeilen an unsere Lieben in Deutschland mit. Kaum hatte uns der Lotse verlassen, so nahmen wir eine größere Schwankung unseres Schiffes wahr. Wir befanden uns auf der irischen See. Meine Gefährten bekamen die Seekrankheit; ich blieb jedoch von diesem Uebel einstweilen noch verschont, weil ich mich so lange wie möglich auf dem Verdeck aufhielt und mich vom frischen Winde anwehen ließ, was mir wiederum sehr heilsam war. Als ich aber zur Ruhe ging und die in den Kajütenräu-

men eigenthümliche Schiffsluft von den getheerten Tauen und dergleichen einathmete, wurde ich ebenfalls von der Seekrankheit befallen, welche indeß bald nach dem Niederlegen vorüber war. Ich gewöhnte mich schnell an die Schiffsluft und an das Schaukeln des Schiffes und hatte von dieser Krankheit später nichts zu leiden. Auf meinen Seereisen machte ich die Erfahrung, daß es gut sei, um dem Uebel vorzubeugen, von der Bewegung des Schiffes hinweg in die freie offene See zu sehen, weil durch den Anblick des auf- und niedersteigenden Fahrzeuges die Nerven aufgeregt werden, was anfänglich ein Unwohlsein und zuletzt die Seekrankheit herbeiführt.

Unter Gottes gnädiger Obhut hatten wir die erste Nacht sanft und ruhig auf dem Schiffe zugebracht. Als ich am Morgen aufs Verdeck kam, sah ich nichts als Himmel und Wasser. Es sind doch eigenthümliche Gefühle, die das Herz erfüllen, wenn man sich auf dem großen Meere vom frühen Morgen bis zum Abende, Tag aus, Tag ein, Wochen, ja Monate lang, auf sein schwimmendes Haus beschränkt sieht und die große Tiefe unter sich hat. Wer sollte unter solchen Umständen nicht das Bedürfniß haben, sich Gott, dem Wind und Meer gehorsam sind, mit Leib und Seele zu befehlen? Welchen reichen Trost gewährt doch in solchen Fällen, wo man bei einer langen Seereise sich auf das Schlimmste gefaßt machen muß, dem Christen das Wort Gottes!

Unser Schiff, ein Kauffahrteischiff, war kein Dreimaster, sondern nur eine Brigg, 325 Tonnen groß; aber dessenungeachtet bot es mit seinen vollen Segeln einen schönen Anblick dar. Außer dem Schiffskapitain und uns drei Passagieren befanden sich 2 Schiffsofficiere, 1 Proviantmeister,

1 Zimmermann, 1 Koch und etwa 18 Matrosen auf dem Gardner. Der Kapitain war ein achtungswerther, freundlicher Mann; auch die Matrosen waren stille, ordentliche Leute.

Sobald wir auf hoher See waren, kam der Zimmermann in unsere Kajüte und befestigte die Kommoden und Koffer, damit sie nicht hin- und hergeworfen würden. Wir suchten unsere Kajüte, die für lange Zeit unsere Wohnung sein sollte, so gut wie möglich einzurichten. Der Raum, den wir hatten, war zwar beschränkt, aber wir gewöhnten uns bald daran und fühlten uns auf dem schwimmenden Hause ganz heimisch.

Der Kapitain hatte für unsern Bedarf Alles an Bord genommen, da wir uns auf eine Reise von 4 bis 5 Monaten gefaßt machen mußten. Wir hatten mehrere Schafe und Schweine, für die zwei einander zugekehrte große Böte, (von denen das eine die Stelle des Dachs vertrat), zum Stall dienten und zwischen dem Mittel- und Vordermast aufgestellt waren; ferner hatten wir viele Enten und Hühner, die ihre eigenen Behälter hatten und außerdem noch einen Hund und eine Katze. Wie in einem gut eingerichteten Haushalte, so ging auch auf dem Schiffe Alles pünktlich und ordentlich her. Jeden Morgen wurde von der Schiffsmannschaft das Verdeck sorgfältig gescheuert. Nach eingenommenem Frühstück beschäftigten sich einige der Matrosen an schönen Tagen mit dem Ausbessern der alten Segel, oder mit dem Anfertigen neuer. Der Zimmermann behieb vorräthig Holz zu Masten, Raaen und anderen Zwecken; der Koch besorgte das Essen und so hatte jeder von den Seeleuten seine bestimmte Beschäftigung. Die Schiffswachen, welche unter der Mannschaft regelmäßig abwechselten, wurden durch das Anschlagen an die Schiffsglocke angezeigt.

Unsere Eßzeit war: Frühstück um 8 Uhr, Mittag um 1 Uhr und Thee um 5 Uhr. Die Schiffskost war gut. Sie ist überhaupt auf englischen Schiffen besser als auf deutschen und amerikanischen. In den ersten Tagen hatten wir nur Bisquit d. h. getrockneten Schiffszwieback, später aber auch täglich frisch gebackenes, gutes Weizenbrod. Freilich fehlte uns das frische Trinkwasser, was man auf dem Lande viel zu gering, auf der See aber sehr hoch schätzt, doch konnten wir mit unserm Wasser, mit dem übrigens recht ökonomisch umgegangen wurde, zufrieden sein. Nur selten trat es ein, daß das Wasser in den Fässern schlecht wurde und in Fäulniß überging. Bei starken Regengüssen ließ der Kapitain das Regenwasser auffangen, womit die leer gewordenen Fässer gefüllt wurden, damit wir an Trinkwasser, falls sich unsere Fahrt verzögern sollte, nicht Mangel litten. Das Regenwasser wurde, sobald es sich ordentlich gesetzt und abgeklärt hatte, gleich zum Trinken, für die Küche und zum Waschen gebraucht.

Manche der Passagiere wissen nicht, was sie auf einer langen Seereise mit der Zeit anfangen sollen und gewöhnen sich das Trinken, Kartenspiel oder andere unnütze und schädliche Dinge an. Wer aber die Pflicht erkennt, seine Zeit nützlich anzuwenden, und die Stunden zwischen Arbeit und Erholung gut einzutheilen weiß, wird gewiß auch auf der hohen See von der Langenweile niemals geplagt werden. Denn als Passagier hat er gute Gelegenheit, da er ein sorgenfreies Leben führt und die Kapitaine in der Regel tüchtige Seeleute sind, so daß man sich nicht zu ängstigen braucht, sich einen Schatz von schönen Kenntnissen einzusammeln. Für den Missionar bietet eine Seereise die gewünschte Ruhe und Muße, sein Herz vor Gott zu sammeln und sich zu dem hohen und

schweren Berufe durch Gebet zu stärken. Hat doch unser Herr und Heiland sich in die Stille zurückgezogen, ehe er in sein Lehramt eintrat.

Es könnte leicht scheinen, als trüge der Sonntag an Bord des Schiffes kein anderes Gepräge, als das des Werkeltages; dies ist aber keineswegs der Fall. Die Matrosen erscheinen in ihrem Anzuge weiß und blau, rein und ordentlich gekleidet auf dem Verdeck, und manche nehmen ihr Gebetbuch oder die Bibel zur Hand. Wie in einem christlichen Hausstande, so wurden auch auf unserm Schiffe die gewöhnlichen Tagesarbeiten von den Matrosen eingestellt. Nur das wurde gemacht, was durchaus geschehen mußte. Es herrschte eine große Stille und Ruhe auf unserm Schiffe. Dies trug nicht wenig dazu bei, uns einen Sabbathsegen zu bereiten. Wie auf dem festen Lande, so war mir auch auf der See zu Muthe, als riefe auch die Natur mir zu: „Heut ist des Herrn Ruhetag!“ An diesem Tage wurde mein Herz oft tief bewegt. Heut', dachte ich, ziehen in der Heimath die Gläubigen in Schaaren zum Hause Gottes; ja überall, wo Christen sind, schickt man sich zum Kirchgang an; sie gehen um sich zu erbauen und anzubeten mit der Gemeinde im Tempel des Herrn; du aber kannst nicht die schönen Gottesdienste besuchen, sondern mußt hier in der Stille, auf dem großen Ocean, weit entfernt von der Heimath, den Sabbath zubringen. O, wie tief fühlt ein Christenmensch das Bedürfniß nach Gemeinschaft und nach gemeinsamer Gottesverehrung, wenn man dieselbe entbehrt. Doch blieben wir auf unserem Schiffe nicht ohne Erbauung. Unser Gottesdienst war zwar nur ein Privatgottesdienst, aber dennoch empfanden wir die beseligende Nähe unseres lieben Herrn, der gesagt hat: „Wo Zwei oder Drei versam-

melt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“

Die Seereise, besonders die erste, bietet jedem Reisenden viel Interessantes und Angenehmes dar. Es giebt auf einer langen Fahrt viel Neues zu sehen, was dem Landbewohner völlig unbekannt bleibt. Bald ist es das Wogen, Wallen und Leuchten des Meeres, bald ein fliegender Fisch, der über Bord fliegt, bald ein Delphin oder Sonnenfisch, bald ein Wallfisch, der die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich zieht. Zuweilen folgt Tage lang ein Haifisch, der stets zwei kleine braune Fische, Lotsen genannt, als Begleiter hat, hinter dem Schiffe und verschlingt begierig Alles, was über Bord geworfen wird; oder es spielen um das Schiff eine große Anzahl Porpus oder Meerschweine herum, welche durch ihre lustigen Sprünge und ihr munteres Umhertummeln den Seefahrer ergötzen. Auch gewähren Einem die verschiedenen Seevögel von der kleinen Kaptaube bis zum großen Albatros viel Vergnügen. Es ist interessant anzusehen, wie z. B. ein Seestorch längere Zeit das Schiff begleitet, und wenn er von der Höhe einen Fisch erblickt, wie ein Pfeil auf seine Beute stürzt. Manchmal erblickt man ein Schiff in der Ferne, dem man sich allmählig nähert. Der südliche Sternenhimmel hat auch seine Reize, doch ist er nicht so schön, wie der nördliche. Aber das Interessanteste ist der majestätische Anblick des wallenden und brausenden Meeres, wenn es vom Sturm bewegt ist. Zu einer solchen Zeit tritt uns die Allmacht und Größe Gottes in der Natur am stärksten entgegen.

Unser Schiff, das etwa 12 bis 15 Fuß tief im Wasser ging und etwa 12 Fuß Bord hatte, verfolgte unter der Leitung seines Kapitains über das große Weltmeer Tag und

Nacht seine Bahn. In den ersten Tagen hatten wir viel Regen, der Wind war uns wenig günstig, und wir mußten hin- und herkreuzen, um nicht auf Klippen und Felsen oder auf Sandbänke geworfen zu werden. Fast eine Woche hielten wir uns in den irländischen See auf, wozu sonst nur 3 bis 4 Tage erforderlich sind. Auf dem atlantischen Ocean bekamen wir aber besseren Wind und schönere Tage.

Wir segelten aller Gefahr entronnen nun rasch bei Frankreich vorüber. Am Kap Finisterre, dem nordwestlichsten Vorgebirge Spaniens erblickten wir spät am Abend zum ersten Mal nicht weit von uns einen großen Wallfisch, der von Zeit zu Zeit einen starken Wasserstrahl, etwa 20 bis 30 Fuß hoch, in die Luft blies. Die Insel Porto Santo bei der wir vorüberfuhren, machte sich recht lieblich mit ihren grünen, bewaldeten Hügeln. Ein kleines, portugiesisches Schiff segelte dort bei uns vorbei, auf dem wir die Personen mit bloßen Augen deutlich erkennen konnten. Nicht lange darauf bekamen wir die Insel Madeira mit ihren in der Nähe gelegenen drei hohen, steilen Felsen, die früher Vulkane waren, zu sehen. Die canarischen Inseln blieben uns links liegen. Das Wetter war jetzt köstlich, besonders waren die Abende höchst angenehm. Da die Sonne sich immer mehr dem Zenith d. i. dem Scheitelpunkte näherte, so wurde während des Tages auf dem Hintertheil des Schiffes das Sonnensegel ausgespannt.

Auf dem Wege zum Wendekreis des Krebses bekamen wir eine Menge fliegender Fische zu sehen, die theils einzeln, theils in Schaaren, wenn sie in ihrem Elemente durch das Durchfurchen des Schiffes gestört wurden, aus dem Wasser gleich den Sperlingen auf dem Stoppelfelde plötzlich heraus- und eine große Strecke über die Meeresfläche hin-

flogen. Diese fliegenden Fische fielen während ihres Fluges, besonders in der Nacht, oft mit einem Knall aufs Verdeck des Schiffes nieder. Sie haben in der Gestalt viel Aehnlichkeit mit den Heringen, sie sind nur etwas schmäler und dicker. Ihre Flügel haben fast die Länge ihres Körpers.

Sobald wir in den Bereich der Passatwinde gekommen waren, welche zwischen den Wendekreisen das ganze Jahr hindurch mit großer Regelmäßigkeit und zwar nördlich vom Aequator von Nord-Ost nach Süd-West, dagegen südlich von demselben von Süd-Ost nach Nord-West wehen, segelten wir mit diesem guten Winde S.-S.-W. pfeilschnell in die heiße Zone. Das Schiff legte jetzt täglich 45 bis 50 deutsche Meilen zurück. Die Schnelligkeit desselben wird vermittelst eines Logs gemessen. Das Log besteht aus einem kleinen Brettchen, an dem eine lange Schnur, welche um ein leicht bewegliches Rad läuft, befestigt ist. Während Einer das Brettchen in das Meer wirft und die Schnur, an der in bestimmten Entfernungen Knoten und andere Zeichen gemacht sind, sich vom Rade, das ein Zweiter hält, abhaspelt, sieht ein Dritter nach der Sanduhr. Darnach wird berechnet, welche Strecke das Schiff in einer Stunde zurücklegt.

Innerhalb der Wendekreise hatten wir Gelegenheit viele Porpusse zu sehen. Sie schwimmen immer in Heerden und finden ihre Lust daran, das Schiff zu umkreisen, wobei sie zugleich ihre Sprünge aus dem Wasser machen; sie sind 4 bis 5 Fuß lang und von beträchtlichem Umfange. In der Bildung des Kopfes haben sie mit dem Schweine viel Aehnlichkeit, daher ihnen auch der Name Meerschweine beigelegt ist. Wir waren auf der Reise so glücklich einige von ihnen vermittelst einer Harpune und einer Schlinge zu fangen.

Anfangs September erblickten wir am fernen Horizonte

die capverdischen Inseln. Das Wetter war köstlich, der Himmel sehr klar und heiter. Die Sonnenuntergänge, an denen wir uns ergötzten, waren überaus prächtig. Auch sahen wir jetzt an jedem Abend das von allen Seereisenden viel gepriesene Leuchten des Meers. Besonders herrlich machte es sich, wenn es recht finster war. Das Schiff war, da es das Wasser schnell durchschnitt und gewaltsam zurückdrängte, so daß der Schaum hoch empor schlug, immer von elektrischen, Funken sprühenden Feuermassen umgeben, in denen viele runde Feuerscheiben von verschiedener Größe, manche wie ein Teller groß, umherschwammen. Am schönsten nahm sich dies beim Bugspriet (d. i. das Vordertheil des Schiffes) aus, wo sich ohne Aufhören schäumende Feuermassen hoch aufthürmten und zerstäubten. Auch am Stern und Hintertheil des Schiffes folgte dem Ruder ein langer, Funken sprühender Feuerstrom.*) So predigte uns auch das große Weltmeer von Gottes Größe und Macht, die das Herz zum Lob und zur Anbetung des Herrn stimmt.

Eine sehr große Freude wurde uns auf dem Ocean jedesmal dadurch zu Theil, wenn wir in der Ferne ein Schiff erblickten. Zuerst zeigten sich von demselben am Horizont wie ein Punkt die Spitzen der Masten — weil der Meeresspiegel auf einer Entfernung von 5 deutschen Meilen sich auf etwa 70 Fuß neigt, — dann wurde es allmählig sichtbarer, bis wir zuletzt das ganze Schiff sahen, entweder uns entgegen kommend, oder mit uns denselben Weg verfol=

*) Früher glaubte man, daß diese Funken Phosphor seien, der sich bei plötzlicher Brechung der Meereswellen entzünde. Später aber kam man zu der Erkenntniß, daß dies eine besondere Art Molusken sind, welche man im Meer an manchen Stellen, hauptsächlich an der westafrikanischen Küste, in beträchtlicher Menge findet.

gend. Es wurde jedesmal vom Kapitain Alles aufgeboten, um das Schiff, wenn es dieselbe Richtung verfolgte, einzuholen. Deshalb wurden so viel Segel als möglich beigesetzt. Mit mehreren Schiffen hatten wir eine Unterredung, obgleich wir 2—3 englische Meilen von einander entfernt waren. Dieses geschah durch verschiedene Flaggen, von denen jede nach ihren Farben und Feldern, eine bestimmte Nummer hatte. Die Farben sind roth, gelb, blau, grün und dergleichen, so schreiend als sie nur sein können, weil sie Meilenweit gesehen werden sollen. Jeder Schiffskapitain besitzt ein Signal-Buch, in welchem nach fortlaufenden Nummern sämmtliche Schiffe verzeichnet stehen und mancherlei Fragen und Antworten enthalten sind. Will man den Namen des Schiffes, den Ort und den Tag der Abreise wissen, oder wohin es segelt und dergleichen, so ordnet man die Flaggen nach der Nummer, die bei einer dieser Fragen steht. Eine der wichtigsten Fragen, die ein Kapitain dem andern macht, ist die: „Welchen Längen- und Breitengrad hast Du?" Ein Paar Schiffe kamen uns so nahe, daß die Kapitaine sich durch's Sprachrohr unterhielten. Zuweilen ereignete es sich, daß uns Schiffe mit vollen Segeln vom entfernten Horizont entgegen kamen, während wir die entgegengesetzte Richtung verfolgten, woraus wir deutlich erkannten, daß auf dem Meere verschiedene Luftströmungen stattfinden.

Die Temperatur der Luft war, als wir die Linie passirten, weil wir guten Wind hatten, und es auch irgendwo geregnet haben mußte, sehr gemäßigt. Wir hatten nur 15 Grad Reaumur. Oft pflegt bei der Linie Windstille zu sein, wo dann die Hitze sehr drückend ist. Hier wie überhaupt zwischen den Wendekreisen hatten wir die Sonne zu Mittag im Zenith.

Auf manchen Schiffen feiern die Matrosen, wenn sie die Sonnenlinie passiren, das Neptunsfest, wobei die Kapitaine ihnen gewöhnlich freien Lauf lassen. Die älteren Matrosen suchen dann, wie Reisende berichten, sich wunderlich zu maskiren. Hände und Füße werden schwarz und roth gefärbt, so daß sie wie böse Geister aus der Unterwelt aussehen. Neptun trägt eine hohe, schwarze Mütze von Segeltuch, ein rothes Hemd, eine Schärpe von geflochtenem Tauwerk, einen großen, hölzernen Säbel an der Seite und einen Dreizack in der Hand. Sein langer Bart und seine große Perrücke sind aus Hanf verfertigt. Das Gefolge besteht aus Seenymphen und gräßlichen Seeungeheuern, welche den Meeresgott unter dem schrecklichsten Geräusch ankündigen. Der Sekretair desselben erscheint mit einer großen, hölzernen Brille und einem Buche in der Hand, um darin die Namen derer aufzuschreiben, die zum ersten Mal die Linie kreuzen. Er fragt, woher man kommt und wie viel Tribut man dem Neptun zahlen wolle. Amphitrite, die Gemahlin des Neptun, zeigt sich ebenfalls in einem wunderbaren Anzuge und ist von einer Ehrenwache umgeben. Beide nehmen dann nach einer kurzen Procession auf dem Verdeck ihren Thron ein, der oft aus einer Kanonenlafette besteht. Von dort her, wo auch der große Waschzuber steht, der über die Hälfte mit Seewasser gefüllt ist und worin Solche, die zum ersten Mal die Sonnenlinie passiren, gebadet werden, gehen alle Befehle aus. Sonderbar ist das Spiel, das man mit den jüngeren Matrosen treibt. Erst wird ihnen der Kopf geschoren, dann verbindet man ihnen die Augen und führt sie gegen ein ausgespanntes Tau, das die Linie vorstellen soll, welches sie überschreiten müssen; hierbei werden ihnen drei Eimer Wasser über den Kopf gegossen. Darauf kommt der Barbier, der ih-

nen das Gesicht statt der Seife mit Theer einschmiert und sie dann mit einem verrosteten Stück Eisen, das er auf der Ankerkette streicht, barbiert. Zuletzt werden sie rücklings in den Zuber mit Wasser geworfen und abgespült. Gegen Passagiere nimmt man sich in der Regel nichts heraus, höchstens werden sie ein wenig mit reinem Wasser bespritzt.

Wir entfernten uns jetzt mit gutem Winde in südwestlicher Richtung immer weiter vom Aequator und steuerten nach dem Wendekreis des Steinbocks. Auf der Fahrt dahin hatten wir heftige Windstöße oder Squalls, die sehr gefährlich sind und oft viele Segel hinwegführen. Obgleich sich das Schiff zu solchen Zeiten recht stark bewegte und von den Wogen auf- und niedergehoben wurde, so konnte ich doch ganz sorgenlos zur Ruhe gehen in der festen Zuversicht, daß der mich schon schützen würde, der, wie der Prophet spricht, die Wasser mit der Faust misset und den Himmel mit der Spanne faßt.

Als wir auf der südlichen Halbkugel den Wendekreis des Steinbocks durchkreuzt hatten und einsam auf dem großen Wasser unsern Weg verfolgten, trafen wir mit einem Schiff zusammen, das wir schon vor der Linie gesehen hatten. Wir begrüßten uns und konnten uns mit dem Kapitain auf's Neue unterhalten; wir waren sehr froh nach langer Zeit wieder einmal Menschen zu sehen.

Jetzt ging es in schnellem Fluge dem Kap der guten Hoffnung zu. Zwar war es uns nicht vergönnt dasselbe zu sehen, doch mußten wir seine Witterung fühlen. Es war hier alle Tage naß und kalt, es gab Regen und Hagel. Der Wind ging stark, die See sehr hoch. Wir segelten 9—10 englische Meilen die Stunde. Auf dem Schiffe wurden nun alle Vorkehrungen getroffen, weil am Kap heftige

Stürme herrschen. Alte abgenutzte Segel wurden durch neue, starke ersetzt. Alles, was durch die über Bord kommenden Wogen leicht weggespült werden oder Schaden leiden konnte, wurde gehörig befestigt. Auch wurden die Fenster in unserer Sternkajüte gegen das Eindringen der Wellen mit dicken dazu passenden Bohlen wohlverwahrt. So stand man, so weit es menschliche Vorsicht vermochte, seinem Gegner, dem Sturm und gewaltigen Wogendrang gegenüber, gerüstet da.

Je mehr wir nach Süden steuerten, desto kälter wurde es. Der Wind nahm an Stärke zu und wir kamen schnell in die Kap=Region. Bald zeigten sich uns viele Kaptauben und Albatrosse oder Sturmvögel. Letztere sind die größten Seevögel, deren Flügel ausgebreitet 10—14 Fuß messen. Wir fingen vermittelst der Angel mehrere Vögel von beiden Gattungen.

Ende September hatten wir den ersten Sturm. Als ich mich am Morgen auf's Verdeck begab, bot sich mir ein großartiges Schauspiel dar. Fast alle Segel waren eingezogen, dennoch flogen wir nur so dahin. Der Wind heulte, die See tobte und war bis in ihre tiefsten Tiefen aufgeregt. Eine Menge Kaptauben und Sturmvögel hatten sich bei unserm Schiff eingefunden und flogen über den Wogen umher, oder ließen sich von ihnen auf= und niedertragen und achteten zugleich darauf, ob sie nicht in dem, was über Bord geworfen wurde, Nahrung für sich fänden.

Die Wellen wurden zu Wogen. Diese thürmten sich mit jedem Augenblick höher und höher, so daß sie zuletzt großen Bergen glichen, die mit starkem Brausen über die Meeresfläche hinrollten, wobei eine Welle die andere verschlang. Zuweilen bildeten die Wogen, welche der Sturm im wilden Wirbel vor sich trieb, große Wasserhügel, die sich

aufthürmten, ein andres Mal glichen sie einer Lawine, deren kräuselnde, schäumende Spitze vom Sturme weit weggeführt wurde. Der ganze Ocean lag wie eine unermeßliche Schaumdecke vor uns.

Unser Schiff hatte mit den Elementen einen gewaltigen Kampf zu bestehen. Die Wogen warfen es nach allen Seiten und spielten mit demselben wie mit einer Nußschale. Aber als erfahrner Held kämpfte unser Schiff gegen die heranbrausenden Wellen. Kam von der rechten Seite eine berghohe Welle und wollte sich in wilder Wuth auf's Verdeck werfen, dann senkte sich das Schiff zur linken und wehrte also die Welle ab. Die Lenkung des Schiffes erforderte jetzt die ungetheilte Aufmerksamkeit des Kapitains und des Steuermanns.

Da der Sturm zunahm, so mußten noch mehr Segel eingezogen und gerefft werden, wobei dieselben furchtbar umherschlugen; aber Kraft und Kunst siegten. Einige Segel wurden ganz abgenommen, damit sie vom Winde nicht weggeführt würden. Das Kommando geschah vom Kapitain durchs Sprachrohr, weil das Brausen des Meeres und das Heulen des Sturmes fürchterlich war, und die bloße Stimme nicht ausreichte. Manchmal trat der Kapitain selbst zum Steuerrad und griff in die Speichen, während sein schneller Blick bald die Segel, bald den Ocean musterte. Von 25 und noch mehr Segeln, blieben zuletzt nur 2 und selbst diese, doppelt gerefft, waren nur ein Drittel dem Winde ausgesetzt. Das Schiff, das sonst mit seinen vollen Segeln einen majestätischen Anblick gewährte, machte jetzt mit den nackten Masten, den leeren Raaen und dem Takelwerk einen wehmüthigen Eindruck.

Unterdeß wuchs die Gefahr. Mit ungeheurer Macht schlugen die Wellen an die Wände des Schiffes. Alles krachte

und zitterte, Alles fiel drunter und drüber. Eine Woge nach der andern stürzte über den vordern Theil des Schiffes. Oft war unser Fahrzeug von den Meereswogen, wie von hohen Bergen, die wir nicht übersehen konnten, eingeschlossen, und wir befanden uns gleichsam in einem Gebirgskessel. Bald schauten wir zu den berghohen Wellen hinauf, aber schon den andern Augenblick wurden wir von einer mächtigen Woge in die Höhe gehoben, und wir blickten in den Abgrund hinunter. Manchmal schien es, als wollten die heranstürzenden Fluthen unser Schiff verschlingen und in die Tiefe versenken. Dies geschah dann, wenn das Hintertheil des Schiffes auf einer Woge ruhte und mit dem Vordertheil ganz steil nach der Tiefe gerichtet in den Grund zu stürzen drohte. Der schauerliche Anblick wurde noch dadurch vermehrt, daß die Wellen bald hier, bald dort über Bord schlugen und darüber hinwegrollten. Anfänglich stand ein Steuermann, später zwei beim Steuerrade, als aber die Gefahr größer wurde, band man dasselbe mit Ketten und Stricken fest und gab von Zeit zu Zeit darauf Acht.

Aber Gottlob, auch bei dem gewaltigen Naturereigniß, das wir jetzt erlebten, wo das Leben jeden Augenblick so sichtbar auf dem Spiele stand, wußte ich nichts von Furcht und Bangigkeit, sondern blieb ruhig und getrost; denn ich hatte das selige Bewußtsein, daß ich bei Gott in Gnaden bin und daß alle unsere Haare auf dem Haupte gezählt sind und ohne Gottes Willen mir nichts begegnen kann. Staunend und anbetend ergötzte ich mich an dem furchtbar majestätischen Schauspiel der Natur und bekam dadurch mehr, als durch alles Andere, was ich bis dahin gesehen hatte, einen tiefen Eindruck von der Größe und Allmacht unseres Gottes.

Als Alles auf dem Schiffe beschickt war, suchte der Eine

hier, der Andere dort sich festzuhalten. Wer keinen Gegenstand hatte, gegen den er die Füße stemmen und an dem er sich mit den Händen anklammern konnte, der wurde fortgeschleudert. Am Tische konnten wir heute nicht essen, sondern Jeder setzte sich in irgend eine sichere Ecke flach auf den Boden und balancirte mit seinem Teller und nahm Etwas zu sich. An den stürmischen Tagen wurde nur das Nothwendigste gekocht; denn jeden Augenblick war die Küche voll Wasser, das nicht nur das Feuer auszulöschen, sondern auch die Speisen sammt dem Koch wegzuspülen drohte.

Gegen Abend ließ der Sturm etwas nach und nahm einen milderen Charakter an. Die Nacht brach endlich herein. Ich ging um die bestimmte Zeit zu Bett, doch mußte ich mich vorsehen, aus der Koje wegen der Schwankung des Schiffes nicht herausgeworfen zu werden. Mich mit Leib und Seele Gott befehlend, der bis hieher uns vor Schaden und Gefahr gnädiglich behütet hatte, schlief ich ruhig ein.

Bei unserer Fahrt um das Kap kam uns die europäische, warme Kleidung in diesen rauhen und stürmischen Tagen gut zu Statten. Glücklicherweise hatten wir hier nur drei Wochen zuzubringen. Die südliche Halbkugel ist, wie Viele schon wissen werden, kälter als die nördliche, wahrscheinlich wegen der größeren Wassermenge und der am Südpol angehäuften Eismassen.

Wir ließen das Kap etwa 250 englische Meilen links liegen. Der Wind war hier außerordentlich stark, die See ging hoch.

Am Reformationsfeste hatten wir zum ersten Mal seit längerer Zeit wieder einen schönen Morgen. Mit frohem Herzen ging ich auf dem Verdeck auf und ab. Plötzlich rief der erste Schiffsofficier: „Was ist dort vor unserm Schiffe?“

Der Kapitain, der noch nichts sah, aber vielleicht nichts Gutes vermuthete, rief sogleich dem Steuermann zu, links abzubiegen. Wir gingen sofort zum Kapitain, der soeben durch's Fernrohr das Schrecken erregende Ding betrachtete und fragten, was das sei. Er sagte: „Es ist ein Schiffswrack.“ Wir segelten ganz dicht dabei vorüber. Es war ein kläglicher Anblick und machte einen tiefen Eindruck auf uns Alle. Der Mastbaum mit dem Korbe war stark angebrannt, woraus wir schlossen, jenes Schiff muß durch Feuer zerstört worden sein. „Was mag aus den armen Menschen geworden sein, hier mitten auf dem Meere?“ sagte der Kapitain sehr bewegt; „sie sind wahrscheinlich Alle in der Tiefe begraben.“

In dem indischen Ocean erlebten wir einen ähnlichen Kampf der Elemente, wie auf dem atlantischen Meere, der Unterschied bestand nur darin, daß die Wogen nicht von so beträchtlicher Höhe waren, aber das Schauspiel der Natur hielt hier länger an. Die Sonnenuntergänge waren hier prachtvoller als auf dem atlantischen Meere. Bei der Linie die wir aufs Neue durchkreuzten, war es fast unerträglich heiß, ganz anders, wie auf dem atlantischen Ocean; die Sonne brannte furchtbar bei Tage, doch war die Hitze des Nachts noch drückender.

Als wir den bengalischen Meerbusen erreichten, schmeichelten wir uns mit der Hoffnung, daß wir in den ersten Tagen des Monats December in Calcutta eintreffen würden, mußten aber diese bald aufgeben, weil wir in dem Meerbusen oft Windstille hatten. Dies ist eine peinliche Lage für den Seemann und Passagier. Der Kapitain schaute sehnsüchtig nach jedem kleinen Wölkchen, ob sich nicht ein Lüftchen erheben würde. Die Segel hingen schlaff hinunter und schlugen beim Rollen des Schiffes von links nach rechts und so umgekehrt mit Macht gegen die Masten. Dies Rol-

len ist höchst unangenehm, es rührt von den schlaffen Segeln her, die sonst, mit Wind gefüllt, dem Fahrzeuge eine feste Haltung geben.

Bei der Windstille wurde die See ganz ruhig und glich, was ich nie gedacht hatte, einem klaren Wasserspiegel. Ich hatte früher die Idee, daß die See sich stets in einem wogenden und wallenden Zustande befinde, aber ich wurde nun vom Gegentheil überführt. Die ungeheure, glatte Meeresfläche, in der sich der klare Himmel abspiegelte, war sehr lieblich anzusehen. Hauptsächlich machte sich dies schön beim Sonnenaufgang, schöner noch beim Sonnenuntergang. Es kam mir dann unsere Erde wie in ihrem Zustande der Entstehung vor, wie wir es 1 Mose 1, 1 ff. lesen. Der Meeresspiegel und der Himmel schienen in sich völlig aufzugehen, denn es war an vielen Stellen gar nicht zu unterscheiden, wo das Wasser aufhöre und der Himmel anfange.

Nachdem uns Gott ein wenig in der Geduld geübt und geprüft hatte stellte sich allmählig ein leises Lüftchen ein. Die Stille des Meeres wurde von leichten Winden, welche die schlummernden Wellen weckten, unterbrochen. Zuletzt erhielten wir die lang ersehnten, in diesem Breitengrade üblichen Monsoons, und wir segelten gerade auf Calcutta zu. Es wurden nun vom Kapitain zum Einschiffen alle Vorkehrungen getroffen. Das Schiff, welches bei der langen Seereise und dem Unwetter an seinem schönen Aussehen viel verloren hatte, wurde auf's Neue angestrichen. Die Masten wurden geputzt, das Takelwerk, welches durch die Stürme schlaff geworden war, wurde straff gezogen und Alles auf dem Schiff in Ordnung gebracht. Aber noch einmal sollte unsere Geduld auf eine harte Probe gestellt werden; denn die Monsoons hörten auf, und wir hatten

öfters Windstille, so daß wir nur wenige Meilen am Tage machten. Doch allmählig kamen wir vorwärts. Die Farbe des Meeres, welche sonst ein schönes Dunkelblau war, färbte sich ganz grasgrün, was immer der Fall ist, wenn man sich dem Lande nähert; zuletzt verwandelte sich das Grün des Wassers in gelb, als wir der Mündung der großen Ausflüsse nahe kamen. Als wir glaubten, weit genug gekommen zu sein, und das Heranschwimmen von Baumstämmen, Wurzeln und Sträuchern, und das Erscheinen der Landvögel uns die Nähe des Festlandes anzeigte, schauten wir fleißig nach dem Lotsenschiff aus. Man hat nämlich wegen der vielen Sandbänke, welche sich tief bis in die See erstrecken und besonders bei stürmischem und neblichtem Wetter sehr gefährlich sind, an verschiedenen Orten beim Ausfluß des Ganges und seiner vielen Nebenarme in den Bengalischen Meerbusen bei Sandheads nahe beim Eingang des Hauptkanals in einer beträchtlichen Entfernung vom Lande in der Nähe der Leuchtschiffe, die statt Leuchtthürme vor Anker liegen, mehrere Lotsenschiffe stationirt, welche entweder dort vor Anker liegen, oder vor den Ausläufen der Sandbänke, die immerfort ihre Richtung verändern, umherkreuzen. Auf einem solchen Lotsenschiff befinden sich im Dienst der englisch-ostindischen Regierung mehrere Lotsen, deren Pflicht ist, jedes Schiff in den geeigneten Kanal zu bringen und durch die vielen Sandbänke hindurch sicher nach Calcutta zu führen, damit man nicht noch zuletzt Schiffbruch leide. Wollte es ein Kapitain wagen, ohne einen Lotsen seinen Weg hier allein fortzusetzen, so wäre es ziemlich gewiß, daß das Schiff nicht nur Schaden nähme, sondern auch der Eigenthümer desselben würde beim eintretenden Schiffbruch keine Vergütung von der Versicherungsgesellschaft erlangen.

Endlich nach langem Sehnen und Harren erblickten wir zu unserer großen Freude am 20. December in der Ferne ein Lotsenschiff. Sofort wurde signalisirt; denn wir wünschten, sobald als möglich am Ziele zu sein. Wir erhielten jedoch den Lotsen, der uns nun sicher und wohlbehalten in unsere zweite Heimath einführen sollte, erst am Morgen des folgenden Tages. Die Freude, den Lotsen an Bord zu haben, war bei uns Allen unbeschreiblich groß. Wir hatten ihn über Vieles zu fragen. Jetzt sahen wir auch die ersten Eingebornen von Ostindien. Etwa 10 Hindus hatten den Lotsen auf einem Boote zu uns gebracht. Ich fühlte mich augenblicklich zu ihnen hingezogen. In ihrem ganzen Wesen war durchaus nichts Abstoßendes, was Einem bei den Negern leicht anwandelt, sondern im Gegentheil viel Anziehendes. Sie waren fast ganz nackt, von dunkelbrauner Farbe und hatten langes, schwarzes Haar. Ein mehrere Ellen langes Stück Kattun war zierlich um ihre Hüfte und Lenden gewunden. Manche hatten noch ein breites langes Stück Zeug, ebenfalls von Kattun, um ihren Oberkörper geworfen. — Auf ein uns vorgelegtes Papier mußten wir den Namen des Schiffes, von wo es herkommt, wie der Kapitain und die Passagiere heißen, einschreiben. Diese Nachricht wurde schnell auf dem kürzesten Wege per Telegraph von Kedscheri, der ersten indischen Stadt, nach Calcutta befördert, so daß man dort unsere Ankunft schon mehrere Tage vorher erfuhr.

Sobald der Lotse an Bord war, trat der Kapitain nach Seegebrauch an ihn sein Kommando ab, und das Schiff stand unter seiner alleinigen Leitung. Obgleich wir auch jetzt noch Mangel an Wind hatten, so führte uns dessen ungeachtet der Lotse durch die Benutzung der Fluth, welche sich

uns bereits fühlbar machte, sicher dem Ziele entgegen. Wir mußten alle 6 Stunden bei eintretender Ebbe und ebenso in der Nacht den Anker werfen, damit wir nicht zurückgetrieben würden. Bei der Fluth wurde der Anker wieder gelichtet. Ich freute mich allemal, wenn es hieß: „Anker aufgewunden", weil die englischen Matrosen eine schöne Arie dabei sangen. Während wir fuhren, warf der Lotsenlehrling, den der Lotse mitgebracht hatte, immerfort das Senkblei aus, um die Tiefe zu messen und sagte dann wie viel Klafter wir hätten. Die leichten, wohlberechneten Wendungen des Schiffes verriethen deutlich, daß es unter der Leitung eines Führers stehe, der mit den Sandbänken in diesem Gewässer wohl vertraut ist. Den Tag darauf erhielten wir günstigen Wind. Das Schiff wurde in wenigen Minuten in Segel gehüllt; wir konnten mit schnellem Fluge unsern Weg weiter verfolgen und näherten uns dem Ausflusse des Hugly, dem östlichen Seitenarm des Ganges.

Je näher wir dem Ziele kamen, desto mehr beschäftigte sich mein Gemüth mit dem, was in dem fremden Lande unserer wartete, und wie uns die Engländer wohl aufnehmen würden; doch waren wir der guten Zuversicht, daß der Herr, in dessen Dienst wir stehen, schon Alles wohl machen werde.

Mit großer Spannung und Erwartung schauten wir jetzt nach dem Festlande aus. Da das Ufer allenthalben sehr niedrig ist, so bekommt man dasselbe erst in kurzer Entfernung zu sehen. Endlich erblickten wir am fernen Horizonte das Land, das zuerst mit der Wasserfläche gleich zu sein scheint. Die zahlreichen Gruppen von Bambusrohr, Kokusnüssen und anderen Palmbäumen, womit die Küste reichlich bedeckt ist, machen den Eindruck, als ob diese im Meere wüchsen; je

näher man aber dem Lande kommt, desto deutlicher treten Bäume und Sträucher dem Auge entgegen.

Auf unserm Wege trafen wir mit mehreren Schiffen von verschiedener Größe und Gestalt zusammen, welche entweder ihren Lauf hinunter nahmen, oder hier oder dort vor Anker lagen; es währte nicht lange, so fanden wir uns in einer breiten Seebucht, welche im Westen durch das Festland und im Osten durch die Insel Sagor gebildet wird. Die Hindus halten die Spitze dieser Insel, welche nach der See gerichtet ist, für heilig. Das Wort Sagor, obgleich scheinbar der Insel als Name gegeben, bedeutet See, und Ganga Sagor soll deshalb den Ort bezeichnen, wo sich der Ganges mit der See vereinigt.

Obgleich die Hindus das Wasser des Ganges allenthalben sehr heilig halten, so gilt dies doch vornehmlich von all den Stellen, wo das Wasser des Ganges mit einem andern zusammen kommt. Das Baden daselbst soll nach den religiösen Büchern der Hindus hauptsächlich an gewissen Tagen im Jahre die wohlthätige Wirkung haben, daß es den Menschen von Sünden reinige und ihm leibliche und geistliche Wohlthaten verschaffe. Aus diesem Grunde strömen jährlich, besonders im Monat Januar, viele Tausend Hindus nach Sagor, um durch das Baden an diesem Orte die erwähnten Segnungen zu empfangen.

In früherer Zeit opferten dort die Eingebornen dem Ganges ihre Kinder und warfen sie in's Meer. Dies fand statt gewöhnlich in Folge eines Gelübdes, welches sie der Gottheit Ganga zu Zeiten der Noth thaten, oder um irgend einen wünschenswerthen Gegenstand zu erhalten. Sie legten häufig das Gelübde ab, noch vor der Geburt der Kinder; es wurde aber meistens erst erfüllt, wenn diese ein

Paar Jahre alt waren. Man erzählt, daß die Mutter gewöhnlich ihr Kind, unter dem Vorwand es zu baden, eine beträchtliche Strecke in's Wasser lockte, bis sie im Stande war, es in die Tiefe zu stoßen, wo es eine Beute der Haifische und Krokodille wurde, welche dort zahlreich vorhanden sind. Diese grausame Sitte ist jetzt auf Befehl der englisch-ostindischen Regierung abgeschafft. Die Polizei hat strengen Befehl, solche Thaten zu verhindern und die Uebertreter zu bestrafen. Da oft mehr als 100,000 Pilgrimme von der entgegengesetzten Küste von Orissa und aus anderen Gegenden Bengalens sich zu Wasser auf Böten dahin begeben, so benutzen die Missionare diese Gelegenheit, den armen Heiden die frohe Botschaft zu verkündigen, wie sie durch das Blut Jesu Christi Vergebung der Sünden erhalten können.

Am 22. December segelten wir mit anderen Schiffen den Hugly hinauf. Dieser Fluß ist wegen der vielen Sandbänke sehr gefährlich, wo jährlich viele Schiffe scheitern. Das Flußbette verändert sich fast jede Woche, wo heute Sandbänke sind, ist in der nächsten Woche tiefes Wasser und umgekehrt, so daß selbst die Lotsen oft nicht wissen, wie das Schiff zu führen. Bei der Mündung der Hugly, an dem höher hinauf Calcutta, die Haupt- und Residenzstadt von Bengalen und dem ganzen britischen Indien liegt, näherten sich uns viele Eingeborne auf ihren Böten. Einige boten uns ihre Dienste beim Hinauffahren auf dem Flusse an, Andere dagegen brachten Früchte als: Apfelsinen, Plantanen und andere Produkte zum Verkauf. Bei Kedscheri, der ersten Stadt bei der wir vorbeifuhren, kamen zwei Postboote zu uns herüber, die uns sämmtliche Briefe zeigten, damit wir nachsehen möchten, ob nicht welche für uns vorhanden wären. Gewöhnlich pflegen Freunde und Bekannte in Indien die neuen Ankömmlinge brieflich zu bewill-

kommnen. Von Kedscheri aus wurde sogleich nach Calcutta telegraphirt, daß unser Schiff diesen Ort erreicht habe. Dies wiederholte sich bei jedem wichtigen Orte, der höher hinauf am Hugly lag, so daß die Freunde und Geschäftsleute in Calcutta durch den Telegraphen an jedem Tage erfuhren, wo das Schiff sich befand.

Der Anblick des Landes, wenn man eine lange Seereise zurückgelegt hat, erfüllt das Herz eines Jeden an Bord, des Passagiers sowohl, als des Seemanns mit großer Freude. Alles Grüne erquickt. Das Auge des Reisenden, welcher Monate lang nichts als den Himmel und die ungeheure Wasserfläche gesehen hat, ruht mit Wohlgefallen auf jedem Gegenstande. Heiterkeit und Frohsinn zeigt sich auf allen Gesichtern und die Arbeit wird von den Matrosen mit vielem Humor und großer Bereitwilligkeit verrichtet.

Die Fluth macht sich auf dem Hugly wie bei allen Armen des Ganges bis tief in das Land hinein geltend. Krokodille sind in diesem Strome zahlreich vorhanden. Das Ufer, welches wir jetzt deutlich sahen, machte sich mit der üppigen Vegetation außerordentlich schön. Man nennt das niedrige Land von Bengal, durch das der Ganges mit seinen vielen Armen fließt, die Sunderbans. Dieser Name schreibt sich von einem Baume Namens Sunder her, den man daselbst findet, und das Sanskrit-Wort Ban bedeutet Wald. Der ganze Distrikt besteht aus vielen Landzungen, welche nach dem Meere zu in Sandbänke endigen, und sich durch die Ablagerungen des Flusses gebildet haben und noch bilden. Nach einer Reihe von Jahren werden auch diese wieder mit Schlamm bedeckt sein, und es wird sich dann dort eine Vegetation zeigen, wie man es bereits an manchen Stellen sehen kann.

Die Sunderbans, die auch wegen des wilden Waldgestrüpps Dschangal genannt werden, sind wegen der großen Vegetation und der starken Ausdünstung der verwesenden Pflanzen sehr ungesund. Die Europäer wagen sich nicht in das Dickicht, weil man nur zu leicht das Dschangal oder Waldfieber bekommt, welches oft tödtlich ist. Die wilden Thiere: Tiger, Rhinocerosse und andere Ungeheuer hausen hier in großer Anzahl, weil sie ungestört ihr Wesen treiben können. Die Sunderbans sind hauptsächlich der Aufenthaltsort der Boa Constrictor und des berühmten indischen Königstigers, der sich gern im Dickicht aufhält, um auf seine Beute unbemerkt loszuspringen. Schiffer, die genöthigt sind hier ihre Anker zu werfen, müssen sehr auf ihrer Hut sein. Es kommt vor, daß sich manchmal der Tiger während der Nacht einen von der Mannschaft holt, wenn diese nicht auf ihrer Hut ist. Einst sah ein Missionar vom Dampfschiff aus den Kampf zwischen einem Krokodill und einem Tiger an. Ersteres sonnte sich am Ufer, wie es diese Thiere oft zu thun pflegen. Der Tiger sprang auf das Krokodill los, aber dieses wehrte sich kräftig und Ersterer konnte nichts ausrichten; ja es fehlte nicht viel, so hätte das mächtige Wasserthier ihn in die Fluthen hineingezogen, und der Tiger wäre dann verloren gewesen.

Außer den wilden Thieren giebt es in den Sunderbans auch viele Wasservögel, von dem großen Riesenkranich bis zu dem kleinsten Sumpfvogel. Auch halten sich hier Myriaden der verschiedensten Insecten auf, Moskitos, Leuchtkäfer und dergl. Die ganze Natur scheint überall voll Leben zu sein. Es ist zu erwarten, daß je mehr die Waldungen gelichtet und Gebüsch und Gestrüpp niedergebrannt sind, auch die Sunderbans nach und nach wohnbare Plätze sein werden. Manche

der Eingebornen haben sich schon jetzt in dieselben tief hinein gewagt und daselbst Reispflanzungen angelegt.

Am Strome weiter hinauf sahen wir die Hütten der Eingebornen zwischen den Palm- und Tamarindenbäumen, dem Bambusrohr, den Plantanen und anderen tropischen Gewächsen. Es liefen an dem Ufer viele Hunde umher, die um ihren Antheil bei der gefundenen Beute, meist Leichen der Hindus, mit Schakalen, Geigern und Raben stritten. In der Nacht hörten wir die Schakale, welche ein klägliches Geschrei erhoben.

Die Eingebornen, mit denen wir jetzt immer zahlreicher in Berührung kamen, waren meistens Fischer. Sie sind groß, wohlgeformt und von dunklerer Farbe als die Mehrzahl der Bewohner Bengals. Dies rührt unbedingt davon her, weil sie stets den tropischen Sonnenstrahlen ausgesetzt sind. Alle sind wohlgenährt, obgleich ihre Nahrung höchst einfach ist und hauptsächlich in Reis, Vegetabilien und Fischen besteht. Ihre Haut ist sehr glatt, denn sie reiben sich fast täglich mit Oel ein. Von ihren Lungen machen diese Leute recht fleißig Gebrauch. Sie schreien und lärmen. Ein Jeder will gehört und verstanden sein. Einer ruft dem Andern mit lauter Stimme zu: „Tschup raho! Tschup raho!" „Sei still! sei still!" Jeder, Versuch sie bei ihrem Lärmen und Toben zum Stillschweigen zu bringen, ist vergebens. Weder Bitten noch Ermahnen, ja selbst harte Maßregeln, wie Mancher versucht hat, haben sich bei ihnen nutzlos gezeigt. Diese Leute können nicht einen Augenblick ihre Zunge still halten; sie mögen mit Kochen oder Essen beschäftigt sein, auf ihren Booten rudern oder ruhen; fortwährend schelten, schreien, singen oder lachen sie, wobei sie die verschiedensten Gestikulationen machen; kurz, der Athem scheint ihnen nie auszugehen.

Je näher man Calcutta kommt, desto interessanter wird die Gegend. Ueberall zeigt die Natur einen tropischen Charakter, doch treten dem Reisenden nirgends Hügel entgegen; denn das Land ist flach. Man sieht auf dem Hugly prachtvolle Schiffe, welche entweder hinauf- oder hinunter segeln und fast jeder civilisirten, handeltreibenden Nation in Europa und Amerika angehören und deren Flagge führen. Unter den Schiffen bemerkt man auch viele Fahrzeuge aus verschiedenen Gegenden Asiens, von Persien, Arabien, Birma, China und den benachbarten Inseln, welche man nie oder höchst selten in den Häfen von Europa und Amerika zu sehen bekommt.

In der Nähe von Garden Reach (Rietsch), etwa 6 englische Meilen von Calcutta entfernt, mußten wir wegen der Ebbe und da der Wind uns nicht günstig war, Anker werfen. Da wir hier 6 Stunden zu liegen hatten und es früh am Tage war, so nahm ich ein Boot und fuhr an's Ufer. Ich ließ mich am Eingange des botanischen Gartens, der von unserm Schiffe nicht weit entfernt war, absetzen und machte in diesem großen Park einen langen Spaziergang. Ach, wie freute ich mich, daß ich nach einer fast fünfmonatlichen Seereise wieder festen Boden unter meinen Füßen hatte. Ich sah in dem botanischen Garten Pflanzen und Bäume, die man in Europa nur in den Treibhäusern der Reichen und Vornehmen findet. Besonders zog der Banyabaum, den ich bisher nur aus der Beschreibung kannte, meine Aufmerksamkeit auf sich. Derselbe sendet von seinen Aesten wurzelartige Schößlinge senkrecht nach der Erde, die hier Wurzel fassen und zuletzt kräftige Stämme werden. Diese Stämme bilden gleichsam Pfeiler, welche mit dem Hauptstamm die schirmförmige Bedachung des belaubten Baumes tragen und Schutz

gegen die glühendsten Sonnenstrahlen gewähren. Der Banyabaum erreicht eine außerordentliche Größe und Umfang. Sein Schatten lockt außer Menschen auch Schaaren von Affen, Eichhörnchen, Papageien und Pfauen herbei.

Nachdem ich in dem Garten mich ergötzt hatte, kehrte ich zu unserm Schiffe zurück. Hier wartete ich auf dem Verdeck sehnlichst auf die Stunde, in der wir unsern Lauf weiter fortsetzen sollten. Aber noch ehe diese gekommen war, bereitete uns Gott eine große Freude und nahm all' unsere Sorgen, was wir in diesem fremden Lande ohne irgend einen Freund anfangen, und an wen wir uns in Calcutta, in dieser großen Metropole von Ostindien, zuerst wenden sollten, hinweg. Der treue Herr schickte uns einen Mann entgegen, durch den er uns allenthalben die Wege ebnete. Als derselbe sich auf einem Boote unserm Fahrzeuge näherte, fragte er die Schiffsmannschaft, ob unser Schiff nicht der Gardner wäre. An der Stimme merkte ich sogleich, daß das Wort Gardner eine deutsche Zunge spräche, und ich wurde dadurch nicht wenig überrascht. Darauf kam der Kapitain zu mir und sagte: „Dieser Herr frägt nach Ihnen." Ich war nun ganz gespannt. Und siehe da, der Herr kommt an Bord, geht auf mich zu und frägt: „Sind Sie vielleicht Missionar H . . . ?" Als ich dies bejahte, gab er sich mir als den Missionar Schürmann zu erkennen und bewillkommte mich herzlich. Meine Collegen, welche noch in der Cajüte waren und die ich schon vorher von der Ankunft des fremden Herrn in Kenntniß gesetzt hatte, kamen jetzt ebenfalls auf's Verdeck, und ich stellte sie Herrn Schürmann vor. Unser aller Freude war übergroß. Wir wußten nicht, was wir sagen sollten. Auch nicht im Entferntesten hatten wir daran gedacht, daß dieser Missionar in Calcutta sei;

wir glaubten ihn erst in Benares, seinem Stationsorte, zu finden. Ja, man sagte mir, daß er vielleicht bei unserer Ankunft schon auf seiner Reise nach Europa sein werde. O, wie hat uns der Herr durch diese Begebenheit nicht allein erfreut, sondern auch tief beschämt, indem er uns zeigte, daß er all' unsere Sorgen kennt und gegen uns väterlich gesinnt ist.

Missionar Schürmann hielt sich, wie er uns mittheilte, schon seit mehreren Monaten wegen des Druckes der hindustanischen Bibel in Calcutta auf. Er hatte in der Zeitung von unserer Ankunft gelesen, sogleich ein kleines Boot gemiethet und war den Fluß hinunter uns entgegen gefahren. Sofort nahm er uns auf sein Boot und gab den Hindus Befehl zur Abfahrt. Wir hatten einander viel zu fragen und zu antworten; es gab aber auch wieder auf unserer Fahrt hinauf recht viel zu sehen. Eine große Anzahl schöner Wohnsitze mit prächtigen Gärten lagen am Ufer. Die Landhäuser oder vielmehr Paläste der reichen, vornehmen Engländer stehen mitten in Gärten. Hinter denselben befinden sich die Gärten und Reisfelder der Eingeborenen. Vor manchen Häusern lagen Böte, welche die Eigenthümer entweder zum Vergnügen, oder für ihre Geschäfte hielten. In der Nähe des botanischen Gartens, uns zur Linken, sahen wir das Bischofs-Collegium, das Middleton, der erste Bischof von Indien, gründete. Das Gebäude ist zur Ausbildung der englisch-ostindischen Geistlichkeit bestimmt.

Als wir bei Garden Reach vorbei waren, bekamen wir rechts die Stadt Calcutta zu Gesicht. Der ganze Fluß, von beträchtlicher Breite, war etwa eine deutsche Meile lang mit einem Wald von Schiffsmasten bedeckt. Calcutta steht auf dem östlichen Ufer, während auf dem westlichen die Vorstadt Haurah mit ihren vielen Werften liegt. Man sieht

nirgends Brücken, und man ist deshalb genöthigt von einem Ufer zum andern entweder in den Böten der Eingebornen oder auf einem Dampfboot überzusetzen. Zwischen Garden Reach und Calcutta befindet sich eine bedeutende Vorstadt, welche den Namen Kidderpur führt und eine große Bevölkerung hat. Auch hier sind viele Docks, wo Schiffe entweder ausgebessert oder neugebaut werden.

Gewöhnlich liegen bei Haurah und Kidderpur die größten Schiffe, welche den Hafen besuchen, vor Anker, während die Küstenfahrer und die unzähligen Fahrzeuge der Eingebornen den Fluß weiter hinauf, gegenüber dem sehr ausgedehnten Stadttheil der Eingebornen, anlegen.

Sobald wir bei Kidderpur vorbei waren, erblickten wir das Fort William ganz in der Nähe des Flusses. Das Fort beherrscht mit seinen Batterien vollständig den Hugly, so daß es die Stadt Calcutta vor einem feindlichen Angriff von der Wasserseite schützen kann. Dasselbe wurde zu einer Zeit erbaut, wo man sich in Indien nicht ganz sicher glaubte. Wahrscheinlich sollte es für die Engländer der letzte Zufluchtsort bilden, wenn man nicht fähig wäre, das Feld gegen eine feindliche Uebermacht zu behaupten. Zwar ist es noch nicht vorgekommen, daß man das Fort angegriffen hat, doch führte man auch gegen dieses in der letzten Militair-Revolte im Jahre 1857 Böses im Schilde. Man hat bis jetzt die Batterien nur gebraucht, um Schüsse abzufeuern, wenn der General-Gouverneur oder eine andere große Persönlichkeit seine Reise antritt, oder von derselben zurückkommt. In der Regel befindet sich in dem Fort ein europäisches Infanterie-Regiment und mehrere Compagnien Artillerie. Die Kasernen daselbst eignen sich nicht für das heiße Klima, da sie nicht luftig genug sind. Es kommen deshalb, wenn ein europäisches

Regiment unmittelbar nach seiner Ankunft darin untergebracht wird, häufig Todesfälle vor. Außer den europäischen halten sich auch eingeborene Truppen im Fort auf, die den Namen Sipâhi führen. Diese, besonders die Bengalen, können das Klima besser vertragen.

Zwischen dem Fort William und dem Haupt-Ghât oder Landungsplatz giebt es keine Gebäude. Der Landungsplatz mit einer breiten, steinernen Treppe führt zu Ehren seines Erbauers den Namen Tschandpâl-Ghât. Ein schöner, breiter Fahrweg, der an einigen Stellen von Bäumen beschattet ist, läuft eine beträchtliche Strecke am Ufer entlang und wird der Strand genannt. Die reichen, angesehenen Europäer und Eingebornen benutzen viel denselben, theils zu Wagen, theils zu Pferde, um frische Luft zu genießen. Der Weg ist sehr angenehm. Man hat auf der einen Seite die Esplanade, einen großen freien Platz, mit stattlichen, palastartigen Gebäuden vor sich, auf der andern eine höchst interessante Aussicht sowohl auf den Fluß, — in welchem entweder viele Schiffe und Barken jeder Art und Gestalt vor Anker liegen, oder nebst vielen andern Böten und Fischerkähnen in Bewegung sind, — als auf das entgegengesetzte Ufer.

Wenn man das Schiff verläßt, um in Calcutta zu landen, gebraucht man zur Ueberfahrt eine Dinghi, das ist ein Boot der Eingebornen; der Boden desselben ist entweder flach, oder rund und läuft nach dem Bug spitz zu, ist aber nach dem Stern breiter. Hier befindet sich eine Bedachung oder Hütte, worunter die Eingebornen kriechen und vor den Sonnenstrahlen Schutz suchen. Diese ist von rund gebogenen Bambusstäben und Matten verfertigt, und hat in seiner Erscheinung Aehnlichkeit mit den Backöfen in unserer Mark.

Gewöhnlich wird das Boot von zwei wildaussehenden Burschen, entweder Hindus oder Muhammedanern, gerudert, welche einen besondern Dialect sprechen, der nur ihnen recht verständlich ist.

Als wir mit unserm Freunde das Ufer erreichten, warteten auf uns, wie es bei jedem europäischen Ankömmling der Fall ist, schon viele Palankinträger mit den Palankins (Sänfte) auf ihren Schultern, und sahen, ob wir nicht ihre Dienste in Anspruch nehmen wollten. Da der Hugly bei der Ebbe sehr zurücktritt und die Ufer sehr schlammig sind, so stürzen sich diese Männer (es gehören nämlich 4 Träger zu einem Palankin) bis zu den Knieen ins Wasser, um dem Boot zu begegnen. Jede Partie bietet dem Ankömmling ihren Palankin an, indem sie sagen: **„Sahib hamára Palkí lidschiye.“** „Mein Herr, nehmen Sie meinen Palankin.“ Es ist oft nicht leicht in dieselbe hineinzukommen, ohne mit den Füßen in den Schlamm oder Moder des Ufers hineinzugerathen. Die Träger, die zu den verschiedenen Palankins gehören, streiten und zanken miteinander, indem jede Partie Alles aufbietet, um den Passagier zu erhalten. Wenn man diese Leute und ihre Sprache kennt, so steigt man in den nächsten Palankin, und sagt den Trägern, wohin sie gehen sollen, und alle Unruhe hat dann ein Ende. Die Leute zerstreuen sich augenblicklich, und die zurückbleibenden laufen zu einem andern Boote, weil der Verkehr am Flusse sehr lebhaft ist, während die Palankinträger, die man gemiethet hat, mit ihrem Passagier abgehen, wohin sie gewiesen sind. Ist man aber mit der Sprache des Landes unbekannt, und kann man ihnen nur eine unvollkommene Anweisung geben, so hält es schwer zu seinem Bestimmungsorte zu gelangen. Oft stellen sich diese Leute, als ob sie ganz gut verstehen, wohin sie den

Ankömmling bringen sollen, und doch schlagen sie die entgegengesetzte Richtung ein.

Aber wenn der Europäer auch mit der Sprache der Provinz vertraut ist, so ist er dennoch in Calcutta oft übel berathen. Die Mehrzahl der Träger sind theils aus den Bergen des Innern des Landes, theils aus den verschiedenen Distrikten an den Küsten und haben einen Dialekt, der von dem, welcher in der Stadt gebräuchlich ist, sehr abweicht. Dazu kommt, daß Viele von diesen Leuten, die aus ein- und demselben Distrikte sind, in kleinen, geschlossenen Gesellschaften zusammenleben und nur wenig mit andern Eingebornen des Orts verkehren. Auf diese Weise behalten sie die Eigenthümlichkeit ihrer Sitten und Sprachen bei, und Manche halten sich wahrscheinlich zu kurze Zeit in Calcutta auf, um sich die Sprache des Orts anzueignen.

Vom Fort aus gewährt die Stadt Calcutta, der man den Beinamen „die Stadt der Paläste" gegeben hat, einen außerordentlich prächtigen Anblick. Man sieht einen freien, großen Platz vor sich, an dem nicht nur die öffentlichen Gebäude, sondern auch die fürstlichen Wohnsitze der reichen und vornehmen Engländer liegen. Das Ganze macht auf den Ankömmling den Eindruck, daß man sich wirklich in der großen Hauptstadt des brittischen Indiens befindet.

Calcutta liegt in einer Ebene und ist von Gärten, Landhäusern und Dörfern umgeben. Sie besteht 1) aus der Stadt der Europäer oder weißen Stadt; 2) aus der Stadt der Hindus oder schwarzen Stadt; und 3) aus den weitläufigen Vorstädten. Wenige Städte in der Welt werden auf das Gemüth eines Reisenden einen solchen Eindruck machen, wie es bei Calcutta der Fall ist.

Missionar Schürmann brachte uns nach einem Gast-

hause, das unter der Leitung einer frommen, indobritischen Dame stand. Er selbst hatte während seines Aufenthalts in Calcutta nebst einem englischen und amerikanischen Missionar sein Logis darin aufgeschlagen. Da noch ein Zimmer leer war, so mietheten wir uns in dem Gasthause ein, und fühlten uns im Kreise unserer neuen Freunde bald ganz glücklich und heimisch. Es war 4 Uhr Nachmittags, als wir ankamen. Da gerade Eßzeit war, mußten wir sogleich am Mittagsmahl Theil nehmen. Die Gastwirthin, eine Wittwe, nahm uns sehr freundlich auf.

So erreichte unsere Reise unter Gottes gnädiger Obhut ein schönes, fröhliches Ende.

3. Der Aufenthalt in Calcutta.

Wir waren am heiligen Abend, am 24. December 1842, in Calcutta angekommen. Am Weihnachtstage — es war diesmal gerade ein Sonntag — begaben wir uns zur Kirche. Missionar Schürmann brachte uns zur **Union Chaple.** Dies Gotteshaus gehörte der Gemeinde der englischen Dissenters. Der Ton der Orgel, die Kirchenmusik und der geistliche Gesang der Gemeinde, den wir wieder zu hören bekamen, machten auf unser Gemüth, das solchen geistlichen Genuß lange entbehrt hatte, einen tiefen Eindruck. Der Gesang hatte etwas leichtes, sanftes und angenehmes und kam den deutschen, christlichen Arien gleich. Statt der Liturgie, die niemals in der Kapelle der Dissenters gelesen wird, hielt der Geistliche **Dr.** Boaz ein langes Gebet. Die Predigt war gut, doch keine Weihnachtspredigt, weil die Dissenters nur den Sonntag, aber nicht die christlichen Feste feiern. Der Geistliche deutete blos kurz an, daß heute der

Tag sei, an welchem viele Christen das Weihnachtsfest feiern. Es war uns deshalb gar nicht weihnachtlich zu Muthe, theils weil wir in der Kapelle keine Weihnachtspredigt hörten, theils weil wir uns durch die indische Natur in die Sommermonate Deutschlands, wo Alles grün und lieblich aussieht, versetzt fühlten.

Mehrere der Kirchendiener waren eingeborene Christen in ihrer Nationaltracht. In allen Gotteshäusern der Dissenters wird das heilige Abendmahl am ersten Sonntage eines jeden Monats am Schlusse des Gottesdienstes gefeiert. Die ganze Gemeinde, nämlich die Church members d. h. solche Kirchenmitglieder, die wegen ihres aufrichtigen, christlichen Wandels in die engere Gemeinschaft aufgenommen worden sind, nimmt daran Theil. Da die Dissenters keinen Altar in ihren Kirchen haben, blieben die Glieder beim Genusse des heiligen Abendmahls auf ihren Plätzen und Wein und Brod wurden nach der Consekration und dem Gebet herumgereicht.

Wir traten jetzt in einen immer größeren Verkehr mit den Eingebornen, die ein hübscher Menschenschlag sind. Die Hindus sind von schöner, dunkelbrauner Farbe; Viele aus den höheren Klassen sehen sogar ziemlich hell aus. Sie haben unsern Wuchs und unsere Gesichtsbildung, dunkle Augen und schwarzes Haar, kleine Hände und kleine Füße. Oft trifft man recht wohlgestaltete Männer und sehr schöne Frauen an.

Zwischen den Eingebornen von Bengal und Hindustan, die zwar eine gemeinsame Religion haben, findet ein merklicher Unterschied statt. Erstere sind ein besonderer Volksschlag, der von den Letzteren sehr abweicht. Die Bewohner Bengals nennen sich nie Hindus. Sie sagen von sich, daß sie Bengalis sind und werden auch von andern Eingebornen als solche

bezeichnet, während die Bewohner von Hindustan die wirklichen Hindus sind. Der Unterschied der Bengalen von den Hindostanern besteht hauptsächlich in Folgendem: Die Bengalis haben ein rundes, volles Gesicht, sind etwas korpulent, tragen langes Haupthaar, das glänzend schwarz ist und von der arbeitenden Klasse am Hinterkopf in einen Knoten zusammen gebunden wird; sie gehen fast immer ohne Kopfbedeckung. Die eigentlichen Hindus dagegen haben ein ovales Gesicht mit sehr markirten Zügen, sind in der Regel etwas hager, mehr zierlich und schlank, als stark und muskulös gebaut. Sie lassen ihr Haupthaar fast ganz abrasiren und gewöhnlich nur einen kleinen Büschel auf dem Scheitel stehen, und tragen entweder einen Turban oder ein Käppchen.

Es war uns sehr lieb, daß wir in Missionar Schürmann einen Mann fanden, der uns mit Rath und That beistand, was uns Fremdlingen sehr willkommen war. Bald nach Weihnachten gingen wir mit ihm nach dem Zollhause, um von dort unsere Kisten mit den Sachen zu holen. Unsere Schiffscommode und Reisekoffer, worin wir das Nothwendigste für den Schiffsgebrauch hatten, durften wir schon früher vom Schiffe fortnehmen.

Auf dem Zollhause fanden wir etwa hundert Hindus in mehreren großen Sälen als Schreiber, Rechnungsführer, Buchhalter u. s. w. beschäftigt. Ihre orientalische Tracht, wovon später die Rede sein wird, steht ihnen zu ihrer dunkelbraunen Hautfarbe sehr gut, und machte auf uns einen höchst angenehmen Eindruck. Wir hatten auf dem Zollhause viel Mühe, ehe Alles geordnet wurde. Die englischen Beamten wollen gern die Missionare der Unkosten überheben, doch sind sie durch den Buchstaben des Gesetzes gebunden; denn Alles was neu und noch nicht gebraucht ist, ist

steuerpflichtig. Es genügt aber, wenn man die für den Privatgebrauch bestimmten Sachen zollfrei durch's Steuer-Haus haben will, daß man Rock, Kleid, Hemd und dergleichen wenigstens einige Minuten auf dem Körper angehabt hat, um dem Buchstaben des englischen Gesetzes gemäß mit gutem Gewissen sagen zu können: alle diese Sachen sind gebraucht.

Unser Freund führte uns in Calcutta in verschiedene christliche Kreise ein. Alle freuten sich, daß wir nach Ostindien gekommen waren, um die Zahl der Arbeiter auf dem Missionsfelde zu vermehren. Wir wurden durch seine Vermittelung Mitglieder der dortigen allgemeinen Missions-Conferenz und des Comitee's der indisch-britischen Bibelgesellschaft. Bei den monatlichen Missions-Conferenzen betheiligen sich sämmtliche evangelische Missionare, welche in Calcutta im Dienste verschiedener Missions-Gesellschaften stationirt sind, mit Ausnahme derer von **Propagation Society**. Die Conferenzen finden bald bei dem einen, bald bei dem andern Missionar statt. Die Versammlung wird mit Gesang und Gebet eröffnet und darauf ein Chairman oder Präsident gewählt. Ein Missionar von der schottischen Kirche war für alle Sitzungen als Sekretair angestellt.

Als wir an der Missions-Conferenz Theil nahmen, waren etwa 20 Missionare anwesend. Manche von ihnen z. B. Dr. Duff, die Herren Macay, Macdonald, Schmidt, Wenger, Le Croix waren mir schon früher aus den Missionsblättern bekannt. Die Brüder nahmen uns recht freundlich auf und wünschten uns den Segen des Herrn zur Arbeit in seinem Weinberge. Zwei von ihnen luden uns bald darauf für den ganzen Tag ein; ihre Liebe und Theil-

nahme that unserm Herzen recht wohl. So erfüllte der Herr seine Gnadenverheißung, die er seinen Jüngern Matth. 19, 29 gegeben, auf's Neue an uns.

Wir machten in Calcutta die Bekanntschaft mit Fräulein Wilson, die in der indischen Missionsgeschichte durch ihre Thätigkeit unter dem weiblichen Geschlechte sich einen großen Namen erworben hat. Sie war schon eine bejahrte Dame, mit recht ehrwürdigem Aussehen. Aus Allem, was sie zu uns sprach, ging nur zu deutlich hervor, daß sie im innigen Umgange mit dem Herrn stand. Fräulein Wilson war früher Lehrerin in dem Waisenhause, das sie für Hindu-Mädchen in Agrapora bei Calcutta gegründet hatte, mußte aber, weil sie sich der Gesellschaft der Plymouthbrüder angeschlossen hatte, die kirchliche Missionsgesellschaft verlassen. Wir hatten später Gelegenheit, auf einem Ausfluge nach Serampur, wo sich die ersten protestantischen Missionare in dem nordöstlichen Theile dieses Landes niedergelassen hatten, diese Anstalt in Augenschein zu nehmen, und waren über Alles, was wir sahen und hörten, sehr erfreut.

Nachdem wir uns in Calcutta etwas eingerichtet hatten, benutzten wir die Zeit unseres Aufenthalts theils zur Erlernung der hindustanischen Sprache, theils suchten wir uns durch den Umgang mit den dortigen Missionaren auf unsere eigene Arbeit vorzubereiten.

Im Monat Januar wohnten wir den von verschiedenen Missionaren abgehaltenen öffentlichen Schulprüfungen bei. Die Prüfung war gewöhnlich im Town Hall (Stadthalle), einem sehr großen Gebäude. Hier versammelten sich die Missionare mit ihren Schülern, um dem Publikum, welches theils aus Engländern, theils aus vornehmen und geringen Hindus bestand, Rechenschaft abzulegen, wie weit es ihnen mit ihren

Bemühungen gelungen sei. Es wurde fast Alles in englischer, nur sehr Weniges in bengalischer Sprache vorgetragen. Die Kinder wurden in der Religion, in der Kirchen- und Weltgeschichte, Arithmetik, Geometrie, Englisch, Bengalisch u. s. w. geprüft. Wir waren erstaunt über ihre Kenntnisse, die sie an den Tag legten. Sobald die Schüler gefragt wurden, waren sie stets gespannt und in ihren Antworten lebendig. Besonders leistete die Prüfung mit den Schülern der **Assembly School**, welche von den Missionaren der schottischen Gesellschaft geleitet wurde und zum Hauptdirigenten Dr. Duff hatte, dem Publikum viel Genüge. Viele von den Schülern sind nicht nur in der christlichen Literatur und andern Wissenschaften weit vorgeschritten, sondern auch in den Beweisgründen des christlichen Glaubens sehr bewandert. Einige der älteren Zöglinge lieferten in englischer Sprache ausgezeichnete Arbeiten über aufgestellte Preisfragen zu 70, 30 und 20 Rupien (eine Rupie hat etwa 20 Sgr.), z. B. über die Trugschlüsse und falschen Grundsätze, welche die Basis des berühmten pantheistischen Systems von Spinoza bilden, dann über das System des Christenthums und Heidenthums und ihre Gegensätze, welche sie theilweise selbst vorlasen. Recht herzlich freute ich mich, wenn der Zögling in Gegenwart seiner Landsleute und Glaubensgenossen die Thorheit des Götzendienstes bewies. Unter Andern sagte Einer: „Das Kind ist in diesem Lande vernünftiger, als der erwachsene Mann. Dieser wirft sich vor dem steinernen Götzenbilde nieder und betet es an; jenes dagegen spielt mit dem Götzen, als mit einem Steine.“

Da sich unser Aufenthalt in Calcutta verzögerte, weil wir manche Erkundigungen in Betreff unserer künftigen Niederlassung und Begründung einer Mission einzuziehen hatten,

so lernten wir unterdeß die Stadt, die Europäer und die evangelische Mission an diesem Orte immer besser kennen.

Es ist schon früher die Rede gewesen, wie prächtig sich die Stadt ausnimmt, wenn man sich ihr vom Landungsplatze nähert, und den großen Platz mit den Regierungshäusern, und den schönen, palastartigen Häusern der reichen und vornehmen Engländer vor sich hat.

Die Esplanade oder der freie Platz, welcher den Namen Tschauringhi führt, ist mit schönem, grünem Rasen bedeckt und von vielen breiten Wegen und Fußsteigen durchschnitten. Derselbe wird hauptsächlich am Morgen und Abend zur Promenade benutzt. Es findet dann zu dieser Zeit ein sehr buntes Treiben statt: denn es suchen hier Viele zu Fuß und zu Wagen, zu Pferde oder im Palankin sich Bewegung zu verschaffen und frische Luft zu schöpfen, was im Orient, wenn man gesund bleiben will, auch sehr nöthig ist. Sobald die Sonne untergegangen ist, und der kühle Landwind zu wehen anfängt oder bald erwartet wird, scheint es, als ob die ganze Bevölkerung Calcutta's von dem Niedrigsten bis zum Höchsten gleichzeitig hinauseilt, um sich nach der drückenden Tageshitze zu erquicken. Es beginnt nun ein Gerassel der Räder und ein Tumult, wie man ihn wohl nur in wenigen Städten hört. Der tiefen Ruhe eines heißen Tages folgt ein großes Getümmel und die geräuschvollste Thätigkeit des Abends. Zwei- und vierrädrige Wagen rasseln in großer Anzahl durch die Straßen nach dem freien Platze. Man kann bei dieser Gelegenheit die verschiedensten Fuhrwerke sehen, von den elegantesten Kutschen der reichen und angesehenen Engländer und Bengalen bis zu den Karantsch's (ein Fuhrwerk der Eingebornen, bei dem ge-

spaltene mit Stricken befestigte Bambusstäbe die Stelle der Springfedern vertreten), und den zweirädrigen, knarrenden Ochsenwagen der Eingebornen. Ebenso bemerkt man die prächtigsten arabischen Pferde bis zu den elenden Ponies des Landes. Der Sais- oder Pferdeknecht läuft in vollem Trabe neben dem Wagen seines Herrn und schreit mit aller Macht: „Hat dscháo! Hat dscháo!“ „Geht zur Seite! Geht zur Seite!“ oder er giebt einen andern Warnungsruf, die Leute mögen auf dem Wege sein oder nicht.

Unter denen, welche fahren, reiten oder spazieren gehen, findet man fast alle Nationen der Erde vertreten. Man sieht Engländer, Franzosen, Deutsche, Holländer, Portugiesen, Amerikaner, Armenier, Griechen, Juden, Araber, Perser, Afghanen, Chinesen, Malayen, die Bewohner von Bengal und Hindustan. Die bunten Costüme dieser Personen sind ebenso verschieden, wie ihre Farbe, Gesichtszüge, Sprache und Religion. Der Ankömmling kann hier jeden nur denkbaren Kleiderschnitt sehen; ja manche der Eingebornen zeigen sich ihm ganz entblößt. Aber bei aller Verschiedenheit der Gestalten, welche dem Fremdling entgegentreten, scheint zwischen den Personen, deren Ursprung, Sprache und Gebräuche sehr von einander abweichen, ein großer Grad von Vertraulichkeit stattzufinden. Häufig bemerkt man in ein und derselben Kutsche einen europäischen, recht modern gekleideten Herrn mit einem starken wohlgenährten bengalischen Babu (einem reichen Hindu), welcher weder einen Turban, Rock, Weste, Beinkleider noch irgend ein Kleidungsstück an hat, ausgenommen ein Stück Zeug von weißem Kattun, einige Ellen lang, das er um seine Schultern geworfen, und ein anderes Stück, das er zierlich um seine Lenden gewunden hat und bis zur Hälfte seiner Schenkel herunterhängt. Der fast ganz unbekleidete Mann, der

jedoch in seiner Blöße, der braunen Farbe wegen, nichts Beleidigendes für das Auge hat, sitzt sehr gemächlich in seinem Wagen und grüßt höflich die Angesehensten, denen er begegnet und unterhält sich mit dem vornehm gekleideten Gefährten ganz vertraut. Was ist's, das diese beiden Männer, welche in ihrer äußeren Erscheinung sehr von einander abweichen, mit einander verbindet? Jener Mann, dessen Kleidung, die er trägt, vielleicht nicht mehr als einen Thaler werth, ist ungeachtet seiner geringen Erscheinung, ein großer Kapitalist unter den Eingebornen, der einen ausgebreiteten Handel führt. Die schönen Pferde und die prächtige englische Kutsche sind sein Eigenthum und der wohlgekleidete europäische Herr ist nur der Geschäftsführer eines großen Handelshauses, dessen Betriebs-Kapital jenem dürftig gekleideten Bengalen angehört. Er thut es nicht aus Geiz, wie Mancher leicht schließen könnte, daß er sich nicht besser und anständiger kleidet. Denn, wenn dem so wäre, so würde er nicht das prächtige Fuhrwerk mit dem dazu nöthigen Dienstpersonal halten. Und würdest du zu seinem Hause gehen, so fändest du ein großes, stattliches, gutmöblirtes Gebäude, im englisch-indischen Style erbaut, wo fürstliche Gastfreundschaft herrscht. Der Bengale, so reich er auch sein mag, liebt aber die geringe Kleidung und ist nicht gewöhnt viele Sachen zu tragen; denn er fühlt sich in dem heißen Klima behaglicher ohne dieselben. Nur bei Familien- und andern öffentlichen Festen trägt er prächtige Gewänder und schmückt sich mit vielen kostbaren Juwelen. So ist es bei den größten und wohlhabendsten Personen in Indien. Bei Festlichkeiten pflegen sie sich wie Fürsten anzuziehen, und fast über und über mit Juwelen zu bedecken, aber öffentlich lieben sie sich in einfacher Kleidung gleich der eines Hindu-Tagelöhners zu

zeigen. Dies thun sogar die eingebornen Fürsten. Wenn aber die Kleidung eines Babu oder eines andern vornehmen Eingebornen auch von geringem Werthe ist, so tragen sie doch öfters Diamanten-Ringe, oder eine goldene Kette, oder einen andern kostbaren Schmuck von Edelsteinen, der oft mehrere Hundert, ja Tausend Rupien werth ist. Doch wir kehren zur Beschreibung des Platzes zurück.

Im Westen wird der freie Platz von mehreren öffentlichen Gebäuden, mit der Front nach Osten, begränzt, unter denen das großartige Palais des General-Gouverneurs, die Stadthalle und das Haus des höchsten Gerichtshofes die vornehmste Stelle einnehmen. Das Palais ist von beträchtlichem Umfange und dient zur Zierde der Stadt. In diesem Regierungsgebäude werden die Levers abgehalten, wenn der General-Gouverneur in der Stadt anwesend ist. In seiner Abwesenheit empfängt der Gouverneur von Bengal, oder der Präsident von dem höchsten Gerichtshofe sowohl Europäer als Eingeborne. Es giebt Levers, die hauptsächlich für die Europäer und solche, welche für die Eingebornen bestimmt sind. Letztere werden in orientalischer Weise abgehalten. Dieselben sind bekannt unter dem Namen Dárbár. Da die englisch-indischen Besitzungen im Laufe der Zeit an Ausdehnung zugenommen haben, so hält sich der Gouverneur, während der heißen Jahreszeit im Westen des Reiches, in Simla auf. Die Regierung hat schon lange die Absicht, die Residenz des Gouverneurs hoch hinauf nach Nord-Westen zu verlegen, weil die im Westen neu erworbenen Provinzen seine Gegenwart und Aufmerksamkeit erfordern. Die Verlegung scheint jetzt ziemlich ausgemacht zu sein, doch schwankt man noch zwischen Delhi und Agra. Delhi liegt an der Mündung der Dschamuna in den Ganges und war früher der

Hauptsitz des Großmoguls; an diese Stadt knüpfen sich große geschichtliche Erinnerungen. Agra, welches einst für die reichste Stadt der Welt galt, hat eine treffliche Lage, von der aus der ganze Norden leicht überwacht werden kann. Der Ort prangt noch heute mit vielen Tempeln und Palästen und ist der Mittelpunkt für die großen Handelsstraßen von Lahore, Delhi und Calcutta.

Außer dem Regierungsgebäude in Calcutta hat der General-Gouverneur auch einen prachtvollen Sommerpalast in Barakpúr, wo er ebenfalls wie ein Monarch Levers abhält, bei welchem Engländer, indische Könige, Nabobs und andere Personen in Prachtgewändern erscheinen. Von einer Leibwache umgeben werden dem Gouverneur goldene Stäbe, silberne Keulen, Pfauenfedern und Speere als Zeichen der Gewalt vorgetragen.

In einiger Entfernung von dem Regierungsgebäude steht fast mitten auf dem freien Platze ein hohes, säulenartiges Monument, das zum Andenken an Sir David Ochterlony errichtet ist. Eines Tages bestieg ich dasselbe. Von der Spitze aus hat man die herrlichste Aussicht auf die Stadt. Man überblickt von hier an der nördlichen Seite des Platzes die ganze Tschauringhi-Straße, wo viele der reichsten und vornehmsten Europäer ihre Wohnsitze haben. Ueberall sieht man zahllose Gebäude der prachtvollsten Bauart, die mit ihren flachen Dächern und Gallerien in kleinen Entfernungen von einander stehen. Außer den heidnischen Tempeln und muhammedanischen Moscheen bemerkt man mehrere Kirchen, deren Thürme sich stolz über die Häuser erheben. Die neue Kathedrale, welche durch den unermüdlichen Eifer und die großen Opfer des frommen Bischofs Dr. Wilson erst Mitte dieses Jahrhunderts errichtet wor-

den ist, sieht man am entgegengesetzten Ende im Osten des freien Platzes, dem Regierungsgebäude gerade gegenüber. Diese Kirche ist nicht nur eine Zierde der Stadt, sondern auch ein wichtiges Denkmal dafür, daß das Christenthum in Ostindien bereits eine Macht geworden ist. Nach Süden hin treten Einem die vielen Schiffe mit ihrem Wald von Masten entgegen. Auch erhält man von der Säule eine sehr gute Aussicht auf die Stadt der Eingebornen.

Der Stadttheil der Europäer oder Weißen hat ein fast europäisches Ansehen. Die Straßen sind sehr breit. Alle Hauptstraßen laufen mit dem einen Ende in die Tschauringhi-Straße, mit dem andern Ende dagegen in die Circularstraße aus, welche die Grenze der früheren Stadt andeutet. Einst begrenzte die Stadt ein Graben, Maharatta-Graben genannt, den man gemacht hatte, um die Armee der Maharatten abzuhalten.

Der Theil von Calcutta, welcher am meisten von den europäischen Handelsetablissements eingenommen ist, liegt hinter dem Regierungshause und den anderen öffentlichen Gebäuden. Man kann diesen Stadttheil, so weit die europäische Bevölkerung dabei betheiligt ist, als den Mittelpunkt von Calcutta ansehen.

Die Stadt der Eingebornen oder Schwarzen hat fast durchgängig enge, schmutzige Straßen, an denen die Häuser und Hütten der Hindus und Bengalen stehen. Mehrere haben zwei Stockwerke und ein flaches Dach, auf welchem sich die Bewohner zur Abendzeit aufzuhalten pflegen. Die Hütten sind meist sehr armselig entweder aus Lehm oder Bambusrohr und Matten verfertigt. Die Kaufläden und Waarenlager, besonders im Gora Bazar, „Markt der Weißen“, sind von Außen wenig versprechend, doch bieten sie einen sehr

großen Reichthum der verschiedensten und kostbarsten in- und ausländischen Artikel dar. Die Stadt der Eingebornen zieht sich mehrere englische Meilen am Flusse entlang, nimmt allmählig an Breite zu und endigt sich in viele zerstreut liegende Wohnsitze, welche die Vorstadt bilden und sich an die nächstliegenden Dörfer anreihen.

Calcutta ist erst seit einem Jahrhundert aus einem Dorfe zu einem so bedeutenden Umfange herangewachsen. Sie verdankt ihren Ursprung und ihr Dasein einzig und allein dem Sitz der englischen Regierung und dem britischen Handel. Die heidnische Bevölkerung dieser Stadt beträgt ungefähr 8—900,000, die der Europäer etwa 15—20,000. Das Land ist nach beiden Seiten des Hugly mit vielen volkreichen Städten bedeckt. Die einzelnen Dörfer schließen sich in der Nachbarschaft so eng an, daß man sie kaum von einander unterscheiden kann. Man nimmt an, daß in einem Umfange von 20 englischen Meilen etwa 3 Millionen Hindus wohnen.

Das, was dem Fremdling in Calcutta auffällt, ist die große Dreistigkeit, mit welcher Thiere und Vögel hier auftreten. Mit kühnem Blick ersehen sich Geier und andere Raubvögel aus der Höhe ihre Beute und stürzen am offenen Tage aus der Luft herab, um sich derselben zu bemächtigen. Den Hindus rauben sie aus den Körben, welche sie auf dem Kopfe tragen, Fleisch, Brot und andere Lebensmittel. Oft stehen die majestätischen Riesenkraniche Bildsäulen gleich auf den Dächern der palastartigen Häuser und warten zum Fang ihre Zeit ab. Manchmal, besonders am Morgen, versammeln sich Kraniche und Geier in großer Anzahl auf dem uns schon bekannten freien Platze zwischen der Tschauringhi-Straße und dem Fort. Hier gehen sie unbekümmert um die Wagen, Reiter und Fußgänger, stolz einher, als wären

sie eine Verbrüderung mit den Menschen eingegangen; und sie lassen sich nicht so leicht wegscheuchen. Auch die Krähen und Dohlen zeigen sich sehr keck, indem sie den Kindern bald dies, bald jenes fortnehmen, ja, sich selbst in die Zimmer hinein wagen, um zu stehlen. In großen Schaaren lassen sie sich allenthalben in der Stadt sehen, und mit entsetzlichem Geschrei flattern sie um die Häuser und suchen sich etwas zu verschaffen. Aus dem Thierreich bemerkt man den dem Gott Mahadeo geheiligten Stier ruhig und ungehindert auf der Straße umhergehen. Hier und dort dringt er nicht nur in die Gärten, um ein gutes Mahl zu halten, sondern stattet auch den Gemüsehändlern und den Verkäufern von Lebensmitteln einen Besuch ab und sucht mit oder wider Willen der Eigenthümer seinen Appetit zu stillen. In der Nacht erheben die Hunde ein Geheul und die Schakale lassen ebenfalls ihr klägliches Geschrei hören und laufen unbelästigt durch die Straßen. Und wirklich ist die Freiheit, welche die vorhin erwähnten Thiere und Vögel in der ungeheuren Stadt genießen, ein nothwendiges Erhaltungsmittel für die Gesundheit ihrer Einwohner. Denn in einem Himmelstriche und an einem Orte, wo Leben und Tod sich jeden Augenblick so gewaltsam berühren, müßte der Aufenthalt daselbst unerträglich und die Pest und andere verheerende Krankheiten dauernd sein, würden nicht die Ueberbleibsel der Sterblichkeit so schnell wie möglich dem Auge entrückt werden.

Auch noch einen anderen Gegenstand möchte ich erwähnen. Während der Europäer in den Straßen Calcutta's entweder fährt, oder im Palankin getragen wird, kommen die Eingebornen und bieten ihm ihre Waaren als Messer, Bücher, Vögel, Papageie und andere Gegenstände zum Verkauf an. Sie tragen in der Regel die Vögel auf dem

Finger und diese sind so gezähmt, daß sie nicht davon fliegen, selbst dann nicht, wenn sie der Europäer nimmt.

Die Hauptsprache in Calcutta ist das Bengalische. Außerdem wird auf dem Bazar und ebenso in den Häusern mancher Europäer, die muhammedanische Diener haben, ein schlechtes Hindustanisch gesprochen. Die bengalische, eine dem Sanskrit sehr verwandte Sprache, ist sehr wortreich und soll, wie Sachkundige behaupten, eine Kraft im Ausdruck besitzen. Das Hindustanische, oder, wie man auch zu sagen pflegt, das Urdu, hat dagegen den großen Vortheil, daß man sich vermittelst desselben nicht nur im nordwestlichen Indien, sondern von Assam bis zum Indus und von dem Himalaya-Gebirge bis zum Dekan verständlich machen kann. Das Urdu gilt auf der östlichen und westlichen Küste als die Sprache des Handels und der Schiffahrt. Sie ist auf keine Provinz beschränkt und ist zugleich das verbindende Glied zwischen mehreren Sprachen Indiens. Wir finden in ihr Elemente vom Sanskrit, Hindui, Arabischen, Persischen und selbst vom Türkischen. Es werden in jedem Jahre zahlreiche Schriften im Hindustanischen verfaßt, und ihr Einfluß auf das Volk macht sich immer mehr geltend.

Die Häuser, welche die reichen und vornehmen Europäer in Calcutta bewohnen, sind zweistöckig, haben flache mit einer Brustwehr umgebene Dächer, sind sehr geräumig und mit großen luftigen Zimmern versehen, was in dem heißen Klima für die Gesundheit auch höchst nothwendig ist. Oft haben die Häuser noch große Gärten, welche meist von einer hohen Mauer umgeben sind. Diese Mauer hat ein Thor nach der Straße. Der Darwán oder Pförtner, welcher Schild und Schwert zu tragen pflegt, hat die Pflicht das Thor zu öffnen und zu schließen, sobald Jemand kommt oder geht. Innerhalb

der Einschließungsmauer oder des Compounds, wie man es in Indien nennt, befindet sich die Küche, welche vom Wohnhause eine kleine Strecke entfernt steht, weil das Kochen, wenn es in der Wohnung geschähe, dieselbe noch mehr erwärmen würde. Außerdem hat man innerhalb des Gehöftes auf einer Seite noch kleine Häuser für das Dienstpersonal, Ställe, eine Wagenremise u. dergl. Es wohnen jedoch nur wenige Diener in dem Hause ihres Herrn, denn, da fast alle verheirathet sind, ziehen es die meisten vor, die Nacht in ihrer eigenen Familie zuzubringen.

Hier so wie in ganz Indien erhalten die Diener einen monatlichen Sold, aber keine Kost; man gestattet ihnen an jedem Tage auf ein Paar Stunden nach ihrem Hause zu gehen, um dort die Mahlzeit zu genießen. Doch kommt es öfters im Innern des Landes vor, daß mehrere der Diener in dem Compound oder Gehöfte ihres Herrn in den für sie errichteten kleinen Häusern mit ihren Frauen und Kindern wohnen.

Alle Dienste werden in Indien von Männern versehen; weibliche Diener werden selten beschäftigt; man gebraucht diese nur als Wärterinnen bei ganz jungen Kindern, oder als Kammerjungfern bei Damen. Auch das Kochen geschieht in jedem europäischen Haushalt durch männliche Diener. Ja selbst die Kleider der Damen werden nicht von Frauen, sondern nur von Männern angefertigt. Diese Leute sind sehr geschickt. Sie sind im Stande nicht nur die Anzüge der Herrn, sondern auch die Kleider der Damen und Kinder nach irgend einem Muster, das man ihnen vorlegt, zu machen. Gewöhnlich sitzen sie in der Verandah oder Säulenhalle des Hauses auf einer Matte oder Decke. Statt der Nähschraube gebrauchen sie die beiden ersten Zehen eines ihrer Füße.

Manche Familien halten die Schneider nicht nur zum Anfertigen und Ausbessern der Kleider, sondern auch zum Warten der Kinder.

Die europäische Bevölkerung ist in Calcutta und in ganz Indien einem großen Wechsel unterworfen. Es ist ein beständiges Gehen und Kommen, theils Gesundheits- theils Versetzungs halber. Die meisten der Europäer, besonders Engländer, kommen nach Indien, um reich zu werden und lassen sich dort auf kurze Zeit nieder. Man sucht so schnell wie möglich, die irdischen Zwecke zu verfolgen, und sobald man das Ziel erreicht hat, kehrt man in die Heimath zurück, mögen die Personen dem Kaufmanns-, Civil- oder Militair-Stande angehören. Der Handel befindet sich in Calcutta fast ausschließlich in europäischen Händen. Mehrere der englischen Kaufleute, die ursprünglich ohne Mittel und Credit nach Indien kamen, sind Agenten oder Theilnehmer der eingebornen Kaufleute geworden, wobei sie sich außerordentlich gut stehen. Fast alle Europäer sind dort reich geworden. Manche von ihnen leben höchst üppig und verschwenderisch und geben sich allen Vergnügungen und Zerstreuungen hin. Sie haben durch ihre großartigen Bauten und palastartigen Häuser, die in Front oft einen Säulengang haben, der auch zugleich oben als Balcon dient, viel zur Verschönerung der Stadt und zur Einführung europäischer Sitten und Gebräuche beigetragen. Leider zeigen die Meisten wenig oder gar kein religiöses Interesse für die Eingebornen. Treten sie mit denselben in Berührung, so geschieht es nur so weit, als es gerade ihr eigenes Interesse erfordert. Es kommt daher häufig vor, daß Europäer, die sich Jahre lang in Indien aufgehalten haben, doch sehr wenig von der ausgebreiteten Missionsthätigkeit wissen, was zum großen Bedauern auch in dem

christlichen Europa bei einer großen Anzahl der Fall ist. So betrübend dies für ein christliches Gemüth sein muß, so giebt es doch in Indien auch sehr erfreuliche Ausnahmen. Denn es fehlt dort, dem Herrn sei Dank, nicht an Solchen, die sich als wahre Freunde der Eingebornen zeigen, und ihr leibliches und geistliches Wohl auf jegliche Weise nach Kräften zu fördern suchen.

Bei der großen Zahl von Europäern, welche nach Indien kommen, um reich zu werden, darf es uns nicht wundern, daß Viele sich bitter getäuscht sehen, sei es, daß sie nicht Ausdauer, Eifer und Umsicht genug zeigten, sei es, daß sie nicht lange genug im Lande bleiben; denn wie anderwärts, so stößt man auch dort auf große Widerwärtigkeiten. Dann giebt es in Indien auch Solche, welche sich nicht bei Zeiten mit einem hübsch erworbenen Vermögen klüglich zurückziehen, sondern durch die unersättliche Begierde nach Reichthum sich in immer größere Spekulationen einlassen und zuletzt Alles verlieren.

Zum Lobe der Engländer müssen wir erwähnen, daß, so oft ein Aufruf für Hülfsbedürftige, Wittwen und Waisen ergeht, sie sich jederzeit derselben treulich annehmen und ihnen eine reichliche Unterstützung zu Theil werden lassen. Unter allen Ständen findet man eine große Bereitwilligkeit sich gegenseitig zu helfen, und wer irgend eine achtbare Stellung im Leben einnimmt, hat keine Noth zu leiden. Dies rührt zum Theil daher: Ein Jeder fühlt, daß er dort ein Fremdling ist, weit entfernt von dem gemeinsamen Vaterlande. Darum hat man das Bedürfniß, sich einander beizustehen, und jeder Europäer erfährt einen hohen Grad von zuvorkommender Güte und Freigebigkeit. Was das Zusammenleben der Engländer mit dem Eingebornen anbetrifft, so sucht

zwar der Letztere die Freundschaft des Ersteren, doch kümmert sich dieser im Allgemeinen wenig um jenen.

In Calcutta sind fast alle Kirchenparteien Englands und Schottlands vertreten. Wir haben hier Gemeinden, welche sich zur englisch-bischöflichen Kirche halten, dann Independenten, Presbyterianer, eine freie schottische Kirche, Baptisten und Katholiken. Manche Gemeinden haben Kirchen, von denen einige sehr schön sind, andere haben nur Kapellen. Der Gottesdienst wird in den Gotteshäusern, welche für die europäische Bevölkerung bestimmt sind, in englischer Sprache gehalten, dagegen ist in den Kapellen, welche mit den verschiedenen Missionen in Verbindung stehen und für Eingeborene eingerichtet sind, die bengalische Sprache in Gebrauch. Diejenigen, welche den Gottesdienst für die Bengalen abhalten, sind entweder Missionare oder eingeborne Prediger. Missionar de Rodt von der Londoner Missionsgesellschaft verschaffte uns Gelegenheit, einem bengalischen Gottesdienst in einer christlichen Landgemeinde beizuwohnen. Es versammelten sich die christlichen Männer und Frauen auf den Klang einer metallenen Platte, die mit einem hölzernen Hammer angeschlagen wurde, in der Kapelle und setzten sich nach orientalischer Weise auf Matten. Nun wurde ein bengalisches Lied gesungen. Der Missionar las dann einen Abschnitt aus der heiligen Schrift vor und sagte darauf ein Lied vor. Nach diesem predigte er und schloß den Gottesdienst mit Gebet und Gesang. Wir verstanden natürlich nichts von Allem, wurden aber bei dem Anblick einer aus den Heiden gesammelten Gemeinde dennoch erbaut.

Da Calcutta der Hauptort des britischen Handels und seit vielen Jahren der Sitz der englischen Regierung mit den verschiedenen höchsten Gerichtshöfen und anderen Verwaltungs-

behörden ist, so hat sich unter den höheren und mittleren Klassen der Eingebornen immer mehr die Nothwendigkeit herausgestellt, sich mit der englischen Sprache vertraut zu machen, weil sie dadurch manche Vortheile erlangen können. So sind denn im Laufe der Zeit verschiedene Institute entstanden, welche theils durch die Regierung, theils durch die Mission ins Leben gerufen sind.

Die Missionare lassen es sich in Calcutta sehr angelegen sein die Kinder der Eingebornen in der christlichen Religion und der englischen Sprache zu unterrichten, und ihnen sowohl die gewöhnlichen als auch die höheren Kenntnisse beizubringen, ehe sie mit Vorurtheilen gegen das Christenthum erfüllt werden und die verderblichen Grundsätze des Unglaubens durch die englische Literatur kennen lernen. Besonders legen die Missionare der schottischen Kirche ein großes Gewicht auf die Erziehung der Jugend, und widmen fast ihre ganze Kraft derselben, indem sie für die Mission davon den meisten Erfolg erwarten. Das großartigste Institut ist das der freien presbyterianischen Kirche von Schottland, das von Dr. Duff gegründet worden ist und das von der Regierung gestiftete Hindu Colledge weit überragt. Die Zahl der Zöglinge beläuft sich in ersterer Anstalt von der niedrigsten bis zur höchsten Klasse auf mehr als Tausend. Viele Schüler aus den Missionsschulen haben dem Heidenthum bereits entsagt und das Christenthum angenommen, und gar Viele haben um ihres Glaubens nicht allein zeitliche Verluste, sondern auch Verfolgung erlitten.

Die Erziehungsanstalten der Missionare haben schon öfters von den Eingebornen großen Widerspruch erfahren, aber dessen ungeachtet haben sie jeden Sturm siegreich überstanden und trotz aller Feindseligkeiten an Ausdehnung zuge-

nommen. Einst machten die Eingebornen den Versuch, ein ähnliches Institut, wie das des Dr. Duff zu gründen, das ihren Kindern dieselben Vortheile gewähren sollte, aber es hatte keinen Bestand.

Man nimmt an, daß in jedem Jahre in und um Calcutta herum etwa 8—9000 Knaben und Jünglinge der Eingebornen Unterricht in den verschiedenen Zweigen des Wissens empfangen.

Außer der ausgedehnten Missionsthätigkeit giebt es in Calcutta auch eine große Bibel- und Traktat-Gesellschaft, deren Bemühen ebenfalls darauf gerichtet ist, das religiöse Interesse unter den Eingebornen zu fördern und die Missionare in ihrer Thätigkeit zu unterstützen. Die Beiträge, die diese Gesellschaften, eigentlich Tochtergesellschaften der großen Mutter- oder Hauptgesellschaften in England, in Indien erhalten, sind sehr bedeutend; es werden aber von ihnen auch jährlich ungeheure Summen zum Besten der Eingebornen ausgegeben, wozu die in London nicht einen geringen Theil beitragen, indem sie ihnen große Geschenke an Geld, Büchern und Papier machen.

Die Zahl der Missionare ist in Calcutta sehr bedeutend und beläuft sich auf etwa 30. Sie haben außer den Schulen und Waisenhäusern auch ihre christlichen Gemeinden. Der Einfluß der Mission auf die eingeborne Bevölkerung wird in der Stadt und Umgegend immer mehr sichtbar. Viele Hunderte aus den verschiedenen Ständen der Hindus und Muhammedaner haben das Christenthum angenommen, und Zehntausende, welche christlichen Unterricht empfangen haben, sind, wenn sie auch noch äußerlich im heidnischen Verbande leben, innerlich von dem Trug und der Thorheit des Götzendienstes überzeugt. Auch trägt der Verkehr mit den Eng-

ländern viel dazu bei, daß unter den Hindus in Calcutta europäische Sitten schnell überhand nehmen.

4. Reise nach Benares.

Wir verlebten in Calcutta etwa ein Viertel Jahr. Nach Verlauf dieser Zeit fanden wir es mit Zustimmung unserer Freunde für gut, uns nach Benares zu begeben, um dort das Weitere zu unserer Wirksamkeit vorzubereiten. Wir verließen Calcutta am 23. März 1843. Da es damals in Ostindien noch keine Eisenbahnen gab, und der Weg zu Wasser höchst langwierig und bei der vorgeschrittenen heißen Jahreszeit auch für die Gesundheit gefährlich war, so reisten wir zu Lande. Der direkte Weg von Calcutta nach Benares beträgt 426 engl. Meilen.

Viele Engländer gehen mit Dákh, d. h. sie machen die Reise mit dem Palankin und lassen sich ihr Gepäck in Blechkasten von einem Manne nebenhertragen. Es ist dies das schnellste Beförderungsmittel, wo die Post und Eisenbahn fehlt. Der Reisende muß sich, wenn er per Dákh geht, mit einem eigenen Palankin, worin nur Einer getragen werden kann, versehen. Er erhält auf jeder Station, die etwa 7 bis 8 engl. Meilen von der andern entfernt ist, frische Träger vom Postamte. Der Reisende hat dafür an dem Orte, wo er seine Reise antritt, das Geld für die ganze Reisetour vorher zu bezahlen und muß außerdem noch eine gewisse Summe über die Taxe niederlegen, damit davon alle Extra-Ausgaben bestritten werden können, gesetzt, daß die Träger von dem Passagier auf dem Wege aufgehalten werden sollten. Der Ueberschuß wird ihm aber an dem Ziel seiner Reise sogleich zurückgezahlt, sobald er dem Postmeister ein Zeugniß vorlegen

kann, daß er innerhalb der bestimmten Zeit, welche man ihm für seine Reise gestattet, angekommen ist. Vor dem Beginn der Reise wird durch die gewöhnliche Brief=Post oder durch einen angenommenen Boten jedem Postamte aufgetragen zu einer bestimmten Zeit auf jeder Station eine gewisse Anzahl Träger zu stellen, welche auf den Reisenden zur festgesetzten Stunde warten. Da aber diese Art zu reisen sehr kostspielig ist, so schlugen wir auf den Rath unserer Freunde einen viel billigern und doch ganz angenehmen Weg ein. Wir mietheten uns nämlich für die ganze Reise eine Karantschie oder Kutsche der Eingebornen mit dem dazu nöthigen Vorspann und Leute.

Die Karantschie hat mit der Kutsche in Deutschland viel Aehnlichkeit, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht auf Sprungfedern sondern auf Bambusrohr ruht, das durch Stricke befestigt ist. Anstatt der Wagenfenster war ein Stück rothes Zeug um den obersten Theil des Wagens und Sitzkastens angeschlagen, damit der Reisende vor Sonne und Staub geschützt sein möchte. Da wir auf dem Wege durch große Waldungen, wo sich viele wilde Thier aufhalten, zu fahren hatten, so nahmen wir eine Doppelflinte mit, um im Nothfall damit zu schießen; doch Niemand von uns verstand sich gut auf Schießwaffen.

Wir reisten nach Benares von einer Dak=Bangalow zur andern und machten an jedem Tage zwei Stationen, die eine am Morgen, die andere am Abend. Die Dak=Bangalows, eine Art Posthäuser, die je 6 Cos oder 3 deutsche Meilen von einander stehen, sind einfache, weiß angestrichene und mit Stroh gedeckte Häuser, in welchen Reisende, da keine Gasthöfe an der Landstraße vorhanden sind, ein Obdach finden. Sie sind auf 2 Reisegesellschaften berechnet. Darum

zerfällt das Gebäude in 2 Hälften, so daß zu jeder auf der Vorder= und Hinterseite 1 Verandah, 1 großes und ein kleines Zimmer und 1 Badestübchen gehören. In dem großen Zimmer befinden sich 1 Speisetisch, 2—3 Stühle und 1 leere Bettstelle. Außerdem gehören zu jeder Bangalow 2 kleine Gebäude, von denen eins zur Küche bestimmt ist. Dann sind noch an denselben ein Chidmadgár (ein Aufwärter bei Tische), ein Mithar (Ausfeger) ein Bihischti (Wasserträger, der das Trink= und Badewasser besorgt), ein Bawartschi (Koch) und ein Tschaukidár (Nachtwächter) angestellt.

Man bekommt in den Bangalow's die nothwendigsten Lebensbedürfnisse als Carrie (ein ostindisches Essen, welches aus Fleisch oder auch aus Gemüse mit vielen, frisch geriebenen Gewürzen bereitet ist), Bhát (Reis), Tscha (Thee), Tschíni (Farin), Tschupatti (eine Art Pfannkuchen oder Flinsen von groben Roggenmehl), Roti (Brot) doch das sehr selten und Pani (Wasser), welches oft sehr schlecht ist.

Die Bangalows, die man jedoch nur an den Hauptstraßen findet, sind noch heute in all' den Gegenden, wo es keine Eisenbahnen giebt, für Reisende von großem Nutzen. Die Regierung hat sie zur Bequemlichkeit der Reisenden errichtet, indem es in Ostindien außer in den großen Seestädten keine Gasthäuser giebt. Ohne sie würde das Reisen in dem heißen Lande sehr erschwert und mit großen Kosten verbunden sein. Denn man müßte ein Zelt, einen Koch und das nöthige Geschirr mit sich führen, jetzt aber braucht man nur für die Nacht das Nöthigste, als Kopfkissen und Steppdecken, mit sich zu nehmen, und ist man mit dem einfachen Mahl zufrieden, so bleibt fast nichts zu wünschen übrig. Mag man in den Bangalow's 1/4 Stunde oder einen ganzen Tag logiren, so bezahlt man dafür 1 Rupie (20 Sgr.), fürs Essen eine mäßige

Summe und außerdem giebt man noch Trinkgelder. Von dem Gelde für Logis werden alle Diener besoldet, und die Bangalow wird in gutem Zustande erhalten. Die Landstraße, auf der wir nach Benares reisten, war gut; die englisch-ostindische Regierung läßt sich aber kein Chausseegeld zahlen. Die Wege werden durch die Gefangenen in schönster Ordnung erhalten. Wir reisten etwa 75 deutsche Meilen durch eine Ebene und etwa 30 Meilen durch eine gebirgige Gegend. In der Ebene sahen wir diesmal nichts Besonderes, weil die Saaten schon eingeerntet waren. Nur hier und da fanden wir Felder mit Zuckerrohr. Die Dörfer und Städte, welche sich unsern Blicken zeigten, lagen zwischen Palm-, Mango- und Kokoswäldchen. Hier und da standen prächtige Tamarindenbäume, Pisang- (Bananen-) haine und große Bambusbüsche. Die tropischen Gewächse sind zwar in ihrer Art schön, man macht sich aber in Deutschland eine viel zu romantische Vorstellung von ihnen. Die Palmen geben nur wenig Schatten, die Tamarinden aber, ein unsern Linden an Größe und Gestalt ähnlicher Baum, sehr reichlichen, ebenso die Mangobäume. Schöne, üppige Wiesen, an denen sich das Auge im Vaterlande so angenehm erquickt, waren, weil die heiße Zeit schon ihren Anfang genommen hatte, nirgends zu sehen. Der Boden in Bengal ist schwarze Gartenerde, dagegen in Hindustan guter Lehmboden. Obgleich das Land fast nirgends gedüngt wird, — denn der Kuhdünger wird gesammelt, in Fladen getrocknet und als Brennmaterial gebraucht, — so ist die Vegetation doch außerordentlich üppig.

Nach mehreren Tagereisen kamen wir nach Burdwan, wo die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft eine blühende Station hat. Missionar Link nahm uns sehr freundlich auf und

zeigte uns die Station. Es traf sich, daß wir dort den Sonntag zubringen und dem englischen Gottesdienst beiwohnen konnten. Nachdem wir uns in der brüderlichen Gemeinschaft erquickt und gestärkt hatten, setzten wir unsere Reise weiter fort. In dem gebirgigen Theile, den Ausläufern der Gondwara-Berge, gefiel es mir besser als in der Ebene. Bewaldete Hügel wechselten mit schönen Feldern ab. Oft standen die Hügel in der Ebene vereinzelt, doch schlossen sie sich auch an einander an und bildeten eine Bergkette oder wellenförmige Hügelreihen, zwischen denen viele Thäler und Schluchten lagen. Die Gegend ist reich an Laubholz, doch habe ich europäisches Gehölz nicht gesehen. In dem Dschangal, einer unbebauten Gegend mit wildem Waldgestrüpp, halten sich viele wilde Thiere auf als: Tiger, Hyänen, Schakale u. s. w. Ich selbst habe weder einen Tiger gesehen, noch sein Gebrüll in der Nacht aus der Ferne gehört; nur Schakale zeigten sich uns öfters. Doch bemerkten wir Nachts: auf den Hügeln weit umher große Feuer, die angezündet waren, um die wilden Thiere von den Viehheerden, welche des Nachts auf die Hügelspitzen gebracht werden, abzuhalten.

Wir durchkreuzten auf unserm Wege mehrere trockene Flußbette, die jetzt nur mit Sand gefüllt waren, aber zur Regenzeit viel Wasser haben. Mehrmals begegneten wir einem Zuge ostindischer Truppen, welche immer nach 2 Jahren auf andere Stationen versetzt werden, und zuweilen einigen Soldaten kleiner Bergfürsten auf Ponis, kleinen Pferden, mit Schild und Lanze bewaffnet. Ebenso stießen wir auf Karawanenzüge von Ochsen, die Salz und andere Güter nach den verschiedensten Stationen führten. Außerdem trafen wir auf dem Wege viele Kameele und Elephanten an. Auch sahen wir einen merkwürdigen indischen Fakir oder Heiligen, der

wie es schien den Weg von Benares nach Dschaganath mit der Länge seines Körpers maß, indem er sich auf die Erde hinlegte und da, wo das Haupt den Boden berührte, ein Zeichen machte, dann aufstand, bis zu dem Merkmal hinging, und sich von dort ab lang ausgestreckt hinlegte. Schade, daß wir der Sprache noch nicht mächtig waren, um ihm von Jesu Christo, dem Heiland der Sünder, etwas zu sagen.

Wir erreichten Benares bei guter Gesundheit, den 13. April, nach einer Reise von 21 Tagen. Diese alte, große und berühmte Brahmanenstadt am Ganges, — wir näherten uns ihr von der Wasserseite und hatten somit den herrlichsten Anblick, — machte auf uns mit ihren zahllosen Tempeln, welche reich mit Reliefs versehen sind, und mit den stolz sich erhebenden Minarets der von Aurangzeb erbauten Moschee, welche die Höhe von 210 Fuß haben, einen großartigen und majestätischen Eindruck. Die Stadt sieht recht alterthümlich aus. Von dem einen Ende bis zum andern befinden sich am Ufer viele Ghàts oder Landungs- und Badeplätze, wo die Pilger und andere Hindus ihre heiligen Waschungen verrichten. Die Hindus glauben, daß Benares auf dem Dreizack des Gottes Mahadeo erbaut ist, und daß in dem Sat dschug oder goldenen Zeitalter der Boden hier Gold war, aber in dem Kal dschug oder in dem sündlichen Zeitalter derselbe zu Erde geworden sei.

Die Stadt Benares, im Sanskrit Barnaaschi (nach den zwei Flüßchen Barna und Aschi), und im Ramajana Kâsî, die Glänzende, genannt, hat einen großen Umfang und erstreckt sich wohl anderthalb Stunden am Ufer des Ganges. Es giebt hier viele schöne Tempel mit breiten Treppen, welche zum Flusse hinunterführen. Der Mahadeo oder Schiwa-Tempel ist einer der größten und prachtvollsten in Indien und

wird auf seiner Kuppel durch einen Dreizack geziert. Die Hindus glauben daß der Tempel auf dem heiligsten Flecken der Welt steht, weil dort Schiwa vor vielen Millionen Jahren seinen Thron hatte. Der Tempel steht in der Mitte eines großen Hofes und ist von einer hohen Mauer umgeben, die nach Innen eine Verandah hat. Diese ist in Zellen getheilt, deren jede einen Götzen enthält. In dem Tempel selber, welcher reich bemalt und mit vielen Reliefs versehen ist, befindet sich der Hauptgötze. Es ist dies der Ling, über dem eine große Glocke hängt. Zur Rechten liegt ein kleines Zimmer, welches das Heiligthum genannt wird. Dieser Schiwa-Tempel wird von jedem Pilger, der nach Benares kommt, besucht. Man berechnet die Zahl der täglich herzuströmenden Pilger auf 10,000. Zu den Festzeiten ist der Zudrang noch bedeutender.

Nahe dem Mahadeo- oder Bischeschwar-Tempel befindet sich ein heiliger Brunnen. In früheren Jahren stand ein prächtiger Hindu-Tempel dabei. Da dessen Lage sehr schön war, so wünschte einer der muhammedanischen Kaiser eine Moschee auf jenem Fleck zu erbauen. Ein Theil des Tempels wurde deshalb niedergerissen und auf dem leeren Platz eine Moschee errichtet. Der übrig gebliebene Theil des Tempels zeugt noch jetzt von dem alten Glanze. Als die Muhammedaner den Tempel zerstörten, sagen die Hindus, machte der Gott desselben, eine Incarnation des Schiwa, einen fürchterlichen Sprung und ertränkte sich in dem angränzenden Brunnen. Das Volk suchte nach ihm und wollte ihn herausziehen, aber ihre Bemühung blieb vergeblich, denn es war keine Spur von ihm zu finden. Das Wasser des Brunnens ist deshalb sehr heilig geworden und jeder Pilger, der nach Benares kommt, sucht etwas davon zu erhalten.

Auch hat man in Benares noch einen andern Brunnen, der wegen seines mineralischen Gehalts — wahrscheinlich Sulphur — berühmt ist. Die Brahmanen sagen, daß dieser Brunnen schon einige Hunderttausend Jahr alt sei. Sie leiten den Ursprung des mineralischen Wassers davon her, daß Mahadeo den Arzt des Gottes Indra, welcher einen großen Medicinkasten auf dem Rücken trug, kopfüber in den Brunnen warf, wobei alle Gläser zerbrachen und die Arzeneien vergossen wurden. Die Ueberreste des Kastens und der Gläser wurden gerettet, aber die Medicin hatte sich bereits mit dem Wasser vermischt. Seitdem hat das Wasser die Eigenschaft von der Medicin des Gottes Indra behalten.

Merkwürdig ist in Benares auch eine alte Sternwarte, die vielleicht 2000 Jahr alt ist. Mit der größten Genauigkeit sind bei derselben die astronomischen Vorrichtungen in Stein gehauen. Benares hat sehr enge und winkelig gebaute Straßen, aber, was man sonst selten im Orient findet, viele hohe zwei- bis vierstöckige massive Häuser, meist mit flachen Dächern, welche mit den seltsamsten Architekturen, Vorsprüngen und Freskomalereien geziert sind. Manche der Häuser haben in Holz geschnitzte Gallerien, die alle Stockwerke umlaufen. Neben den vielen Prachtpalästen der Prinzen und Großen findet man indessen auch viele niedrige Häuser von Lehm aufgeführt.

Benares ist der Hauptsitz der Künste und Wissenschaften der Indier. Die Brahmanen, welche hier außerordentlich zahlreich vorhanden sind, leben fast nur von den täglichen Opfern und Spenden der Reichen und Pilger. Noch heute sollen dort 8000 Häuser den Priestern gehören. Die gelehrten Priestercollegien mit ihren Schulen pflegen die heimische Literatur und lehren das Brah-

manengesetz im Sanskrit. Der Boden, worauf die Stadt steht, sowie noch zwei und eine halbe deutsche Meile um dieselbe, ist nach der Behauptung der Brahmanen heiliges Land. Benares ist der heiligste Ort der Hindus; er ist für sie das, was Mekka für die Muhammedaner ist. Hunderttausende wallfahren in jedem Jahre dahin, um durch ihre Waschungen und andere vorgeschriebene Ceremonien sich Vergebung der Sünden zu verschaffen. Die Zahl derer, welche alltäglich an dem heiligen Ganges ihre Andacht verrichten, ist durchschnittlich etwa 50,000. Zu dieser Zeit sitzen viele Brahmanen auf den Treppen oder Steinblöcken hart am Strom, um die Gaben der Pilger und Frommen in Empfang zu nehmen. Sie preisen den Leuten die vorzüglichen Eigenschaften des heiligen Flusses an, damit sie recht oft hinkommen möchten. Einige Brahmanen tragen Sorge für die Kleider der andächtigen Hindus, wenn diese in den Fluß gehen, um sich zu baden, und werden dafür reichlich belohnt. Andere, welche mehr oder minder mit heidnischen Tempeln in Verbindung stehen, sind nicht minder geschäftig, Nutzen von den Pilgern zu ziehen. Sie bieten ihnen ihre Dienste an und führen sie durch das Straßen-Labyrinth zu den berühmten, heiligen Plätzen der uralten Stadt, und erzählen ihnen viele Wunderdinge, welche dort geschehen sein sollen. Da die Pilger meist einfältige Leute sind, so sind sie erstaunt über Alles was sie zu sehen und zu hören bekommen.

Die vornehmsten Hindus aus den verschiedenen Provinzen unterhalten ihre eigenen Tempel in Benares und zahlen große Almosen an die Priester und Armen. Manche der indischen Fürsten haben dort Klöster für Brahmanen und Fakire angelegt und halten sich Gesandte, die an ihrer Statt die vorgeschriebenen Sühngebräuche und Opfer verrichten, um

selig zu werden. Da viele Große und Reiche hier ihre Lebenszeit beschließen, um auf geweihtem Boden zu sterben, so ist auch die Zahl der Bettler, Fakire, Lahmen, Blinden, Krüppel und Aussätzigen, welche von Almosen leben, bedeutend. In dem Stadttheil Durgakund, wo sich ein großer Teich befindet, hausen auf großen Mangobäumen heilige Affen, die sich auch auf den Straßen umher treiben. Sie sind ganz zahm und statten den Kaufleuten, welche mit Eßwaaren handeln, oft einen Besuch ab, oder sie springen den Pilgern und anderen Personen entgegen, in der Erwartung Näschereien zu empfangen. Ueberall begegnet man auch dem dem Gott Mahadeo geweihten, heiligen Stier, dem Jedermann ehrerbietig aus dem Wege geht. Wenn er den Leuten aus den Körben, worin sie Reis, Dal und andere Vegetabilien zum Verkauf ausgestellt haben, etwas fortnimmt, dann sagen sie zu ihm: „Maharadsch dschájye" großer König, gehen Sie!

Die Zahl der Einwohner von Benares beläuft sich auf etwa 600,000. Die Europäer bewohnen die Vorstadt Sigra.

Wir wurden in Benares von Herrn Kennedy, einem Missionar der Londoner Missionsgesellschaft, an welchen wir von Missionar Schürmann ein Empfehlungsschreiben hatten, mit großer Liebe und Freundlichkeit aufgenommen. Er war uns bei der Einrichtung unseres Hauswesens behülflich, so daß wir uns bald wieder mit dem Erlernen der hindustanischen Sprache beschäftigen konnten.

Da der Drang in mir immer größer wurde, den armen Heiden, von denen ich hier überall umgeben war, das Evangelium zu verkündigen, so ging ich jeden Tag mit der größten Lust und Freudigkeit an das Studium der hindustanischen Sprache, die zwar in ihrer Grammatik einfach,

aber in ihrem Wortreichthum eine große Fülle und in ihrer Construction dem Ausländer am Anfange viele Schwierigkeiten darbietet. Am Sonntage besuchte ich den hindustanischen Gottesdienst für Eingeborne. Wenn ich davon auch anfangs fast gar nichts verstand, so gewöhnte sich doch mein Ohr mehr und mehr an das Hindustanische.

Wie in Calcutta, so sind auch in Benares Missionare von verschiedenen Gesellschaften stationirt. Es befinden sich dort Sendboten von der kirchlichen-, Londoner- und Baptisten-Missionsgesellschaft. Zwar möchte man sich freuen, daß so viele Vereine sich die Hände reichen, um das Bollwerk des Satans, das in dem Hinduismus aufgeführt ist, an ein und demselben Orte zu stürzen, aber daß Missionare von verschiedenen Kirchenparteien auf ein- und demselben Gebiete thätig sind, muß endlich zur Verwirrung der Gemüther führen, sobald sich das Christenthum bei den Heiden Eingang verschafft. Es wäre daher sehr wünschenswerth, daß die Missionare der Baptisten-Missionsgesellschaft, welche in der Hauptlehre von der Taufe und dem Abendmahl von Andern abweichen, ihre Thätigkeit auf bestimmte Heidengebiete beschränkten; denn früher oder später werden die denkenden Heidenchristen den Missionaren viel Noth und Mühe verursachen, um sie von der reineren Lehre zu überzeugen.

Bald nach unserer Ankunft besuchten wir den deutschen Bruder Stoltzenburg, Missionar der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, und andere Missionare. Der Hauptgegenstand unserer Unterredung mit den Missionaren der Londoner und kirchlichen Missionsgesellschaft betraf den Ort unserer künftigen Niederlassung. Wir wurden besonders auf Ghazipur und Gaya hingewiesen. Zuletzt entschied man, daß ich nach Ghazipur und Tschuprah gehen sollte um ersteren Ort in

Augenschein zu nehmen und am letzteren die Meinung der dortigen deutschen Brüder zu hören.

5 Reise nach Ghazipur und Tschuprah und Hadschipur.

Da es uns darum zu thun war, die Sache in Betreff der Gründung einer Missionsstation bald in Ordnung zu haben, so verabschiedete ich mich nach einem kurzen Aufenthalt von meinen Collegen und den anderen Missionsgeschwistern. Ich verließ Benares den 1. Mai auf einem Boote und erreichte am 3. die 10 deutsche Meilen davon entfernte Stadt Ghazipur, welche am Ganges liegt. Hier besuchte ich den englischen Richter, die höchste Behörde des Orts, den englischen Kaplan und einen Lehrer von der Regierungsschule. Alle zeigten sich sehr freundlich gegen mich und freuten sich, daß wir uns dort niederlassen und eine Missionsstation gründen wollten. Da der Richter früher 2 Jahre in Gaya gewesen war, so konnte er mir auch über diesen Ort genaue Auskunft geben.

Die Stadt Ghazipur wurde als ein gesunder Ort geschildert, während Gaya weniger günstig gelegen und ungesund sei. Die Einwohnerzahl wird am ersten Orte auf 40 — 50,000 geschätzt, von denen ungefähr zwei Drittel Hindus und nur ein Drittel Muhammedaner sind. In dem Distrikt von Ghazipur liegen bedeutende Dörfer und auch einige Städte.

Am 4. Mai verließ ich Ghazipur und erreichte Tschuprah am 10. desselben Monats. Die lieben deutschen Geschwister Baumann, Artopé und Ullmann nahmen mich recht herzlich auf, und ich fühlte mich sehr glücklich in ihrer Gemeinschaft. Da sie schon einige Zeit im Lande waren, so

waren mir ihre Rathschläge sehr willkommen. Alles, was ich auch hier hörte, sprach für die Stadt Ghazipur. Wir entschlossen uns deshalb, dort in Gottes Namen eine Missionsstation zu gründen, um so mehr, da uns Missionar Schmidt von Benares das Volk in Ghazipur als ein solches schilderte, welches mehr als anderwärts geneigt sei, Gottes Wort anzuhören.

Auf das Freundlichste von den Brüdern eingeladen, verweilte ich einige Zeit in Tschuprah und fuhr fort, mich auf meinen Beruf vorzubereiten. Ich verwandte alle meine Kraft und Zeit auf die Erlernung der Landessprachen, nämlich des Hindui, einer Tochtersprache des Sanskrit, und des Urdu, welches ein Gemisch des Hindui mit dem Persischen und Arabischen ist. Erstere wird von den Hindus, letztere von den Muhammedanern gesprochen. Es sind dies zwei schwierige Sprachen; doch mußten diese von uns erlernt werden, um mit den zahlreichen Hindus und Muhammedanern verkehren zu können. Denn wenn man in der ersten Zeit dieselben nicht zu bemeistern sucht, so bringt man es selten zu einer Fertigkeit.

Beim Erlernen des Hindui bedient sich der Missionar eines Pandits d. h. eines gelehrten Brahmanen, und beim Erlernen des Urdu eines Munschi d. h. eines muhammedanischen Sprachlehrers. Diese Männer verstehen meist nicht englisch, deutsch erst vollends nicht. Was man von ihnen lernt, ist die richtige Aussprache und das Lesen in den fremden Charakteren und dann hat man Gelegenheit, sich durch den Verkehr mit ihnen in der fremden Sprache zu vervollkommnen. Die Grammatik und die fremden Charaktere muß der Europäer für sich allein lernen, wozu, Gott sei Dank, jetzt treffliche Hülfsmittel vorhanden sind. Aeltere Missionare und andere

Engländer haben gute Grammatiken und Wörterbücher geschrieben. Sobald ich mir einen Schatz von Wörtern angeeignet hatte, conversirte ich sogleich mit dem eingebornen Lehrer, so mangelhaft es auch anfänglich ging. Allmählig lernte ich ihn immer besser verstehen. Mit einem Wort ich bekam ein Ohr für die fremde Sprache, wenn auch noch einige Zeit verstrich, ehe ich auf die an mich gerichteten Fragen in gewünschter Weise Antwort geben konnte. Zuletzt hatte ich mit dem Lehrer sowohl, als mit andern Heiden in dem Missionshause kleine Unterredungen und Religionsgespräche und fühlte, daß ich nach und nach eine größere Fertigkeit und Gewandtheit im Sprechen bekam. Außerdem begleitete ich in Tschuprah die Missionare auf den Bazar (Marktplatz) zur Predigt, um zu sehen, wie sie hierbei zu verfahren pflegen.

Nach einem achtmonatlichen Aufenthalte in Indien war es mir mit des Herrn Hülfe gelungen, daß ich die Gespräche der Missionare mit den Eingebornen und ihre Predigt an das Volk recht gut verstehen konnte. Darauf machte ich, in Gegenwart der Brüder, die ersten öffentlichen Versuche mit der Predigt des Evangeliums. O, wie freute ich mich und dankte dem Herrn, der meine Studien sichtbarlich gesegnet und bei dem erschlaffenden Klima mir Leben und Gesundheit erhalten hatte!

Am Anfange meines öffentlichen Auftretens kam es öfters vor, daß ich nicht im Stande war, Alles, was die Heiden sagten, zu verstehen, und mich aus den verfänglichen Fragen, welche die Brahmanen oder andere eifrige Vertheidiger der heidnischen Religion an mich richteten, herauszuwinden. In diesem Falle wurde ich von einem älteren Missionar, der darin Gewandtheit und Erfahrung hatte, augenblicklich unterstützt. Nicht selten ereignete es sich, daß, wenn ich in der

ersten Zeit meiner Thätigkeit eine ganze Weile gesprochen, und die Heiden dem Anschein nach aufmerksam zugehört hatten, Einer der Zuhörer mir sagte: **Ham angrezi nahin bolte** d. h. ich spreche nicht englisch, womit er eigentlich sagen wollte: ich verstehe nicht, was du sagst. Dies ist sehr niederschlagend, da man sich bewußt ist, Fleiß und Mühe auf die Erlernung der Sprache verwandt zu haben; doch muß man nicht den Muth verlieren, denn mit Gottes Hülfe wird man Meister der Sprache und weiß Jedem Rede und Antwort zu stehen. Der angehende Missionar giebt den Hindus zu solchen Aeußerungen: „Ich verstehe nicht englisch" hauptsächlich durch Zweierlei Veranlassung, 1. weil der Aussprache in der ersten Zeit noch manche Unvollkommenheiten ankleben; denn das Wort hat oft eine ganz andere Bedeutung, wenn man den Vokal lang oder kurz, den Consonant hart oder weich ausspricht; 2. weil der Orientale es liebt in Bildern und Gleichnissen zu sprechen, denen er häufig die Erklärung selbst hinzufügt; man ist aber in der ersten Zeit nicht daran gewöhnt, sich auf diese Weise verständlich zu machen. Der ältere Missionar weiß dies. Es wird ihm deshalb, wenn er die Rede seines jüngeren Mitarbeiters zu verdeutlichen sucht, von den Hindus auch das Lob zu Theil: **Yih sáf boltá hai** d. h. „dieser spricht rein."

Zu Anfang des Novembers begleitete ich die Missionsgeschwister in Tschuprah zu einer Mela nach Hadschipur, Patna gegenüber. Melas sind große Jahrmärkte in Ostindien, die an Wallfahrtsörtern, wo religiöse Waschungen stattfinden, abgehalten werden. Diese haben viel Aehnlichkeit mit den großen Märkten bei uns. Die Buden und Tische der Verkäufer sind dort ebenso wie bei uns reihenweise aufgestellt. Die vielen Buden, Zelten und Fahnen machen den Eindruck

eines großen Kriegslagers. Schon in der Ferne hört man das Lärmen der Menschen, und der Wirrwar und das Getümmel ist auf der Mela sehr groß. Tausende von Hindus pilgern jährlich nach einem solchen Wallfahrtsorte, um dort ihre religiösen Waschungen zu verrichten und dadurch von ihren Sünden rein zu werden. Wie immer, so hatten sich auch diesmal einige Missionare von den benachbarten Missionsstationen eingefunden, um den Heiden das theure Evangelium zu verkündigen, und ihnen zu sagen, daß die Reinigung der Sünden nicht durch Ganges-Wasser, sondern durch das Blut Jesu Christi geschieht.

Wir schlugen unser Zelt in einem Mango-Wäldchen auf. Rings um uns her hatten sich Männer, Frauen und Kinder, alle festlich geschmückt, mit ihren Pferden, Ochsen, zweirädrigen Wagen und Gepäck, niedergelassen. In einem anderen Wäldchen nicht weit von uns waren mehr als 200 Elephanten, die zum Theil sehr prächtig geschmückt waren. Wie bei allen Festgelegenheiten, so war auch hier die Anzahl der Frauen, die anzubeten gekommen waren, sehr groß, weil diese viel eifrigere Anbeter, als die Männer sind. Auch viele Kaufleute, Händler, Conditoren fast aus allen Gegenden Ostindiens hatten sich hier eingefunden, um ihre Waaren, Elephanten, Kameele, Pferde und dergl. feil zu bieten.

Um Alles selbst in Augenschein zu nehmen, machten wir uns bald auf den Weg. Die Volksmasse, durch die wir uns zu drängen hatten, war ungemein groß. Das Lärmen, Schreien, Singen und die Musik der Hindus war fürchterlich. Wir gingen durch eine lange Reihe von Marktbuden, in denen Hindus Zeuge, Spielsachen, Nahrungsmittel, Zuckergebäck und andere Sachen verkauften. An manchen Orten wurden dem Volke Puppenspiele gezeigt. Das Ganze

gleich einem Volksfeste, wo ein Jeder nur an Spiel und Vergnügen denkt. Hie und da sahen wir zwei Frauen, die sich umarmten und fürchterlich weinten oder vielmehr heulten. Man theilte mir mit, daß dies zwei Verwandte seien — gewöhnlich Mutter und Tochter, — die einige Zeit von einander getrennt waren und sich hier wieder fanden.

Allenthalben bemerkten wir Fakire, welche abscheulich aussahen. Der Hindu hält sie für heilige Leute, aber in der That sind sie die gottlosesten Menschen, deren schmutziges Aussehen und durch die Sünde markirtes Gesicht nur ein schwaches Abbild ihres unreinen Herzens ist. Diese Fakire oder Heilige, von denen später ausführlicher die Rede sein wird, behaupten, daß sie der Sünde abgestorben sind und wollen deshalb nichts von Schaam wissen; und weil Alles in der Welt nichtig und eitel ist, so geben sie auch nichts auf äußere Schönheit und Ansehen. Ersteres veranlaßt sie, halb oder fast ganz nackt zu gehen; Letzteres, den Leib und das Gesicht mit Asche von Kuhmist zu beschmieren und mit Farbe zu bemalen, so daß sie mehr einem Ungeheuer als einem Menschen ähnlich sehen. Die Mela's sind die Sammelplätze dieser Hindumönche, die sich dort zahlreich einfinden und viel Geld erbetteln. Viele der Fakire kennen die Pádris (Missionare) und halten sie für ihre Feinde, weil sie ihren Lug und Betrug aufdecken, weshalb sie sich auch nur ungern in ein Gespräch mit ihnen einlassen. Auch an vielen Bettlern, Blinden und Lahmen, Alten und Schwachen fehlte es auf der Mela nicht, welche ihre Stimme erhoben und schrieen: Dán pun kidschiye „Machen Sie ein gutes Werk," und zugleich ihre Hände ausstreckten um die Almosen, welche in Reis, Hülsenfrüchten und Geld bestehen, in Empfang zu nehmen. Inzwischen riefen sie auch [Sitá Rám, Sitá Ràm

Krischn Gopi, Krischn Gopi oder nannten eine andere Gottheit.

Nachdem wir uns durch die Massen hindurch gedrängt hatten und dem Badeplatz nahe gekommen waren, bot sich uns ein unbeschreibliches Schauspiel dar. Tausend und aber Tausend Männer und Frauen, Alt und Jung, Vornehm und Gering, Reich und Arm strömten dem Flusse zu, um ihre Sünden darin abzuwaschen, wobei sie einige Worte oder Sätze aus den Schasters oder die Namen ihres Schutzgottes, Ram oder Krischn und dergl. fortwährend hermurmelten. Väter und Mütter brachten ihre kleinen Kinder, die sie vielleicht mit großer Gefahr auf den Schultern durch die Volksmenge getragen hatten, zum Ganges und tauchten sie trotz ihres Geschreis und Widerstrebens im Wasser unter, damit die Göttin Ganga (Ganges) auch ihre Sünden abwaschen möchte. Manche von den Anbetern hatten Körbe voll Früchte, Reis, Blumen u. s. w., die sie als Opfer in den Fluß warfen. Auch giebt es auf der Mela solche, welche Lämmer, Ziegen oder Kälber, ja selbst Kühe ins Wasser führen und sie dem Ganges opfern. Die Brahmanen, die Priester des Volks, stehen dann vor den Opfernden mit gierigen Blicken und ausgebreiteten Armen schon im Wasser, auf den Augenblick wartend, wo das Thier losgelassen wird, um es sich anzueignen, wobei zuweilen dasselbe von mehreren Zugreifenden getödtet wird. Oft befinden sich im Ganges auch eine Anzahl Taucher, welche die sogenannten heimlichen Opfer d. h. Geld, das unbemerkt von den Badenden in den Fluß geworfen wird, durch Tauchen heraufholen.

Wohin wir auch gingen, hörten wir Trommel, Tamburin und Pauken, Geklingel und Geklimper, indem viele Fakire auf rohen musikalischen Instrumenten spielten und dazu

mit aller Kraft Gesänge zum Preise ihrer Götter anstimmten. Ueberall war eine große Volksmenge, unter welcher sich die „Rádschas", die indischen Fürsten, in großem Gepränge auf schön ausgeputzten Elephanten oder in prächtigen Sänften sehen ließen.

Die Missionare predigten fleißig den Hindus das Evangelium. Da ich der Sprache noch nicht mächtig war, so hörte ich ihnen fleißig zu und half ihnen Bücher vertheilen. Am 7. November traten wir unsere Rückreise nach Tschuprah wieder an.

6. Gründung der Missionsstation in Ghazipur. Häusliche Einrichtung und Lebensweise der Europäer.

Wenige Wochen nach meiner Rückkehr von der Mela verabschiedete ich mich von den Missionaren in Tschuprah, wo ich gesegnete Tage im Kreise der lieben Missionsgeschwister verlebt hatte, und machte mich auf den Weg nach Ghazipur. Hier waren meine beiden Collegen R. und D. bereits am 3. November angekommen und hatten sich niedergelassen. Ich kam in Ghazipur den 15. December an. Der Ort bedeutet deutsch Siegerstadt. Hier wollten wir die Bollwerke Satans zertrümmern, das Panier des Kreuzes aufrichten und für den Herrn reiche Beute machen.

Da es für Europäer ungesund ist innerhalb der enggebauten Stadt zu wohnen, so mietheten wir uns nicht weit davon ein Haus. Es war unsere Absicht, als wir nach Ghazipur kamen, bald Häuser zu bauen, was für eine Missionsstation, da die Miethen in Indien hoch sind, sehr wünschenswerth ist; aber wir stießen auf viele Hindernisse, und der Hausbau mußte unterbleiben.

Fast alle Engländer besitzen eigene Häuser. Diese sind von der Stadt etwas entfernt, damit man vom Rauche, der aus den heidnischen Städten des Abends, wo Alle kochen, aufsteigt und bei ungünstiger Witterung niederfällt und nachtheilig auf die Gesundheit wirkt, nichts zu leiden hat.

Die Häuser, welche die Europäer in Ostindien bewohnen, sind in einem indisch-europäischen Styl gebaut; sie sind in Ober-Indien alle einstöckig, haben entweder flache oder hohe mit Dachsteinen oder Stroh gedeckte Dächer, und sind nach dortiger Sitte mit einer Verandah versehen, dessen schräg ablaufendes Dach von Säulen unterstützt wird und mit dem des Hauptgebäudes als eine Art Verlängerung in Verbindung steht. Die Gebäude, welche ein hohes, besonders ein Strohdach haben, gewähren in der heißen Jahreszeit die meiste Kühlung. Die Verandah's entsprechen einem vielfachen Zweck. Sie dienen wie bei den Häusern der Eingebornen, theils dazu, die Sonnenstrahlen in dem tropischen Klima so viel wie möglich von den Zimmern abzuhalten, damit diese nicht unerträglich heiß werden, theils dienen sie am Morgen und Abend den Bewohnern zum Aufenthaltsort, wo sie gern sitzen, indem sie Schatten und Kühlung gewähren. In der Regenzeit sind sie oft Tage lang der einzige Ort, wo man sich Bewegung und frische Luft verschaffen kann. Außer den Verandah's hat man in der Nähe der Häuser noch einen Baithak, eine Art Hochpflaster, etwa anderthalb Fuß hoch, in runder oder viereckiger Form, den man am Morgen und Abend benutzt, um die frische Luft zu genießen.

Die Wohnhäuser sind nicht wie in Deutschland mit einer Hausthür, die das ganze Haus abschließt, sondern ringsherum mit vielen und zwar immer doppelten Glas- und Ja-

lousie-Thüren versehen, um durch das Oeffnen am Morgen und Abend überall schnell frische Luft zu erhalten. Sie sind mit großem Comfort und nicht selten mit vielem Luxus ausgestattet, und werden nur von einer Familie bewohnt. Die Zimmer sind der Gesundheit wegen sehr hoch und geräumig und haben in der heißen Zeit einen Pankha d. h. einen großen Fächer an der Decke zu hängen. Derselbe besteht aus einem länglichen Rahmen, je nach der Größe des Zimmers 10 bis 15 Fuß lang und etwa 2 Fuß breit, welcher über der ganzen breiten Fläche auf beiden Seiten mit weißem Kattun beschlagen ist und am untern Rande eine doppelte Falbel von Seide oder Kattun hat. Der Fächer hängt in der Mitte des Zimmers an drei Stricken und wird vermittelst eines Strickes, durch ein verbindendes Glied von Rohr, das durch die Wand geht, von Leuten außerhalb in der Verandah hin- und hergezogen. Die Thüren stehen innerhalb des Hauses um die Luftcirculation zu befördern fast immer offen, weil die Hitze sonst zu drückend und schwül wird. Dem Blick in andere Zimmer wird dadurch gewehrt, daß entweder ein zierlicher Schirm davor steht, oder zwischen den Thüren in der Mitte eine hübsche Gardine hängt. In jedem Hause befinden sich gewöhnlich zwei Badezimmer, weil das Baden für die Gesundheit in einem heißen Klima sehr nothwendig ist.

Der Fußboden ist in dem ganzen Hause der weißen Ameisen wegen, die alles Holz schnell zerstören, nicht gedielt, sondern von Mörtel und Stein gemacht, der geglättet ist. In den Wohnzimmern hat man darauf feine Matten, bedruckte Zeugdecken, oder Teppiche ausgebreitet. Die Stubendecke besteht bei den Häusern, welche ein hohes Ziegel- oder Strohdach haben, aus weiter nichts als aus einem groben, baum-

wollenen Stück Zeug, welches ausgespannt, an den Balken befestigt und weiß angestrichen ist.

Etwa 60 bis 100 Schritt vom Wohnhause entfernt, stehen auf der einen Seite des Gehöftes die Godowns oder Außenhäuser für Küche, Pferdestall, Wagenremiese, kleine Lehmhäuser für Diener und für das Aufheben verschiedener Vorräthe, weil man in dem Wohngebäude keine Kammern und Keller hat.

Die Häuser der Europäer stehen weit von einander, indem sie fast ganz von Gärten und Rasenplätzen, durch die zwei Hauptwege führen, umgeben sind. Der Zaun um das ganze Gehöfte besteht meist aus einem Erdwall, der mit großen Kaktus dicht bepflanzt ist. Die Wege, die zum Hause und den Außengebäuden führen, sind in der Regel auf beiden Seiten mit wilder Myrthe eingefaßt.

Dicht beim Hause befindet sich der Blumen-, Obst- und Gemüsegarten, in welchem Papageie in großer Anzahl herumfliegen. Die indischen Blumen sind nicht mannigfaltig und haben nur selten einen Geruch. Die Myrthe, der Rosenstock, der Oleander und die Balsamine gedeihen sehr gut. Außerdem findet man in den Gärten auch europäische Blumen. Die Engländer lassen sich in jedem Jahre frischen Samen von Europa kommen, weil die Blumen in Ostindien schnell ausarten. Ebenso ist es mit dem Gemüse. Die dortigen Gemüsearten sind mit einigen Ausnahmen fast alle weichlich. Blumenkohl, Melonen, Yamwurzeln, süße Zwiebeln, Erbsen, Salat u. s. w. gedeihen dort vortrefflich. Von den Obstarten nehmen die vornehmste Stelle die Bombay Mangos ein, die alle europäischen Früchte an Wohlgeschmack übertreffen. Der Baum blüht im Januar und Februar und seine Frucht, an Gewicht bis zu einem Pfund schwer, ist

je nach der Lage vom April bis Juli reif. Die Blüthe verbreitet einen angenehmen süßen Geruch. Die Farbe der Frucht ist grün, ins Gelbliche übergehend. Das Fleisch derselben gleicht der gelben Pfirsich, dem noch der liebliche Duft der Ananas und der Orange beigegeben ist. Außerdem verdienen die Ananas, die Scherifas, die Lukats (den gelben Pflaumen ähnlich), die Aprikosen, die Apfelsinen, Feigen, Pfirsiche, Granatäpfel und Bananen erwähnt zu werden. Auch die Tamarindenbäume sind sehr nützlich, aus deren Frucht man sich den kühlenden Saft für die heiße Zeit bereitet.

Was die Lebensweise der Europäer in Ostindien anbetrifft, so ist sie fast dieselbe wie im Vaterlande, nur noch luxuriöser, was die Engländer bei ihren großen Einkünften auch thun können. Die Kleidung ist dem Klima angemessen. Man geht in der heißen Zeit sehr leicht angezogen. Die Damen tragen weiße Kleider von dem feinsten Mousselin. Der Europäer steht um seine Gesundheit zu erhalten, schon etwa um 4 Uhr auf, reitet aus, geht oder fährt spazieren. Gleich nach Sonnenaufgang kehrt er nach Hause zurück; denn die glühende Sonne gestattet ihm nicht sich länger in der freien Natur zu bewegen. Wer ein Amt oder einen Beruf hat, muß in der heißen Zeit seine Geschäfte früh am Tage abmachen. Die Gerichtshöfe und alle öffentlichen Gebäude sind nur von 6 bis 9 Uhr geöffnet. Gewöhnlich wird um 9 Uhr gefrühstückt, um 1 Uhr findet das zweite Frühstück und um 4 oder 5 Uhr das Mittagsessen statt.

Im Innern des Landes wohnen an einem Orte häufig nur 5 bis 8 europäische Familien, und diese führen ein höchst einförmiges Leben. Da den Engländern Theater und andere Vergnügungen nicht geboten werden, so pflegen sie mit einander häufig zu verkehren und den Abend zusammen

zuzubringen. Bei dem gegenseitigen Verkehr der Europäer ist es Sitte, daß wenn man Jemand zum Frühstück oder Mittag einladet, derselbe seinen Hindu-Diener mitbringt, der zu Tische aufwartet und hinter dem Stuhl seines Herrn oder seiner Dame steht. Je größer also die Zahl der Gäste, desto größer ist die Zahl der anwesenden Diener. Dieser Umstand hat schon manchmal Veranlassung zu falschen und üblen Mittheilungen gegeben, die von Personen, welche nach Indien kamen und mit den dortigen Sitten noch nicht bekannt waren, ausgesprengt wurden.

Auf Gastfreundschaft wird in Ostindien viel gegeben. Da im Innern des Landes keine Gasthäuser für Europäer vorhanden sind, so hält man immer ein Zimmer für Fremde bereit. Ist man auf Reisen und hat man kein Zelt, so kann man zum ersten besten Engländer gehen und einer freundlichen Aufnahme gewiß sein.

In den Familien findet man nur sehr junge oder gar keine Kinder. Die Eltern sind genöthigt, sich schon früh von ihnen zu trennen und sie nach Europa zu schicken; man sendet sie fort, wenn sie 5 oder 6 Jahr alt sind. Es ist dies ein schweres Opfer, das die Eltern bringen müssen, doch das Klima und der heidnische Einfluß machen es durchaus nothwendig, wenn die Kinder nicht physisch und geistig zu Grunde gehen sollen. Besonders fühlen die Mütter es schwer sich von ihren Lieblingen zu trennen. Da sie in Indien des Klimas wegen wenig mit der Wirthschaft zu thun haben, so würde es ihnen nicht nur Freude, sondern auch Abwechselung gewähren, wenn sie sich der Erziehung ihrer Kinder einige Stunden des Tages widmen könnten. Da das Klima dem Europäer verbietet, viel in der freien Natur zu sein, so hat er sich in seinem Hause recht bequem und gemüthlich eingerich-

tet; was aber seinen Hausstand in Bezug auf das Dienstpersonal in Ostindien anbetrifft, so ist derselbe ganz anderer Art.

Alle Europäer, die irgend einen Rang einnehmen und in den Augen der Eingebornen nach ihrer Stellung und Einkünften entweder **bara Sahib** oder **tschota Sahib**, „großer oder kleiner Herr", heißen, brauchen viele Diener, aber nicht etwa deshalb, weil in ihrem Hause so viel zu thun ist, oder um Prunk damit zu machen, sondern weil sowohl das heiße Klima, als das Kastenwesen der Hindus sie dazu zwingt. Es hat dies einen sehr vornehmen Anstrich und doch ist jeder Europäer, selbst der Missionar, genöthigt, mehrere Diener zu halten, weil es die Umstände erfordern. Und wer Indien, seine Bewohner und seine Sitten kennt, wird niemals daran Anstoß nehmen.

Alle Diener, die man hat, gehören verschiedenen Kasten an; jeder beschäftigt sich meistens nur mit einer Arbeit. Der erste Diener, den der Europäer braucht, ist der Koch, weil das heiße Klima, das ohnehin nachtheilig auf die europäische Constitution einwirkt, es unmöglich macht die Speisen selbst zu bereiten. Wer irgend etwas von Indiens großer Hitze gehört hat, der wird es dem Europäer und auch dem Missionar nicht übel deuten, wenn er bei derselben seine Frau nicht noch der Hitze eines Feuers in der Küche aussetzt. Dazu kommt, daß die Küche vom Wohnhause eine Strecke entfernt ist; und man wagt in der heißen Zeit ohne dringende Noth nicht einmal nach einem andern Hause zu gehen, wenn es auch noch so nahe gelegen wäre. Bei Vielen wartet der Koch auch bei Tische auf, die Meisten haben aber noch einen besondern Diener dafür.

Der andere Diener ist der Wasserträger. Obwohl

der Koch viel Zeit übrig hat, so holt er sich dennoch nicht selbst das Wasser, das er zum Kochen braucht, da dies gegen seine Kaste ist. Wollte man es ihm aber zumuthen, so würde er lieber seinen Dienst aufgeben, als durch Verrichtung solcher Arbeit die Kaste verlieren. Dies kann auch Niemand einem Hindu verdenken, so lange er die Wahrheit des Christenthums nicht an seinem Herzen erfahren hat. Denn hat Jemand seine Kaste verloren, so wird er von aller Gemeinschaft mit der Familie und den Verwandten gänzlich ausgeschlossen und ohne Barmherzigkeit gleich einem Scheusal und Auswurf der Menschheit von Jedermann gemieden. Man muß darum einen Wasserträger halten, der das Wasser zum Kochen, Abwaschen, Trinken, Baden u. s. w. besorgt. Auch dieser Mann, der täglich nur einigemal die Wassergefäße füllt, hat viel Zeit übrig.

Ein dritter Diener ist der Ausfeger. Sein Geschäft ist die Stuben auszukehren und die Badezimmer rein zu halten. Ein vierter Diener ist der Bearer. Ihm liegen mancherlei Arbeiten im Hause ob. Ferner hat er die Pflicht, in der Verandah stets gegenwärtig zu sein, um Bestellungen anzunehmen und auszuführen und Besuche von Europäern anzumelden. Hierbei kommen oft große Mißverständnisse vor, die ihren Ursprung darin haben, daß der Hindu, dem es schwer fällt manche europäische Namen auszusprechen, Vokale und Consonanten ausläßt und dafür andere einschiebt.

Ein fünfter Diener ist der Wäscher. Er nennt sich deswegen einen Diener, weil er die Wäsche der Herrschaft abholt und wäscht. Wollte eine Europäerin es versuchen die Wäsche selbst zu besorgen, so würde dies nicht allein kostspieliger sein, sondern auch ihre Kräfte in kurzer Zeit aufreiben. Außerdem gebraucht man in Indien des vielen Schwitzens

wegen bedeutend mehr Wäsche, als in einem kalten Klima, weil der Hitze wegen besonders die Damen und Kinder den größten Theil des Jahres immer weiß gekleidet gehen.

Ein sechster Diener ist der Wächter, der eine Lanze trägt und zum Nachtwachen für jedes Haus sehr nothwendig ist. Da die Thüren der Wohnhäuser nach venetianischer Art angefertigt sind, so können die Häuser nicht so fest verriegelt und verschlossen werden, wie hier. Der Nachtwächter muß sein Auge auch auf die Außenhäuser richten, die, obwohl sie auf demselben Gehöfte, doch, wie schon früher erwähnt, vom Wohnhause der Herrschaft entfernt stehen, wo die diebischen Hindus leicht einbrechen und stehlen können. Es giebt zwar Nachtwächter von der Obrigkeit, diese kommen jedoch nur den Eingebornen, die in der Stadt zusammen gedrängt leben, zu Gute, nicht aber den Europäern, welche in Oberindien oft zwei englische Meilen von der Stadt entfernt wohnen und durch große Gärten und Gehöfte von einander abgesondert sind. Der Leser wird sich wundern zu hören, daß die Nachtwächter gewöhnlich aus der Diebskaste sind; man kann aber sicher sein, daß, wenn sie auch öfters schlafen, man nicht bestohlen wird. Entläßt man jedoch einen solchen Mann des Schlafens wegen und stellt einen von einer andern Kaste an, so wird man ganz sicher bestohlen, denn die Wächter aus der Diebeskaste dulden es nicht, wenn Leute einer anderen Kaste ihr Amt erhalten. — Wo Kinder sind, da hat die Familie außer den oben erwähnten Dienern auch noch eine Kinderfrau nöthig.

Außerdem braucht man in der heißen Zeit, besonders in Oberindien, auch Leute, die den Pankha ziehen um Kühlung zu verschaffen. Dafür sind in der Regel zwei Männer, die sich Tag und Nacht in Zwischenräumen ablösen, er=

forderlich. Es sind dies Kulies oder Tagelöhner. Wie es nun Niemand einfallen wird, die Oefen in Deutschland als Luxus und Ueberfluß anzusehen, so wird auch Niemand, der Indien und seine Bedürfnisse kennt, die Pankha's für überflüßig halten. Unter diesem großen Fächer sitzt und arbeitet man am Tage und schläft in der Nacht, und man freut sich und dankt Gott, daß man ein Mittel hat, welches die schreckliche Hitze, die in der heißen Zeit im Freien zwischen 30 und 40 Grad R. beträgt, erträglich macht. Sobald die Pankha steht, bricht der Schweiß aus allen Poren hervor.

Ein anderes nothwendiges Stück im Haushalt ist ein Wagen oder Palankin, um auch in der Tageshitze von einem Orte zum andern zu gelangen, ohne den Sonnenstrahlen ausgesetzt zu sein. Man kann dort in der kalten Zeit vom November bis Februar, Morgens nur bis 9 oder 10 Uhr und des Nachmittags von 3 oder 4 Uhr ab, und in der heißen und Regenzeit aber nur bis 8 Uhr und des Abends von 6 Uhr an sicher ausgehen, ohne die Sonne zu fürchten. Dies ist nun auch für den Missionar die Zeit des Ausgehens und Predigens. Liegt der Ort, wo der Missionar wohnt, nicht zu weit von der Stadt der Eingebornen, so kann er auch ohne Wagen und Palankin fertig werden, doch wird er in diesem Falle in der heißen Zeit die entfernten Gegenden in der Stadt nur selten besuchen können, weil er nach einer halben Stunde Gehens ganz erschöpft ist und vom Schweiß durchnäßt an dem Ort ankommt, wo er predigen will. Dann aber muß er nach Hause eilen, um spätestens um 9 Uhr zu Hause zu sein, weil er sonst einen Sonnenstich oder eine Gehirnentzündung davontragen kann. Aber der Wagen ist nicht nur für

den Missionar, sondern auch für die Familie durchaus nothwendig, damit sie am Morgen und am Abend frische Luft schöpft. Denn abgesehen davon, daß eine Frau schon nach einem kurzen Gange vom Schweiße triefend und ganz erschöpft nach Hause kommen würde, fiele es im Orient außerordentlich auf, wollte eine Europäerin sich zu Fuß viel im Freien bewegen. Zum Wagen aber braucht man einen Pferdeknecht und einen Grasstecher. Der Erstere besorgt Wagen und Pferd, der Letztere sammelt das Gras zum Pferdefutter, weil man, besonders in Oberindien, kein Heu zu kaufen bekommt. Unverheirathete Leute halten in den Städten, wo sie nicht zu jeder Zeit einen Palankin miethen können, ein solches Beförderungsmittel mit den dazu nöthigen Trägern. So braucht man in der kalten Zeit 8 bis 9, in der heißen 10 bis 11 Diener, die meisten Engländer haben aber noch einige mehr.

Es war früher gar nichts seltenes, daß Europäer, wenn sie mit voller Gesundheit und Lebenskraft in Indien ankamen, meinten dem Klima trotzen zu können. Sie wollten daher ohne Diener und die gewöhnlichen Erleichterungsmittel fertig werden, aber sie mußten ihre Theorien bald aufgeben, weil sie durch großen Schaden klug wurden. Meist waren es deutsche Missionare, welche an der großen Dienerschaft Anstoß nahmen und es versuchten, dort wie in Deutschland zu leben. Aber wie schnell sind sie hingerafft und ein Opfer des Klimas geworden! Ach, so Mancher ist eines frühen Todes an der Cholera, Gehirnentzündung oder einer andern gefährlichen Krankheit gestorben, weil er guten Rath von denen, die das Klima bereits kannten, nicht annehmen wollte. Man tröstet sich zwar in solchen Fällen, daß ihre Stunde gekommen sei, doch die Unvorsichtigkeit ist da-

durch nicht gerechtfertigt. Da Indien für europäische Constitutionen ein gefährliches Klima ist und Vorsicht viel vermag, wer will es dem Europäer verdenken, daß er Alles vermeidet um nicht durch eigene Schuld sich einen frühen Tod zuzuziehen, und daß er sich Manches erlaubt, was er in einem gemäßigten Klima nicht nöthig hat. Man darf Indien durchaus nicht nach deutschem Maßstabe messen. Und wer das Land, seine Sitten und Bedürfnisse nicht kennt, hat kein Recht ein Urtheil über den Missionar zu fällen, als wolle er dort, weil er sich viele Diener hält, wie ein großer Herr leben.

Jeder Sahib oder Herr gilt unter seinen Dienern als die höchste obrigkeitliche Person, die alle Streitigkeiten unter dem Dienstpersonal zu schlichten hat. Man räumt ihm daher das größte Recht ein. Doch kommt es manchmal vor, daß man genöthigt ist, dem Magistrat (eine von der Regierung eingesetzte obrigkeitliche Person) die Sache zur Entscheidung vorzulegen. Im Allgemeinen lassen sich die Diener aus den Hindus sehr gut leiten, wenn man ihnen gegenüber zwar entschieden, doch freundlich auftritt, dagegen ist es schwerer, mit den Muhammedanern fertig zu werden. Zuweilen kehrt unter den Dienern ein böser Geist ein; sie werden höchst widerspenstig, Einer verräth nicht den Andern, und man ist genöthigt, fast Alle mit einem Mal zu entlassen und sich ein anderes Dienstpersonal zu verschaffen.

Was die Europäer im Innern des Landes außer den Nahrungsmitteln für ihren Hausstand gebrauchen, suchen sie sich fast Alles direkt aus großen Städten zu verschaffen. Nicht selten kommen englische Kaufleute mit ihren Waaren auf einem Fahrzeuge den Ganges hinauf gefahren, die, sobald sie auf einer Station angekommen sind, die Engländer durch

ein Circular von ihrer Ankunft in Kenntniß setzen. Oft bezieht man die Waaren auch von eingebornen Kaufleuten, welche an demselben Orte wohnen, oder von Hinduhausirern, die ihre Waaren in Blechkasten herumtragen lassen und sie dem Europäer feil bieten.

Ehe ich von dem Beginn unserer Wirksamkeit rede, will ich den Leser noch mit dem Klima des Landes, mit dem Character und mit der Cultur der indischen Bewohner etwas näher bekannt machen.

II.

Ostindien und seine Bewohner.

1. Klima des Landes.

Ostindien ist für viele Europäer, besonders für die, welche zur Leberkrankheit geneigt sind, ein gefährliches Land. Es bringt in so manchem Hause, vornämlich in dem ersten Jahre des Aufenthalts große Veränderungen hervor. Entweder stirbt man, oder man kann das heiße Klima nicht vertragen, so daß man genöthigt ist, das Land zu verlassen, oder man akklimatisirt sich allmählig. Achtet man aber auf das, was das Klima durchaus erfordert, und sucht seine Lebensweise darnach einzurichten, so kann man, wenn man auch nach einigen Jahren geschwächt wird, seine Gesundheit ganz gut erhalten.

Mit Gottes Hülfe hatte ich die kritische Zeit glücklich überstanden. Je länger ich mich in Ostindien aufhielt, desto besser lernte ich das Klima des Landes kennen, worüber ich hier Einiges mittheilen will.

Da das Land nicht weit vom Aequator liegt, so sind die Tage und Nächte dort das ganze Jahr hindurch ziemlich gleich lang. Die Sonne geht in der heißen Zeit frühestens um $^1/_4$ auf 6 Uhr auf und am Abend spätestens um $^3/_4$ auf 7 Uhr unter, während sie in der kalten Zeit um $^3/_4$ auf 7 aufgeht und um $^1/_4$ auf 6 Uhr untergeht. Die schöne Dämmerungszeit ist so gut wie gar nicht in Ostindien vorhanden. Sobald die Sonne untergegangen ist, wird es, wenn man keinen Mondschein hat, augenblicklich finster.

Man hat in Ostindien drei Jahreszeiten, die kalte, die heiße und die Regenzeit. Von einem Winter, wie in Deutschland, weiß man dort nichts. Es herrscht daselbst ein fortwährender Frühling, die Natur hat ein immer grünes Gewand. Kaum hat der Baum sich entlaubt, so zeigen sich in wenigen Tagen schon andere Blätter, und er steht wieder in seiner alten Pracht da. Manche Obstbäume tragen jährlich zweimal Früchte; auch wird in manchen Gegenden im Jahre zweimal geerntet.

Die kalte Zeit ist in Ostindien um dieselbe Zeit, wo der Winter in Deutschland ist, weil das Land sich ebenfalls auf der nördlichen Halbkugel befindet. Diese Jahreszeit wird von dem Europäer zur Stärkung seiner Gesundheit zu Ausflügen und vom Missionar hauptsächlich auch zu Missionsreisen benutzt. Was das Klima in Hindustan anbetrifft, so ist die Temperatur der Luft in den Monaten November bis Februar wie bei uns im schönen warmen Sommer, doch sind die Nächte merklich kühl. Das Thermometer steigt am Tage auf 20 bis 25 Grad R. Nach Weihnachten hat man einige Regenschauer. Dann aber kommen mehrere Monate, in denen kein Tropfen fällt. Die Gärten und Felder ste-

hen in voller Pracht; Blumen sprossen hervor und Früchte reifen.

Der Monat März bildet den Uebergang zur heißen Jahreszeit. Die Morgen und Abende sind zwar noch sehr angenehm und erquickend, doch beginnt es schon am Tage recht heiß zu werden. Wegen der vielen Moskitos, die sich in den Zimmern aufhalten, schläft man in der kalten Zeit hinter Moskitovorhängen, die von weißer oder grüner Gaze sind.

Im Monat April, Mai und Juni ist die heiße Zeit. In diesen Monaten, besonders in den beiden letzteren, ist die Hitze außerordentlich drückend, wovon man in Deutschland keine Vorstellung hat. Das Thermometer steigt im Freien auf 30 bis 40 Grad. Oft wehen in dieser Jahreszeit die Nord-West-Winde, welche von der Sandwüste Sind herkommen und ihrer trockenen und sengenden Hitze wegen die heißen Winde genannt werden. Sie fangen in Hindustan gewöhnlich um 8 oder 9 Uhr an zu wehen, sind anfänglich mäßig warm, je höher aber die Sonne an dem blauen, wolkenlosen Himmel steigt und der Tag vorrückt, wird ihr Wehen stärker. Manchmal arten diese Winde in einen Sturm aus, und die Temperatur erreicht einen so hohen Grad, daß dieselbe gegen Mittag einer aus dem Ofen strömenden Gluthitze gleicht. Die Hitze dauert gewöhnlich bis 3 Uhr Nachmittags und nimmt dann allmählig ab. So ist es in den ersten Wochen der heißen Zeit. Später aber kommt es dahin, daß bis tief in die Nacht hinein die Hitze so groß ist, wie mitten am heißen Sommertage in Deutschland, und die Luft sich erst wenige Stunden vor Sonnenaufgang abkühlen kann. Aber kaum ist dies geschehen, so geht die Sonne schon wieder auf und sendet ihre sengenden und stechenden Strahlen auf die Erde, und sobald sie auf ihrer Bahn nur

einen kleinen Weg zurückgelegt hat, erhebt sich der Wind auf's Neue im Westen.

Der Himmel ist Tag für Tag rein und wolkenlos. Der Mond glänzt in herrlicher Klarheit. In Folge der großen Hitze bekommt der Erdboden, welcher in Hindustan meist fetter Lehmboden ist, Risse, die Flüsse versiegen, und die ganze Natur sieht öde und traurig aus. Schöne grüne Wiesen und Rasenplätze sind jetzt nirgends zu finden. Auf den Feldern ist Alles verdorrt, ja es würde auch in den Gärten traurig aussehen, würde man nicht dieselben an jedem Tage tüchtig bewässern. Aber je senkrechter die Sonne ihre Strahlen schießt, desto mehr breitet die Palme ihre Blätter aus, und der Mangobaum erfüllt die Luft mit den Wohlgerüchen seiner Blüthen.

In der heißen Zeit kommen manchmal große Schaaren von Heuschrecken, so daß die Sonne fast verdunkelt wird. Die Leute laufen alsdann in den Gärten mit Stöcken und Stangen umher und suchen die Heuschrecken wegzuscheuchen; denn, wo sie sich nieder lassen, verzehren sie Alles.

Der Europäer muß während der heißen Zeit, um sein Leben frisch zu erhalten, viele Vorsichtsmaßregeln treffen, wenn er nicht dem Klima bald unterliegen will. Während er am frühen Morgen ausfährt, werden im Hause alle Thüren, die immer einander gegenüber stehen, schnell geöffnet, und die Zimmer gut gelüftet. Im Hause ist man genöthigt, schon um 8 Uhr, ehe die heißen Winde wehen, alle Thüren und Fenster zu schließen. Man macht die Zimmer dunkel und läßt nur so viel Licht hineinfallen, als es unumgänglich nöthig ist. Während des Tages läßt sich Niemand im Freien sehen; es werden weder Besuche abgestattet, noch Geschäfte getrieben. Erst etwa um 5 Uhr Nachmittags kann man

wagen, ohne Nachtheil für seine Gesundheit, auszugehen; denn schon Manchem hat ein Gang in der indischen Sonnenhitze den Tod gebracht. Ungefähr um 6 Uhr, nach Sonnenuntergang, öffnet man Thüren und Fenster.

Die Luft ist in den geschlossenen Zimmern sehr drückend; sie wird aber von dazu angestellten Männern durch Pankha's in Circulation erhalten. (Siehe Seite 84.)

Außer den Pankha's gebraucht man in Oberindien, wenn die heißen Winde wehen, auch Tattis, das sind von Bambus verfertigte Vorsetzer oder Schirme, die so groß wie eine Thür und mit langen, wohlriechenden Graswurzeln, zwei Finger dick belegt sind. Der Schirm wird an eine geöffnete Thür gestellt und tüchtig mit Wasser begossen, das durch die heißen Winde und den hervorgerufenen Luftzug, — welcher durch das Aufrechtstellen der Jalousie-Fenster am entsprechenden Ende des Hauses bewirkt wird, — schnell verdunstet und dadurch die Zimmer kühl macht.

Auch die Eingebornen beobachten in der heißen Zeit viele Vorsichtsmaßregeln. Niemand geht ohne die größte Noth am Tage aus, und wenn er's muß, so gebraucht er einen Regenschirm gegen die Sonnenstrahlen, um nicht nachtheilige Folgen davon zu tragen. Die Armen unter den Eingebornen, die sich keinen Schirm anschaffen können, suchen alte Stücke Zeug zusammen und hüllen damit ihren Kopf ein, um nicht den Sonnenstich zu bekommen. Doch ereignet es sich nicht selten, da Viele nicht die nöthige Kopfbedeckung haben, oder weil sie nachlässig sind, daß gar Mancher von ihnen, namentlich in den großen Städten wie z. B. in Benares, wo die Straßen sehr eng sind, und die Hitze viel bedeutender ist, vom Sonnenstrahl getroffen, augenblicklich todt auf die Erde fällt.

Der Europäer bedient sich ebenfalls beim Ausgehen, ja selbst im Monat December und Januar, zum größeren Schutz gegen die Sonnenstrahlen des gewöhnlichen Regenschirms, dem man noch einen weißen Ueberzug giebt, um Fieber und Sonnenstich zu verhüten. In Bengal lassen Viele einen großen Palmschirm vor sich hertragen. Außerdem bedeckt der Europäer seinen Kopf mit einem großen breitkrämpigen Hut von Sola, (indisches Kork,) der mit Kattun oder Seide bezogen ist, worin man noch Tücher und dergl. thut, um sich desto besser vor den Sonnenstrahlen zu schützen.

Da die Wirkung der Sonne am Tage sehr gefährlich ist, so schickt kein Europäer, wenn nicht nothgedrungen, seinen Diener aus. Reisen werden nur in der Nacht unternommen, während man am Tage rastet. Wenn gleich der Europäer sich am Tage zu Hause aufhält, so hat er doch viel von der Hitze zu leiden, schwitzt sehr stark und muß oft die Wäsche wechseln. In der Nacht, wo gänzliche Windstille herrscht, kann man vor Hitze oft nicht einschlafen, und man ist genöthigt, sich erst durch ein Bad abzukühlen. Aber ungeachtet aller Mittel, die man anwendet sich die Zimmer kühl zu machen, beträgt doch noch die Wärme in demselben und zwar Tag und Nacht gleich 25 bis 27 Grad R. Da das viele Schwitzen sehr abmattet, so lassen die Europäer auch in der Nacht die Pankha über ihrem Bette schwingen. Die Jalousie-Thüren werden zwar verschlossen, doch läßt man die Jalousie's die Nacht hindurch offen stehen, damit frische Luft herein komme. Der Europäer schläft auf dem aller einfachsten Lager und gebraucht meistens Matratzen von Roßhaar oder Kokusnußfasern.

Viele der Eingebornen schlafen in der heißen Zeit entweder in der Verandah oder auf offener Straße

auf Bettstellen oder Matten vor ihren Wohnungen, weil es ihnen in ihrem Zimmer zu heiß ist. Sie pflegen sich ganz und gar in ihren Laken einzuhüllen, um nicht von Moskitos gestochen zu werden.

In Folge des lästigen Schwitzens entsteht ein sehr beschwerliches Uebel. Man bekommt nämlich auf dem ganzen Körper viele Hitzblattern, welche in der Sprache jenes Landes Ghomauris genannt werden. Dieselben verursachen besonders nach einem Trunk Wasser einen heftigen, juckenden und stechenden Schmerz. Viele Europäer werden davon schwer heimgesucht, so daß ihnen diese bei Tag und bei Nacht sehr große Beschwerden verursachen. Manche bekommen auch viele Geschwüre. Die Eingebornen haben von dem Ausschlag weniger zu leiden, weil sie ihren ganzen Körper mit Oel einreiben, weshalb der scharfe Schweiß nicht ätzend auf die Haut einwirken kann. Der Europäer steuert dem Uebel dadurch, daß er oft die Wäsche wechselt und durch fleißiges Baden die gereizte und in einen Entzündungszustand versetzte Haut vom scharfen Schweiß zu befreien und zu stärken sucht.

Die Hitze macht den Menschen schlaff und matt. Die Verdauung ist geschwächt. Man verlangt meist nach flüssigen Speisen. Das Bier, das man trinkt, ist für Indien stark mit Hopfen zubereitet, doch ist es erhitzend und erzeugt Blutwallung, wenn man's rein trinkt, während es mit Wasser vermischt und mit einem geringen Zusatz von Zucker vermischt, stärkend und kühlend wirkt. Das Wasser ist in der heißen Zeit selbst aus den tiefsten Brunnen lauwarm und kaum genießbar. Man trinkt es darum mit verschiedenen Fruchtsäften, oder man füllt die irdenen, unglasirten Gefäße mit Wasser, umwickelt sie mit nassen Tüchern, die man von Zeit

zu Zeit wieder anfeuchtet, und setzt diese dem Westwinde aus, wodurch man ein kaltes Getränk erhält. Denn durch das schnelle Verdampfen der feuchten Tücher wird dem Wasser innerhalb des Gefäßes der Wärmestoff entzogen. Auch stellt man die Wasserflaschen bei den Tatti's hin. In manchen Städten, besonders in den Seestädten, bekommt man Eis zu kaufen. Dasselbe wird in großen Massen in jedem Jahre nach Ostindien geschickt und dort zu einem sehr hohen Preise verkauft.

Der Europäer sucht sich in der heißen Zeit am Abend vergeblich zu erholen, weil die Luft auch dann sehr heiß ist. Oft herrscht eine große Windstille. Nur durch schnelles Fahren kann man sich einen kühlenden und etwas erfrischenden Luftzug verschaffen.

Auch die Thierwelt hat von der Hitze viel zu leiden. Sie sinkt vor Ermattung auf der Straße nieder. Der Europäer ist in Gefahr, wenn er am Abende sich aufmacht, um frische Luft zu genießen, Kühe und Kälber überzufahren, weil es schwer hält, sie aus dem Wege zu verscheuchen. Der Hund bleibt ruhig auf der Straße liegen und sieht sich nur um, ob nicht das Wagenrad über seinen Schwanz geht. Die Büffel stürzen sich in Flüsse und Sümpfe, um sich abzukühlen und halten nur den Kopf ein wenig über dem Wasser. Die Vögel flattern mühsam und schwer herum. Kurz, Alles seufzt unter der drückenden Hitze.

Nach der heißen Zeit kommt die Regenzeit, welche im Monat Juli, August und zum Theil auch im September stattfindet. Ehe die Regenzeit eintritt ziehen oft die Wolken wochenlang vom Bengalischen Meerbusen nach Westen, wo sie sich am Himalaya-Gebirge lagern. Nordwestwinde bringen diese Wolken zurück, welche nun ihre Feuchtigkeit in

starken Regengüssen auf die Erde ergießen. Gewöhnlich kündigt sich in Hindustan die Regenzeit durch einen starken Sturm an, der große, riesenhohe Staubwolken kräuselnd und wirbelnd vor sich hertreibt, wodurch die Luft zuweilen ganz verfinstert wird. Der Sturm dauert nur einige Stunden, ist aber so heftig, daß er im Lande sehr vielen Schaden thut. Bäume werden entwurzelt, Dächer abgedeckt, ja oft ganze Häuser zerstört. Im Jahre 1845 erlebte ich mitten am Tage in Folge der dicken Staubwolken eine solche Finsterniß, daß ich meine Hand nicht sehen konnte, und ich genöthigt war, die Lampe anzünden zu lassen.

Schon in der Ferne hört man das Brausen des Sturmes, der plötzlich am Tage oder in der Nacht mit Heftigkeit hereinbricht. Hat man ihn vielleicht nicht selbst bemerkt, dann kommt der Diener oder Wächter und sagt: **Sáhib! Tufán átá!** „Mein Herr! der Sturm kommt!“ Sogleich muß man alle Jalousie- und Glasthüren obgleich an Ort und Stelle noch Alles ganz ruhig ist, und oft sogar eine Windstille herrscht, schließen, damit das Haus nicht voll Sand und Staub wird; denn der Sturm naht mit Schnelligkeit heran. Hinter den Staubwolken ziehen schwere Regen und Gewitterwolken her, die sich ihrer großen Last durch gewaltige Regengüsse entladen. Blitze durchzucken die Luft, und schreckliche Donner rollen. Ueberhaupt sind die Gewitter in Indien sehr stark. Einmal erlebte ich einen ununterbrochenen Donner, der über 24 Stunden anhielt.

Ist das Gewitter mit dem Regenschauer vorüber, so zeigt sich die Natur, welche schon lange nach einem Regenguß geschmachtet hat, erneut und verjüngt. Nach wenigen Tagen erblickt das Auge wieder grüne Wiesen, die es lange vergebens gesucht hat. Tausende von Fröschen, die Monate lang

geschwiegen hatten, erheben plötzlich ein fürchterliches Geschrei, so daß man gar nicht weiß, wo sie alle herkommen. Mensch und Thier freuen sich ihres Lebens. Gleich nach dem ersten Regen müssen die Ackerbauer sich beeilen, den Boden zu bestellen.

Es giebt in der Regenzeit manchen kühlen und angenehmen Tag, weil der Himmel fast immer mit Wolken bedeckt ist; oft hat man aber auch recht schwüles Wetter. Jeder Europäer hat dann viel auszustehen. Eine außerordentliche Mattigkeit bemächtigt sich aller Glieder; kein frisches Lüftchen weht; Mensch und Thier schmachten nach Erquickung. Unwillkührlich ruft man aus: „Heißes Indien! heißes Indien!“

Da es in der Regenzeit oft viele Tage ohne Unterbrechung regnet und um dieselbe Zeit durch die heißen Sonnenstrahlen auch der Schnee auf dem Himalaya zu schmelzen anfängt, so füllen sich die ausgetrockneten Flußbette auf's Neue mit Wasser. Der Ganges steigt in Hindustan 40 bis 50 Fuß und überschwemmt das Land Meilen weit. Er ist in der Regenzeit an manchen Stellen so breit, daß man ihn kaum übersehen kann und so reißend, daß er oft große Landstrecken auf der einen Seite wegreißt und auf der andern wieder viel Grund und Boden anschwemmt. Zuweilen muß ein ganzes Dorf von seinen Bewohnern Preis gegeben werden, und die Leute müssen sich mit ihrem Vieh, wenn sie nicht in der Nähe erhöhte Landflächen haben, auf Kähne flüchten. In vielen Fällen schicken die Hindus ihr Vieh auf die andere Seite des Flusses damit es sich dort, weil bei ihnen Alles überschwemmt ist, neue Weideplätze aufsucht. Oft sahe ich viele Büffel über den Fluß treiben, die der starken Strömung ungeachtet tapfer hinüberschwammen, indem sie den Kopf über dem Wasser hielten, während der Treiber

bald von einem zum andern Thiere schwamm, oder sich auf den Rücken derselben setzte.

Die Hütten der Eingebornen, ja selbst die Häuser der Europäer, welche nicht durch feste Dächer und gute Verandahs geschützt sind, werden durch die stark anhaltenden Regengüsse erweicht und von dem Sturme niedergeworfen. Nicht selten stürzt ein Theil des Daches und der Stubendecke mit einem großen Wasserguß in's Zimmer.

Im Monat September fangen alle Gewässer, die sehr hoch gestiegen sind, wieder an zu fallen. Der Ganges tritt wieder in sein Flußbett zurück, es bleiben aber größere und kleinere Seen und Teiche auf ebenem Lande stehen, die dann von den heißen Sonnenstrahlen verdunsten und vertrocknen. Da die Erde sehr ausdünstet, so wird die Luft mit vielen Dünsten geschwängert. Es entstehen jetzt viele Krankheiten, besonders herrscht die Cholera und Dysenterie.

Der Monat Oktober bildet den Uebergang zur kalten Zeit, welche, wie schon früher erwähnt, im Monat November ihren Anfang nimmt. — Nach dieser Zeit sehnt sich jeder Europäer, damit sich sein Körper, der durch die große Hitze und das viele Schwitzen bedeutend geschwächt ist, wieder stärken kann. Diese Zeit eignet sich deshalb für den Ausländer am besten, in dieses Land zu kommen, denn, wenn er in Indien Ende Oktober eintrifft, so hat er vier höchst angenehme Monate vor sich und kann sich nach und nach an das tropische Klima gewöhnen; trifft er dagegen unmittelbar vor der heißen Zeit ein, so ist dies für seine Gesundheit höchst nachtheilig.

In Ostindien ist es nicht gut, von Sachen, die man nicht gleich braucht, Ueberfluß zu haben, weil man große Noth hat, dieselben aufzuheben, und Vieles durch kleine, fast

unsichtbare Insekten zerstört wird. Eine große Plage sind die zahlreichen Ameisen von den verschiedensten Größen und Gattungen. Schränke, in denen man Eßwaaren aufhebt, müssen auf großen, steinernen Behältern stehen, die innerhalb eine Erhöhung und ringsherum eine Vertiefung haben, welche mit Wasser angefüllt wird, damit die Ameisen nicht dazu kommen können. Doch muß das Wasser oft erneuert werden, weil sonst diese Thiere über den Staub, der sich darauf setzt, kriechen. Auch die Füße der Bettstellen müssen auf solchen steinernen Behältern stehen, weil sonst die Ameisen Einen beim Schlafen sehr belästigen würden.

Viel Schaden richten auch die weißen Ameisen an, welche aus der Erde und dem Fußboden hervorkommen und die Lehmhäuser sehr ruiniren. Sachen, die unmittelbar auf dem Fußboden liegen und nicht sorgfältig aufgehängt, oder an einen sichern Ort hingestellt sind, findet man ziemlich gewiß am nächsten Morgen ganz oder zum Theil zerstört.

In der Regenzeit nimmt auch das Gewürm recht überhand. Eidechsen laufen an den Wänden der Zimmer herum und fallen oft plötzlich herab. Schaaren von fliegenden Ameisen, Moskitos und anderen Insekten kommen am Abend, sobald Licht angezündet ist, herbeigeflogen, und wenn man sie nicht bei Zeiten durch Tschiks (ein Vorgehänge von feinen Bambusstäbchen und starker Gaze, die an den Thüren aufgehängt werden), fern hält, hat man das Haus voll von ihnen. Um sie zu fangen, werden große Schüsseln mit Wasser gefüllt, und auf den Tisch gestellt, in welches sie beim Herumflattern hinein fallen. Die Fliegen und Moskitos sind zwar zu jeder Zeit, besonders aber in der Regenzeit sehr lästig.

In den Zimmern hat man nur wenige Möbel. Tisch, Sopha und Stühle, Bettstellen u. s. w. stehen mitten im

Zimmer, damit man beim Hineintreten gleich Alles übersehen kann; denn Schlangen und Skorpione pflegen sich vornehmlich in der Regenzeit an trockenen Oertern gern zu verstecken. Aus diesem Grunde brennt man in der Nacht auch stets ein Licht, damit sobald man ein Geräusch hört, gleich sehen kann, was vorgeht. Der Diener, der das Reinigen und Oeffnen der Zimmer besorgt, hat jedesmal sorgfältig nachzusehen, ehe er die Thüren schließt, ob sich nicht ein Skorpion oder eine Schlange versteckt hat.

Einst ereignete es sich, daß, als ich von einem Spaziergange zurück kam und in das Zimmer ging, ich auf den Schwanz eines Thieres trat. Da ich ein Zischen hörte und nicht daran dachte, daß dies auch Schlangen thun, glaubte ich, es wäre eine Katze, die sich in unser Haus verlaufen habe; ich rief sogleich den Diener Licht zu bringen und nachzusehen. Er leuchtete herum, fand aber keine Katze. Doch was geschah am andern Tage? Als das Zimmer geöffnet wurde, kommt die Kinderfrau plötzlich aus der Verandah und schreit: „Sámp átá hai!“ Eine Schlange kommt!“ Es war eine Cobrá de Capella, Brüllenschlange. Dies war das Thier, auf dessen Schwanz ich den Abend vorher trat, vor dessen gefährlichem und tödtlichem Biß mich Gott gnädig bewahrt hatte. Die Schlange hatte sich in der Nacht in unserm Schlafzimmer irgendwo aufgehalten und war jetzt am Morgen nach dem Oeffnen der Zimmer aus dem Hause heraus in die Verandah gekommen. Ich lief sogleich mit dem Stock der Schlange, welche etwa fünf Fuß lang war, nach und erschlug sie.

Einst hatte sich in dem Hause eines Engländers auch einmal eine Schlange eingefunden. Die Frau des Hauses spielte gerade auf dem Klavier. Da die Schlangen die Musik lieben,

so erhob sich die **Cobra** mit ihrem Oberkörper und fing an zu tanzen nicht weit hinter dem Stuhl der Frau. Ihr Mann, der in das Zimmer trat und dies zu seinem Schrecken sah, ließ sich gar nichts merken, sondern ging sogleich heraus und rief den Diener, der die Schlange, ehe die Frau etwas von der Gefahr ahnte, mit dem Stock todtschlug.

Geht man in der Regenzeit am Abend in der Verandah spazieren, so muß man in dieselbe eine Lampe stellen, damit das giftige Gewürm dadurch verscheucht werde. Nimmt man in der Dunkelheit seinen Gang durch den Garten, so pflegt man vorher mit den Händen zusammen zu schlagen, damit die Schlangen durch das Geräusch aus dem Wege laufen. Oft kommt es vor, daß Eingeborne von Schlangen gebissen werden, und wundern muß man sich, daß es nicht noch häufiger geschieht.

Alle Kleidungsstücke werden in der Regenzeit klamm, die Stahlsachen fangen an zu rosten, so daß Alles nicht genug gereinigt und gelüftet werden kann. Fürwahr, Ostindien ist ein Land, von dem buchstäblich das Wort des Herrn gilt: Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen und da die Diebe nachgraben und stehlen.

Ostindien bietet dem Europäer sehr viele Beschwerlichkeiten und nur wenige Reize dar. Die Vorstellung, die man sich von demselben im Abendlande macht, ist meistens übertrieben; denn man findet daselbst nicht Alles so in der Wirklichkeit, wie man sichs in der Phantasie vormalte. Dennoch ist dies Land obgleich es die Kräfte des Europäers bald aufreibt und den Menschen wie eine frische Blume in den Sonnenstrahlen schnell dahin welken läßt, und schon Tausende dort ihr Grab gefunden haben, mir in vieler Hinsicht

ein liebes Land geworden. Ja ich freue mich von ganzem Herzen, daß mich Gott gewürdigt hat den von Gott entfremdeten Bewohnern, den Hindus sowohl, als den Muhammedanern in einer Reihe von Jahren das Evangelium zu verkündigen.

2 Charakter des Volkes.

Die Hindus sind ein mit vielen Geistesanlagen ausgestattetes, kluges Volk; aber ihre Seelenkräfte sind durch den langen Druck, welchen die Brahmanen, ihre Priester, auf sie vermittelst des Kastenzwanges und anderer gesetzlich=religiösen Vorschriften ausübten und noch ausüben, und ebenso auch durch die Tyrannei der Muhammedaner, die das Land lange Zeit unterjochten, schlaff und träge geworden. Ihr Charakter macht sich mehr zum beharrlichen Dulden, als zum selbstständigen, thatkräftigen Handeln geschickt, doch zeigen sie unter guter Anführung viel Muth und Tapferkeit, wofür die englische Kriegsgeschichte von den eingebornen Soldaten, den Sipáhis, so treffliche Beispiele liefert. Der Glaube an das Fatum oder Schicksal hat die Hindus ganz erfüllt, darum nehmen sie alles Unvermeidliche ruhig und gelassen hin. Sie fügen sich in Alles, was ihre Priester lehren, und wagen nicht ihre Bedenken zu äußern, um sich nicht den Fluch derselben zuzuziehen. Das, was ihnen an Kraft und Energie fehlt, suchen sie durch List und Schlauheit zu ergänzen. Der Verkehr der Eingebornen unter sich ist meistens herzlich. Die Kastengenossen nennen sich gewöhnlich untereinander bhai, „Bruder".

Von Charakter ist der Hindu ernst, zurückhaltend, nicht sich übereilend, sondern bedächtig und genau überlegend, bevor

er handelt. Ueberhaupt ist bei ihm die ruhige Vernunft Herr in den Leidenschaften. Doch fehlt ihm in außerordentlichen Fällen Geistesgegenwart. Er ist von Natur sanft und hat ein bescheidenes, höfliches und angenehmes Wesen. Der Hindu ist demüthig und empfänglich für religiöse Wahrheiten und giebt gern zu die Thorheit des Götzendienstes, die Sündlichkeit seiner Götter und ihr Unvermögen ihn aus seinem Sündenelende zu erretten. Doch ist der Brahmane eingenommen von der Idee, eine personificirte Gottheit zu sein, hochmüthig, stolz und aufgeblasen; er offenbart dies in seinem Gang, in seiner Sprache, in seinen Mienen und Geberden. Er sieht mit Verachtung auf die niederen Kasten herab, und glaubt keines Heilandes zu bedürfen, da ja Andere durch ihn Vergebung der Sünden und die ewige Seligkeit erlangen können. Seine Heiligkeit trägt er gern zur Schau, und obwohl er weiß, daß seine Lehren auf Lug und Betrug beruhen, so mag er sie doch nicht aufgeben, weil er damit sein Ansehen und Einkommen verlieren würde.

Auffallend ist es, daß der Hindu, der sonst ein weiches Gemüth hat und selbst gegen Thiere Barmherzigkeit ausübt, durch seine Religion nicht selten zu den größten Härten veranlaßt wird. (Siehe Kastenwesen.) So kommt es vor, daß, wenn eine Hindumutter meint, ihr Kind nicht ernähren zu können, sie es aussetzt und es seinem Schicksale überläßt, oder dasselbe dem Europäer zum Verkauf anbietet.

Was die Muhammedaner anbetrifft, die theils Nachkommen der Araber und Perser sind, theils unterworfene Hindus, die den muhammedanischen Glauben angenommen haben, so wissen sie sich zwar mit Achtung und Ehrerbietung dem Europäer gegenüber zu benehmen, sind aber höchst stolz, aufbrausend und jähzornig, was man an ihrem gebieterischen

Wesen, ihrer ganzen Haltung und Erscheinung gleich sehen kann. Sie sind sehr selbstgerecht und lieben es, bei den heiligen Handlungen bemerkt zu werden. Auch sind sie im höchsten Grade fanatisch und zeigen sich noch immer als treue Nachfolger ihres falschen Propheten, der mit Feuer und Schwert seine Religion in die Ferne trug.

Doch sehen wir uns noch etwas genauer den Charakter der Eingebornen an. Das Volk ist vom Satan mit vielen Ketten der Sünde gebunden. Obgleich unter ihm jede Sünde ausgeübt wird, so ist es besonders die Sünde des Lugs und Betrugs, der Habsucht und der Wollust, woran das Volk leidet. Ein jeder Hindu lügt und betrügt in all' seinen Reden und Handlungen. Der Ehrlichste ist ein Spitzbube; der Unterschied besteht nur darin, daß er es nicht so grob und handgreiflich macht, wie viele Andere. Bittet der Diener um Erlaubniß, auf einige Tage nach Hause zu gehen, so sucht er dies durch die stereotype Lüge zu erwirken „**Hamárá páp mar gayá,**" mein Vater ist gestorben. Bewirbt sich Jemand um einen Dienst, und frägt man nach seinen Zeugnissen, dann pflegt er zu sagen: diese sind mir gestohlen.

Wenn der Hindu am Morgen die Anbetung seiner Götzen verrichtet hat, sinnt er mit ganzer Kraft darauf, durch Wahrheit und Lüge, durch Schmeichelei und Heuchelei, auf rechte und unrechte Weise, Geld zu verdienen oder zu erpressen, oder das Eigenthum des Andern durch Diebstahl an sich zu bringen. Lug und Betrug ist vornämlich dem Bengalen zur zweiten Natur geworden, ja er ist fest überzeugt, daß ohne dies Niemand Etwas gewinnen kann. Der Hindu hält aber Lügen und Trügen gar nicht für etwas so Straffälliges, da ja nicht nur seine Mitmenschen (die Eingebornen), sondern sogar seine Götter, die er anbetet, dasselbe

gethan haben. Und sollte er wirklich etwas thun, was nicht recht ist, so glaubt er durch eine wohlthätige Handlung, hauptsächlich gegen einen Brahmanen und durch das Baden im Ganges, alle Sünden wieder austilgen und abwaschen zu können.

Die Reue, die der Hindu hat, wenn man ihn von seinen Sünden überführt, ist nicht eine Reue über seine Sünden, sondern darüber, daß dieselben offenbar geworden, und sein Vorsatz, nachdem er Strafe empfangen, ist nicht, daß er nicht mehr sündige, sondern, daß er in der Ausübung seiner Sünden und Schandthaten künftig vorsichtiger zu Werke geht, damit er nicht entdeckt wird. Das Schlimmste aber ist, daß die Eingebornen ihre Sünde nie einsehen und eingestehen wollen, wenn sie auch durch Zeugen überführt werden. Oft ereignet es sich, daß wenn man den Diener, den Lehrer oder eine andere Person des Lugs und Betrugs wegen aus dem Dienste entlassen muß er zwar spricht: Ham qusúr wálá „ein Schuldiger," fragt man aber, was hast du gethan? so sagt er: „Ja, ich weiß nicht, Sie sagen aber, daß ich gefehlt habe." Sie bekennen sich also als Sünder, nicht weil sie es fühlen und einsehen, daß sie unrecht gethan haben, sondern weil sie brotlos geworden sind.

Was die Habsucht der Eingebornen anbetrifft, so findet sie keine Grenzen. Die Kaufleute und Banquiers sind sehr gewandt und nehmen nach der Gewohnheit des Landes sehr hohe Interessen. Wenn man dem Hindu ein anständiges Geschenk macht, so kommt es nicht selten vor, daß er sich noch Dies und Jenes ausbittet, welche Unverschämtheit und Dreistigkeit Einen oft in Erstaunen setzt. Bezahlt man dem Manne für die Arbeit sogar mehr als Brauch ist, dann weist er nicht selten auf seinen Leib hin und sagt isse

hamárá pet nahin bhar dschátá," „davon wird mein Leib nicht voll." Und giebt man dem Hindu noch etwas mehr, dann bittet er sich außerdem noch eine **bachschish** d. i. ein Geschenk aus. Es ist deshalb folgendes Wort eines Engländers,' der lange Zeit in Ostindien gelebt hat, recht wahr: „Giebst du dem Hindu ein Haus, dann bittet er dich noch um den Garten." Wenn aber der Hindu einerseits nicht genug bekommen kann, so spendet er doch anderseits für religiöse Zwecke, um sich die Seligkeit dadurch zu verdienen, oder wenn es gilt, Feste zu feiern, um Aufsehen und sich einen großen Namen zu machen, sehr große Summen.

Mit der Wollust sieht es bei den Eingebornen ebenfalls recht traurig aus. Es ist kaum Einer zu finden, der frei von groben Sünden ist. Die Hindus haben in ihrer Sprache kein Wort für Keuschheit, sondern nur für Ehebruch und zwar nur für das Weib. Das Wort heißt patibratta und bezeichnet ein Weib, das in ehelicher Treue ihrem Manne zugethan ist; es giebt aber kein geeignetes Wort für den Mann.

Auch von Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten weiß der Hindu wenig oder gar nichts; ja er hat nicht einmal ein Wort dafür in seiner Sprache. Wenn er Etwas empfangen hat, sagt er einfach die Grußformel: „Salám." (Friede). — Mit der Ausübung der Gerechtigkeit sieht es unter dem Volke auch höchst traurig aus. Wenn vor dem heidnischen Richter Processe geführt werden, so pflegt gewöhnlich derjenige Recht zu bekommen, der dem Richter das größte Geschenk giebt.

Das Volk ist sehr abergläubisch. Die Eingebornen tragen um den Hals zum Schutz vor bösen Geistern und gegen Zauberei ein silbernes oder goldenes Amulet.

Außer den vorhin erwähnten Zügen über den Charakter des Volks verdient auch das **Dharna baithná** wörtlich „das beharrliche Sitzen" in ein und derselben Stellung erwähnt zu werden. Dieses Mittels bedienen sich theils Gläubiger, um die Bezahlung der Schulden zu erzwingen, theils andere Personen, um ihrer Bitte dadurch Nachdruck zu geben, bis sie ihren Zweck erreicht haben. Die Hindus, besonders Bettler, haben die eigenthümliche Gewohnheit, wenn sie Jemand ihre Bitte vorbringen und dieselbe ihnen verweigert wird, ihr Gesuch dadurch zu ertrotzen, daß sie vor dem Hause, womöglich der Thür gegenüber, mit zugewandtem Gesicht Stunden lang sitzen bleiben, damit sie immer gesehen werden. Sie pflegen in dieser Zeit nichts zu essen und zu trinken, und so oft sie Jemand sehen, ihre Bitte in einem flehenden Tone zu wiederholen. Da ein solcher Anblick Jedermann zuwider ist und diese Stellung mit der erneuerten Bitte wirklich etwas Zwingendes hat, so sucht man schon deshalb, um sie los zu werden, ihnen ihre Bitte, wenn es irgend geht, zu gewähren. Auch Schuldner wenden das Dharnasitzen an, um sich ihrer Schulden zu entledigen. Es ist vorgekommen, daß Hindus Tagelang in dieser Stellung ohne Speise und Trank verharrten. Größtentheils wird auch ihr Zweck erreicht, denn die Hindus glauben, wenn der Bittende darüber sterben sollte, daß sein Geist den unbiegsamen Gegner quälen wird.

3. Die bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen der Hindus.

Wenn von heidnischen Völkern die Rede ist, denkt man gewöhnlich, daß sie auch äußerlich in einem rohen Zustande

dahin leben. Die Wenigsten machen einem Unterschied zwischen kultivirten und unkultivirten Völkern selbst unter Heiden. Ehe Ostindien von den Engländern erobert wurde, hatten die Hindus schon vor Jahrtausenden ihre geordneten Staaten, ihre bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen. Die Baukunst und Bildhauerei waren bei ihnen längst in Blüthe, als unsere Vorfahren noch in Wäldern hausten oder in elenden Hütten wohnten. Doch richten wir unsern Blick jetzt auf die einzelnen indischen Zustände.

Die Hindus wohnen in Städten und Dörfern, in welchen man überall Götzentempel findet. Die Dörfer haben viel Aehnlichkeit mit den europäischen. Sind viele Muhammedaner an einem Orte, so fehlt es auch nicht an einer Moschee, sind aber nur wenige beisammen, so giebt es nur einen erhöhten Gebetsplatz. Die Städte Bengals und Hindustans haben viel Aehnlichkeit mit denen in unserer Heimath, nur daß die Bauart der Häuser sich nach dem Klima richtet. Die Straßen sind meist eng, krumm und ungepflastert und daher in der Regenzeit recht schmutzig. Die Häuser der Reichen sind von gebrannten Steinen gebaut und haben ein oder zwei Stockwerke, welche häufig mit Schnitzwerk verziert sind. Sie haben gewöhnlich platte Dächer und sind mit Terassen, Vorhallen und Säulengängen geziert. An manchem Hause befindet sich an der Seitenwand eine Treppe, welche zum Dach hinaufführt. Die Häuser der Aermeren dagegen sind sehr einfach, meistens von getrockneten Backsteinen oder von Lehm aufgeführt. In Hindustan sind fast überall die Häuser mit Ziegeln gedeckt, während es in Bengal recht viele Stroh- und Holzhütten giebt.

Fast vor jedem Hause ist nach der Straße hin eine Verandah oder Säulengang. Bei den Aermeren sind die

Säulen von Bambus oder festem Holz, bei den Reichen von Stein. Die Verandahs dienen dazu, um die Zimmer des Hauses vor der Sonnengluth zu schützen und einen Platz zu haben, wo man bei jeder Witterung Fremde empfangen und sich mit ihnen unterhalten kann; dann aber benutzt man sie auch, um daselbst die Geschäfte des Tages zu verrichten. Der Kaufmann, Krämer und Wechsler gebraucht die Verandah als Laden, und der Handwerker als Werkstatt.

Die Häuser, die nicht für ein öffentliches Geschäft bestimmt sind, haben die Verandah statt nach außen, dieselbe nach innen, indem sie einen kleinen Hofraum umschließt. Diese Häuser haben, von Außen betrachtet, selten ein gutes Aussehen. Man hat sie darum so gebaut, theils um die heißen Winde abzuhalten, theils aber auch, da die Eingebornen argwöhnisch und eifersüchtig sind, um den Blick in die innere Räumlichkeit zu verhüten.

Die Fenster der Häuser sind überall niedrig und klein, um Licht und Hitze fern zu halten, aber dadurch wird die schnelle Lüftung der Zimmer verhindert. Statt der Fensterscheiben bedienen sich die Eingebornen entweder der Jalousies oder kleiner Gitter, doch ahmen schon hier und dort die Wohlhabenden die europäische Bauart nach.

Die Küche befindet sich im hintersten Theile des Hauses. Die Brahmanen haben die Küchenthür immer verriegelt, damit kein Fremder auf die irdenen Gefäße hinsehen kann, denn, wenn dies geschähe, so würde schon der Blick, wie sie sagen, die Gefäße so sehr verunreinigen, daß man sie in Stücke zerschlagen müßte. — Der Fußboden ist auch hier, wie in den Häusern der Europäer, nicht gedielt. Man macht ihn entweder von Mörtel und Steinen oder von Lehm, der nachher festgeklopft und geglättet wird. Die Hindus

haben da, wo sie sitzen, Decken oder Matten ausgebreitet. Diejenigen, welche in Lehmhäusern wohnen, pflegen nach dem Auskehren den Fußboden und die Wände mit einer Mischung von Kuhmist und Wasser zu waschen, einerseits um das Ungeziefer fern zu halten, andrerseits um dem Boden und den Wänden Festigkeit zu geben.

Was die Dörfer der Hindus anbetrifft, so sind sie ziemlich ebenso wie hier angelegt. Durch manche Dörfer zieht sich eine lange, gute Straße, doch bilden die meisten Ortschaften durcheinander geworfene Häuser, zwischen denen sich eine enge Gasse hindurchwindet. Auf dem Lande sind die Häuser in der Regel mit Stroh gedeckt, es giebt aber auch Ziegeldächer. Die Häuser, die für Handel und Gewerbe bestimmt sind, haben hier ebenfalls eine kleine Verandah. Fast überall sieht man in den Dörfern Lehmhäuser, nur das des Zamindars (spr. Samindars) oder Gutsbesitzers ist häufig aus gebrannten Steinen gebaut.

Jeder Ort hat eine Polizei, seinen Richter oder Schulzen, einen Einnehmer, einen Astrologen, nach dessen Bestimmungen sich der Landwirth richtet, und ein oder mehrere Nachtwächter. Die Wächter geben der Polizei Nachricht von Allem, was vorgeht, und verhaften die Verbrecher. Außerdem findet man in jedem Dorfe einen Töpfer, Schuhmacher, Schmied, Tischler und Zimmermann, welche für die Bedürfnisse der Gemeinde zu sorgen haben; auch besitzt der Ort einen Silberarbeiter, einen oder mehrere Wäscher, einen Barbier und endlich einen Dorf- und Hausbrahmanen und oft auch einen Dorfschulmeister. Krankenhäuser und andere wohlthätige Anstalten sind aber dem Hindu ganz fremd. Diese sind in Indien erst durch die Christen eingeführt worden.

Die Hauptperson im Dorfe ist der Zamindar, der

einen Patwâri oder Rentmeister hat. Die Landbauer gelten als Pächter, deren Abgaben meist in Naturalien bestehen. Der Patwâri führt die Rechnungen zwischen den Pächtern und dem Zamindar; er mißt die Aecker aus, nimmt die Pachtgelder in Münzen und Naturalien ein, auch entscheidet er in Abwesenheit seines Herrn kleine Streitigkeiten.

Es ist höchst interessant, wenn man durch die Straßen einer ostindischen Stadt geht und die Leute in den offenen Verandah's bei ihren verschiedenen Beschäftigungen findet. Am schönsten macht sich dies am Abend, wo Alles hell erleuchtet ist. Hier sieht man den emsigen Schmied, dort den geschwätzigen Barbier, hier den Wechsler, der vor sich verschiedene Münzsorten aufgehäuft hat, an einem anderen Orte den Schulmeister, wie er die Kinder unterrichtet, während aus dem benachbarten Götzentempel das Geklingel und Anschlagen der Glocke, sowie das Wirbeln auf der großen Pauke ertönt. Gaukler reißen Possen und fanatisch gekleidete Fakirn suchen Geld zu erpressen. Weiber, mit Flitter geputzt, sieht man mit ihren Kindern, oder in ihrer Haushaltung mit Fegen, Spinnen und dergl. beschäftigt. Junge Mädchen und alte Frauen ziehen Wasser aus dem Brunnen oder holen es aus dem Teiche, das sie in runden, kugelförmigen Gefäßen an der Seite, meist aber auf dem Kopfe, auf dem sich zunächst ein Kranz von geflochtenem Stroh befindet, nach Hause tragen. An den Teichen und Flüssen bemerkt man den Wäscher, wie er bemüht ist, die Wäsche dadurch rein zu waschen, daß er diese auf einen flachen, gekerbten Stein, der halb im Wasser liegt, mit Leibeskräften aufschlägt. Kurz allenthalben bietet sich etwas Neues dem Auge dar.

Des Abends, wenn des Tages Geschäfte vollbracht sind,

sitzen oder hocken die Leute in Gruppen in der Verandah ihres Hauses oder unter einem schattigen Baume beisammen, rauchen ihre Hucka (Pfeife), unterhalten sich, oder spielen Schach. Häufig hat einer von den Anwesenden eine Tamburin, eine kleine Handtrommel, die er mit den Händen anschlägt, oder eine Art Guitarre, die er spielt, und wozu Alle singen.

An heidnischen Festtagen ist der Bazar gedrängt voll Menschen. Alle sind geschäftig, Vorkehrungen zum Fest zu treffen. Einige tragen Pisangstauden, um ihre Häuser damit zu schmücken, Andere waschen den Fußboden ihrer Verandah, bemalen die Wände, ziehen große Decken oben über die Straße von einem Hause zum andern, um vor der Sonne geschützt zu sein, und unten machen sie Alles zum Spiel und Reigen bereit.

4. Die Kultur der Hindus.

Die Hindus verstehen sich auf Kunst und Wissenschaft, aber beides ist mit ihrer Religion eng verbunden; sie treiben Handel und Gewerbe, doch haben sie in den verschiedenen Kulturzweigen keine Fortschritte gemacht, obwohl sie schon viele Jahrhunderte lang gepflegt werden. Daran ist ohne Zweifel auch das Klima mit Schuld, welches alle Jahre dem Boden in derselben Ueppigkeit seine Früchte entlockt und den Heerden auf's Neue reichliches Futter bietet, ohne daß der Mensch nöthig hätte auf Vermehrung der Existenzmittel zu sinnen. Dazu kommt die Mäßigkeit und Genügsamkeit dieses Volks, das nur so viel erstrebt, als es braucht.

Es ist bei den Ostindiern Alles geregelt und geordnet. Wer ein Amt bekleiden will, muß sich durch Tüchtigkeit

auszeichnen. Viele Schriften werden von den Eingebornen durch den Druck veröffentlicht. Sie haben ihre eigenen Zeitungen, die sie herausgeben. Die gelehrten Brahmanen, welche sich mit der Astronomie beschäftigen, geben in jedem Jahre einen Kalender mit rother und schwarzer Schrift heraus, in welchem die Sonnen- und Mondfinsternisse verzeichnet sind, und welche Zeiten sich für die religiösen Waschungen, Hochzeiten u. s. w. am besten eignen. Der Kalender wird von Vielen angeschafft, denn der Hindu giebt viel auf Zeichen und Zeiten, um darnach seine Angelegenheiten zu ordnen.

Der Hindu ist sehr geschickt und gelehrig, doch arbeitet er wenig, wozu die Hitze viel beitragen mag. Der Handwerker ist im Stande mit den einfachsten Werkzeugen die schönsten Sachen anzufertigen. Fast alle Handwerker sitzen oder hocken auf dem Boden. Zu den Ersten gehört der Goldschmied. Sein Schmelzofen besteht aus einem zerbrochenen irdenen Topfe; ein eisernes Rohr dient ihm statt des Blasebalgs; eine Zange, Feile und ein Hammer nebst kleinem Ambos sind sein ganzer Apparat. Den Tigel verfertigt er aus Thon, gemischt mit etwas Kohlenstaub und Kuhmist, wodurch das Gefäß mehr Zähigkeit erhält und in der Gluth nicht springt. Versteht der Hindu auch nicht dem Golde mehrere Farben mitzutheilen, so muß man doch bei den groben Werkzeugen die Feinheit seiner Arbeit bewundern.

Die Werkstatt des Schmiedes ist ebenfalls höchst einfach. Sie haben kleine Amboße. Diese stecken sie in ein Loch in einem Holzblock, der in den Boden eingegraben ist. Der Blasebalg ist vor einem aufrechten, zum Schutz dienenden Stein befestigt. Auch der Schmied mit Ausnahme dessen, welcher den großen Schmiedehammer gebraucht,

sitzt auf dem Boden, während er das Eisen hämmert. — Auch die Tischler gebrauchen sehr wenige und einfache Instrumente. Ihre Werkstatt sieht sehr bescheiden aus, aber die Leute arbeiten höchst langsam. Was ein Mann bei uns in einem Tage macht, dazu braucht der Hindu fast eine Woche.

Die Schuhmacher in Indien gehören zu der niedrigsten Abtheilung der vierten Kaste. Sie werden unter den Handwerkern am wenigsten geachtet. Der Schuhmacher bereitet die Haut durch starke Beize und bearbeitet sie mit mehreren Schneide= und Schabinstrumenten. In wenigen Tagen ist das Leder fertig. Da die Schuhe von ganz frischem Leder gemacht werden, so werden sie gewöhnlich nach ein Paar Tagen kürzer; auch halten sie sehr wenig, weil man die Sohlen mit baumwollenen Fäden annäht.

Auf den Ackerbau wird in Indien großer Werth gelegt. Der Landmann läßt sich angelegen sein das Feld gehörig zu bebauen und zu bewässern, doch wird das Düngen nur selten angewendet. Der Mist vom Rind wird von den Eingebornen gesammelt, in Fladen geformt, getrocknet und als Brennmaterial benutzt. Jährlich sind zwei bestimmte Zeiten zum Pflügen und Säen, die eine im Juni, wenn der Regen anfängt, die andere im November, wenn er aufhört. Der Pflug ist höchst einfach, durch den der Erdboden nur wenige Zoll auf der Oberfläche aufgelockert wird.

Die glückliche Lage Hindustans gestattet, daß dort viele europäische Getreidearten und Hülsenfrüchte gedeihen, als: Weizen, Gerste, Hafer, Erbsen, Bohnen, Hirse und Mais; auch die Kartoffeln kommen dort gut fort. Auf einem Acker wird oft zweierlei gesäet. Am Ganges wird besonders viel Reis angebaut. Der Boden ist daselbst durch die Ablagerung des Schlammes so fruchtbar, daß es in vielen Pro=

vinzen eine doppelte Ernte giebt; in einzelnen Gegenden erntet man sogar dreimal des Jahres ein. Sobald das Wasser im Fallen ist, wird der Reis am Ufer und auf den naheliegenden Feldern, wenn auch das Wasser noch hoch auf dem Acker steht, ausgesäet. Der Reis wächst aus dem Wasser, das allmählig schwindet, hervor und kommt dann zur Reife. Selbst in der heißen Zeit ziehen die Hindus Garten- und Küchengewächse, Rüben, Rettige und dergl., die nachher in zierlichen Körben auf dem Markte feil geboten werden.

Zur Bewässerung der Gärten und Felder wählt man eine sehr einfache Methode. Man hat überall Brunnen gegraben, aus denen man das Wasser emporhebt vermittelst eines langen Hebels, wie ihn bei uns die Ziehbrunnen auf dem Lande haben, an dessen längerem Ende ein lederner Eimer angehängt und an dessen kürzerem Ende ein Holzklotz befestigt ist. Statt des langen Hebels bedient man sich zum Herausholen des Wassers auch sehr häufig eines zwischen zwei Pfosten schwebenden Rades, dessen Rand eine Hohlkehle hat, in welchem ein Strick in den Brunnen hinunterläuft, an dessen Ende ein Eimer oder Ledersack befestigt ist. Das Wasser wird alsdann durch angelegte Kanäle in die Felder und Gärten hingeleitet, wo ein Beet nach dem andern, das von einem kleinen Erdwall umgeben ist, unter Wasser gesetzt wird. Leiten die Hindus das Wasser aus Teichen und Gräben, so gebrauchen sie wasserdicht geflochtene platte Körbe, an denen auf zwei Seiten je zwei lange Stricke befestigt sind. Mit denselben wird das Wasser von zwei Männern zugleich geschöpft und in schwingender Bewegung auf's Feld geworfen.

In Hindustan ist die Erntezeit, besonders für Weizen und Gerste, im März und April. Die Ernte selbst gewährt

ein sonderbares Schauspiel. Hunderte von Menschen laufen unordentlich durch einander, fast völlig nackt, den Kopf mit schmutzigen Tüchern umwunden, in der Morgenkälte zitternd. Hier schneiden Einige Weizen, dort sammeln Andere Senf, während wiederum Andere die Bündel zur Dreschtenne tragen. Beim Einernten der verschiedenen Getreidearten und selbst beim Abmähen der Wiesen, die aber in Hindustan nur in geringer Anzahl vorhanden sind, bedient man sich kleiner kurzer Sicheln.

Das Ausdreschen des Getreides geschieht durch Ochsen sofort auf dem Felde, auf einer ebenen Stelle, die zu einer Tenne geglättet ist. Das Vieh, dem kein Maulkorb vorgebunden ist, wird dabei auf der Tenne zum Austreten der Körner im Kreise herumgetrieben. Das Reinigen des Getreides bewirkt man durch eine Kornschwinge. Das Getreide wird in Körben und Säcken entweder auf den Köpfen der Menschen oder auf Lastochsen nach Hause gebracht.

Zucker, Indigo und Baumwolle gedeihen in Indien sehr gut und werden viel angebaut. Der Mohnbau, der ein so schädliches Produkt nämlich den Opium liefert, ist sehr einträglich. Auch die Oelpflanzen werden, obschon die Kokospalme in ihrer Nuß zum Brennen ein treffliches Oel liefert, vielfach angebaut.

Zum Auspressen des Oels gebraucht man eine höchst einfache Roßmühle, jedoch ohne alles Räderwerk und statt der Pferde dienen hier Ochsen. An einem mörserförmigen, großen Holzgefäß, das sehr fest in die Erde gerammt ist, läuft horizontal ein breites, starkes Brett in einer Hohlkehle so an jenem Gefäß eingefügt, daß es sich umdrehen läßt, da an dem andern schmäleren Ende zwei Ochsen angespannt werden. Ueber diesem Brette steigt ein krummer Querbalken schief

in die Höhe, und daran ist am untern Ende ein starker Stößel befestigt, der senkrecht in das Mörsergefäß hinabgeht. Dies wird nun mit dem zu zerquetschenden Samen angefüllt, welchen ein Mann, der auf dem kurzen Ende des Brettes zunächst bei dem Mörser steht, stets unter die Stampfe schiebt, während ein zweiter Mann auf dem entgegengesetzten langen Ende des Brettes sitzt, die Ochsen antreibt und selbst mit umgetrieben wird.

Das Hornvieh hat bei den Hindus einen dreifachen Werth, indem es ihm sowohl durch seine Milch, wie auch als Zugvieh statt des Pferdes dient, und endlich selbst ein Gegenstand religiöser Verehrung ist.

5. Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Eingebornen.

Die Sitten und Gebräuche der Indier sind im Allgemeinen noch wie vor drei Jahrtausenden. Das Hausgeräth des Hindu besteht nur in wenigen Gegenständen. Sopha, Stühle und Tische sind bei den Eingebornen nicht gebräuchlich. Nur Wenige haben dies von den Europäern angenommen und selbst dann dienen sie häufig blos zur Aufnahme von Ausländern. Sie sitzen gewöhnlich mit kreuzweis übereinander geschlagenen Beinen entweder auf Decken oder Matten von Bambusblättern oder Rohr gemacht und verrichten hier alle Geschäfte, wozu der Europäer des Stuhls und Tisches bedarf. Manche bedienen sich beim Sitzen im Rücken eines sehr großen, langen, runden Kissens. Es giebt aber auch Eingeborne, welche **morha's** d. h. runde Stühle gebrauchen, die keine Lehne haben. Der Hindu ist an die hockende Stellung so gewöhnt, daß wenn er den Europäer besucht, und dieser ihm einen Stuhl reicht, er nicht selten auf

denselben steigt und sich darauf hinhockt. Und der Koch wird nie in der Küche einen Tisch benutzen, wenn man ihm auch denselben giebt, sondern er bereitet Alles hockend auf einer Matte.

Betten haben die Hindus nicht. Sie schlafen auf Matten oder Decken, die auf dem Fußboden ausgebreitet werden und hüllen sich in ihre großen, weißen Tücher ein, oder sie liegen auch auf Bettstellen, Tscharpáis genannt (wörtlich Vierfuß), die ein dichtes Flechtwerk von Stricken haben. Dieselben werden am Tage auch zum Sitzen gebraucht. Nur angesehene Hindus haben Bettstellen von Rohr geflochten, um welche wegen der Moskitos ein feines Netz gespannt ist. Gewöhnlich haben die Eingebornen unter dem Kopf ein rundes Kissen mit Baumwolle gefüllt, häufig aber auch gar nichts.

Hölzerne und irdene Gefäße, einiges Kupfer- und Messing-Geräth, Töpfe zum Reiskochen und eine hölzerne Keule zum Stampfen des Reises, endlich einige Körbe und hölzerne Kästchen zum Bewahren des Geldes und der Kleinodien, dies macht zusammen das ganze Mobiliar, selbst der nicht unvermögenden Familien aus.

Die Lebensweise des Hindu ist ebenfalls sehr einfach, seine Bedürfnisse sind sehr gering. Die Religion gebietet dem Hindu nicht bloß Enthaltung von Blutvergießen, sondern zum großen Theil auch vom Fleischessen. Je angesehener und ehrwürdiger die Kaste des Hindu, desto mäßiger ist seine Nahrung. Der Brahmane darf nichts genießen, was Leben hatte. Doch giebt es eine Klasse von Brahmanen, die Fische, Hammelfleisch und Wildbrett essen dürfen. Für gewöhnlich nähren sich nur die Leute der niedrigsten Kaste von Fischen, und von Fleisch, das Rindfleisch ausgenommen. Reis ist die Hauptnahrung jedes Hindu, der sich denselben

auf verschiedene Weise bereitet; er lebt aber auch von andern Vegetabilien. Er ißt den Reis entweder gequollen und nachher gedörrt oder als Milchreis oder trocken gekocht mit Gemüse und Corrie. Corrie ist eine Sauce von gelber Farbe, aus frisch geriebenen Gewürzen, besonders aus Gelbwurzel, Senf, Pfeffer und Zwiebeln bereitet. Auch nimmt man geschmolzene Butter und Cocosmilch dazu. Manchmal ißt der Hindu zum Reis nur rohe, türkische Pfefferschoten. Die Gewöhnung an Pflanzenkost ist bei ihm so vorherrschend, daß die Meisten durchaus kein Fleisch essen mögen. Die höhere Hinduklasse gebraucht als Nahrungsmittel auch Weizen. Die mittlere Klasse vermengt das Weizenmehl mit Erbsen und anderm Korn, um sich ein Mahl zu bereiten. Doch die untere Klasse kann sich wegen Armuth nur mit Reis, Gerste, Mais, Erbsen und Dal (eine Art Hülsenfrucht) nähren. Die kastenlosen Leute, die Dom's, die in Hindustan zu den verachtetsten des Volks gehören, genießen aber Alles, was ihnen einigermaßen nur eßbar erscheint, Ratten, Mäuse, todte Fische, alle Arten von Fleisch, ja selbst das von gefallenen Thieren.

Eine sehr große Auswahl hat der Hindu an seinen erfrischenden Baumfrüchten. Er weiß auch manches Obst mit Zucker einzumachen und ist Leckerbissen nicht abhold, weshalb es in Indien viele Conditoren giebt.

Das Getränk des Hindu ist hauptsächlich Wasser und Milch. Aus dem Reis bereitet er sich einen Trank, indem er das Wasser vom gekochten Reis abgießt, und dieses als Heilmittel besonders gegen Ruhr gebraucht. Aus dem Safte des Palmbaums bereitet er sich Palmwein, und aus dem Reis und Zuckerrohr den Arrack und Rum; letztere Getränke sucht er zu mildern durch Zusätze von Wasser, Thee, Zucker und Citronen. Die Trunksucht hat sich leider

im heutigen Indien so gut wie anderwärts verbreitet; auch das Branntweintrinken nimmt zum großen Nachtheil der Nation durch den Verkehr mit Europäern überhand. Außerdem sind viele Eingeborne große Freunde vom Opiumrauchen, wodurch sie ihre leiblichen und geistlichen Kräfte sehr zerrütten.

Die Hindus und Muhammedaner setzen sich zum Mahl mit untergeschlagenen Beinen auf eine Matte oder Decke nieder, oder hocken auch. Beim Essen gebrauchen sie einen flachen Teller von Holz oder Messing, Aermere sogar bloß ein Stück von einem Pisangblatt, aber weder Gabel, Messer noch Löffel. Statt derselben bedienen sie sich beim Genuß der Speisen der drei ersten Finger der rechten Hand, indem sie den trocken gekochten Reis zu einem Klos formen und in die Corrie-Sauce hineintauchen, oder auch gleich unter einander mengen und dann den Bissen mit dem Daumen in den Mund geschickt hineinwerfen.

Die Lebensweise des Hindu trägt ohne Zweifel viel dazu bei, daß er sanft, ruhig und gelassen ist und nicht so leicht aus seiner Fassung gebracht werden kann, während der Muhammedaner, der in demselben Lande und unter dem Einflusse desselben Klimas, aber außer den genannten Nahrungsmitteln auch noch von animalischer Kost lebt, aufbrausend und jähzornig ist. Der Hindu ist schwach und von zartem Gliederbau, kann aber außerordentlich schnell und anhaltend laufen, dagegen ist der Muhammedaner stark und kräftig.

Was die Kleidung der Eingebornen anbetrifft, so ist auch diese höchst einfach. Das indische Klima macht die Kleidung fast ganz entbehrlich. Kinder gehen beinahe ganz nackt. Mädchen tragen bis etwa zum 3. Jahre und Knaben

bis zum 10. Jahre gewöhnlich nur ein Stück Kattun um die Lenden. Die Tracht ist in allen Ständen ziemlich gleich, nur in der Feinheit und Kostbarkeit der Stoffe verschieden.

Der Hindu trägt ein Stück baumwollenes Zeug etwa 4 bis 5 Ellen lang und 1 Elle breit, das er um Hüfte und Lenden geschlungen und zwischen die Beine durchgeschlagen und oft bis zu den Knieen hinunter hängen läßt. Die Muhammedaner dagegen gebrauchen Paedschama's, eine Art Beinkleider, von weißem Kattun. Außerdem trägt das männliche Geschlecht ein 7 bis 8 Ellen langes, weißes, baumwollenes Stück Zeug, das sie lose ohne bestimmte Form um den Oberkörper werfen. Der Aermere leistet aber darauf in der heißen Jahreszeit bei der Arbeit Verzicht. Statt des losen Gewandes tragen Viele auch einen leichten Rock mit langen, weiten Aermeln von weißem Kattun, der bei den höheren Ständen für Festlichkeiten von Seide gemacht, und durch einen weißen oder rothen Gürtel, dessen Ende an der Seite wie eine Schärpe herunterhängt, zusammengehalten wird. Ueber diese Nationaltracht tragen Manche bei besondern Gelegenheiten noch ein einfaches Tuch, oder einen prächtigen Kaschmirschawl. Zum Schutz gegen die Sonne wird das Haupt mit einem Tuch umwunden, sonst trägt man auch einen Turban oder ein leichtes Käppchen.

Die Kleidung des weiblichen Geschlechts besteht in einem Rock, einem Leibchen und einem großen Tuch, von weißem baumwollenen Stoff, welches sie so herumwerfen, daß es zugleich Kopfbedeckung, Schleier und Tuch bildet. Bei den Verheiratheten ist dieses Tuch roth eingefaßt. Die vornehmen Frauen sind fast ganz in Seide eingehüllt. Für Festlichkeiten haben beinahe alle weibliche Personen schöne, seidene Gewän-

der, deren Saum aus prächtigen Stickereien mit eingewirkten Goldfäden besteht. Die muhammedanischen Frauen tragen außerdem noch lange unten eng anschließende Beinkleider.

Als Festbekleidung gebrauchen die Eingebornen entweder Sandalen oder Schuhe, oft mit vieler Stickerei, deren Spitzen nach oben gebogen sind. Die Sandalen sind schmale Bretter mit Absätzen, welche vermittelst eines knopfförmigen Holzes zwischen den beiden ersten Zehen festgehalten werden. Andere befestigen sie mit einem ledernen Riemen quer über den Fuß.

Während der Mann des Bartes pflegt oder ihn sich auch ganz abrasiren läßt, findet die Frau in ihrem Haarputz den größten Schmuck. Gewöhnlich lassen sich die Hindus in Hindustan das Haar vom ganzen Vorderkopf abrasiren und nur an den Seiten und auf dem Scheitel einen kleinen Büschel stehen, am letzteren Orte zu dem Ende, damit die Göttin, wenn sie sterben, daran die Seele zu sich in ihr Reich ziehen kann.

Ungeachtet die Hindus in der Kleidung sehr einfach sind, so zeigt sich doch sowohl bei dem männlichen, als bei dem weiblichen Geschlecht ein entschiedener Hang zum Putz. Besonders lieben die Frauen sehr den Schmuck, selbst die dienende Klasse verwendet alle ihre Ersparnisse darauf. Die Reichen tragen viel Geschmeide von Gold, Silber oder Edelsteinen und schmücken Stirn, Ohren und Nase, Arme, Hände und Füße; bei den Armen sind dagegen die Spangen und Zierrathen aus unedlen Metallen oder Schellack verfertigt. Der Schmuck steht den braunen Frauen sehr gut, nur die großen Nasenringe entstellen sie. Bei Festlichkeiten wird das Schönste und das Beste angelegt. In verschiedenen Theilen Hindustans befestigen die Mädchen auch ganz dünne Goldplättchen an die Stirn. Hier und dort findet man

auch noch das Tättowiren oder Einbeizen verschiedener Figuren und einzelner Flecke auf der Haut.

Die Eltern pflegen ihren kleinen Kindern so viele Kostbarkeiten als möglich aufzuhängen. Das reizt die Thogs und Dakoits, die Würger und Räuberbanden, welche ein Schrecken für ganz Indien sind, daß sie die Kinder in den Dörfern und Städten überfallen und mit der Würgeschnur oder dem Messer um's Leben bringen. Die mit Spießglanz bei Kindern schwarz gefärbten Augenbrauen sollen das Auge theils lebhafter machen, theils vor Krankheiten bewahren.

Alle Eingebornen tragen entweder am Halse oder am Arm ein Amulet, um vor Krankheiten und bösen Einflüssen geschützt zu sein. Auf die Erhaltung der Zähne wird von den Hindus viel Mühe verwandt. Weiße Zähne finden sie nicht schön und halten sie für zu tigerartig. Um dieselben zu färben, bedienen sie sich der Betelnuß, von der Größe einer Pflaume und der Muskatnuß ähnlich. In Stücke geschnitten wird sie getrocknet in ein Betelblatt (Pân genannt) gewickelt, mit etwas Katechu und feinem Tschunam (Kalk einer Seemuschel) bestreut und gekaut. Die Zähne werden dadurch schwarz oder braunroth, und Lippen und Speichel hochroth gefärbt. Rosenöl und Rosenwasser wird von den Hindus zu verschiedenen Zwecken viel gebraucht.

Die Begrüßung geschieht bei den Eingebornen so: Der Hindu legt beide Hände flach zusammen, erhebt dieselben zur Stirn und beugt sich in dieser Stellung tief hinunter, je höher ihm die Person steht, die er begrüßt, desto tiefer, manchmal sogar bis zur Erde und sagt dabei seinen Salam (Friede). Für gewöhnlich berührt er jedoch nur mit einer Hand die Stirn und sagt dabei seine Begrüßungsformel. Wenn Bekannte und Verwandte sich lange nicht gesehen ha=

ben, so legen sie sich gegenseitig die Hände auf die Schultern und legen den Kopf bald auf die eine bald auf die andere Schulter. Bei dem weiblichen Geschlecht verlangt es aber die hindustanische Etikette, daß sie die Freude des Wiedersehens dadurch ausdrücken, daß sie einander um den Hals fallen und laut weinen. Da aber das Weinen selten von Herzen kommt, so ist dasselbe oft unnatürlich und erzwungen und gleicht mehr einem Heulen. Nachdem sie eine Weile in diesem Zustande verharrt haben, fangen sie an zu plaudern.

Die Hindus haben die Gewohnheit, wenn sie Jemand ihre Achtung beweisen wollen, ihm recht hohe Namen zu geben z. B.: „großer König", „Ihre Majestät", „Ihre Hoheit" und dergl. In ihren Lobpreisungen sind sie oft übertrieben und geben dabei der Phantasie großen Spielraum. In Betreff Christi sagte einst ein Hindulehrer: „Wenn Himmel und Erde zwei große Blätter wären und alle Bäume des Waldes lauter Federn. und alle Seen und Flüsse lauter Tinte; und wenn ich jene Blätter beschriebe, und alle Federn und Tinte verbrauchte, so würde dies doch nicht hinreichen, um sein Lob zu besingen."

Der Diener spricht zu seinem Herrn, nachdem er sich mit zusammengelegten Händen als ein Zeichen der Unterwürfigkeit verneigt hat und einige Schritte zurückgetreten ist, in der demüthigsten und achtungsvollsten Weise. Er sagt: „**Ghulám házir hai, áp kya farmáte hain**"? d. h.: Der Diener ist gegenwärtig, was befehlen Sie? Oder wenn er über etwas zur Rede gestellt wird, so sagt er: „**Naukar kis tarrahse yih karen, ham áp ka nimak kháte hain.**" „Wie wird der Diener Solches thun, ich esse ja Ihr Salz." in der Bedeutung ich erhalte ja von Ihnen meinen Unterhalt.

Wenn die Eingebornen in ein Haus treten, dann neh-

men sie nicht den Turban ab, ziehen aber dafür, um sich höflich zu zeigen die Schuhe oder Sandalen aus, die sie in der Verandah stehen lassen, und kommen mit bloßen Füßen in's Zimmer, in der kalten Zeit manchmal auch mit Strümpfen. — Begegnet Jemand einer Person von hohem Range, so muß er aus dem Wege heraustreten, wenn er zu Fuß ist, oder absteigen, wenn er reitet, und stehen bleiben, bis der vornehme Herr vorüber ist.

Wenn die Hindus eine Person von hohem Rang zum erstenmal besuchen, so müssen sie als ein Zeichen der Achtung irgend ein Geschenk mitnehmen, namentlich, wenn sie sich von dem Herrn etwas erbitten wollen. Haben sie nicht die Mittel große Präsente zu machen, so bringen sie Zuckerwerk, Pisangfrüchte, Apfelsinen, Milch und andere Dinge.

Wenn von der Zeit gesprochen wird, so sagt der Hindu nicht wie wir Tag und Nacht, sondern Nacht und Tag. Ferner theilt er den Tag in 8 Wachen und zwar in 4 Nacht- und in 4 Tagwachen ein, von denen jede 3 Stunden dauert. Die Nachtwachen beginnen um 6 Uhr Abends und dauern bis 6 Uhr Morgens, während die Tagwachen um 6 Uhr Morgens ihren Anfang nehmen und bis 6 Uhr Abends währen.

Zur näheren Ortsbezeichnung pflegt der Hindu nicht links und rechts zu sagen u. s. w., sondern er benennt es nach den Himmelsgegenden. Er sagt z. B. wende dich von Süden nach Osten, oder, stelle den Schrank von Westen nach Norden u. s. w.

Die Kinder im Orient suchen sich ebenso wie die in Europa durch mancherlei Spiele zu vergnügen. Auch sie haben ihre Zeit, wo sie den Drachen steigen lassen, und es giebt sogar Läden, wo man Drachen kaufen kann.

Alle Lebensmittel werden nicht nach Maß, sondern nur nach Gewicht verkauft, ja selbst das Brennmaterial, Kohlen und Holz.

Da die Hindus keine Wind- und Wassermühlen haben, so wird von ihnen das Getreide auf Handmühlen gemahlen, wobei gewöhnlich Frauen beschäftigt sind. — Ihre Art des Butterns weicht darin von der unsrigen ab, daß man die Milch zuvor halb gerinnen läßt und sie sodann mit einem Quirl von Bambusrohr in einem irdenen Gefäß vermittelst eines Zugriemens quirlt.

Beim Arbeiten auf dem Felde und in den Gärten pflegen Männer und Frauen einen Wechselgesang in rhythmischer Weise aufzuführen. Dasselbe geschieht auch, wenn sie von der Arbeit nach Hause gehen und bei vielen andern Gelegenheiten. Gewöhnlich eröffnet Einer den Zug, während die Andern in langen Reihen nachfolgen. Einer oder Mehrere begleiten den Gesang durch das Anschlagen auf dem Tamburin. Stirbt Jemand, so werden Klageweiber angenommen.

6. Das Schulwesen in Ostindien.

Die Wenigsten werden im Stande sein, sich von dem Schulwesen in Ostindien eine Vorstellung zu machen. Es dürfte daher nicht uninteressant sein, nachzuweisen, wie die Erziehung des Volkes daselbst betrieben wird.

Mit Recht vermuthen Viele, daß auch in Ostindien, dessen Bewohner schon seit Jahrtausenden sich einer Cultur erfreuen, das Schulwesen gepflegt sein müsse. Und in der That, es wird für die Bildung des indischen Volkes Manches gethan. Denn wir finden in Ostindien, abgesehen von

den Missionsschulen, von denen später die Rede sein wird, drei Arten von Schulen; 1) Schulen der Hindus, 2) die der Muhammedaner, und 3) die der englischen Regierung.

1. Die Schulen der Hindus. Die Eingebornen in Ostindien sind zwar grobe Götzendiener und wissen nichts von dem lebendigen Gott, dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, der Alles durch sein Wort in's Dasein rief, aber dessenungeachtet steht das abgöttische Volk dort auf einer anderen Stufe der Kultur als die Neger, Kaffern und Hottentotten in Afrika, oder die von Gott entfremdeten Nationen in der Südsee. Die Hindus haben ihre Schulen, die durch ihre alten Institutionen gepflegt werden, und zwar giebt es unter ihnen nicht nur Volks-, sondern auch Gelehrten-Schulen.

Die Volksschulen stehen unter der Leitung von Kaiths, wie man die Kaste der Lehrer in Hindustan zu bezeichnen pflegt. Dieselben führen auch den Namen Lala. Diese Männer bilden den Lehrstand, durch die das Lehramt durch alle Geschlechter schon seit undenklichen Zeiten vom Vater auf den Sohn übergeht. Nach der Anschauung der Hindus kann und darf der Sohn nie etwas anderes werden, als was der Vater ist. Die Bildung der Lehrer ist nicht bedeutend. Sie können lesen, schreiben und rechnen, was gerade für's praktische Leben gewünscht wird. In der Geschichte der Götter sind sie zwar ziemlich bewandert, aber von der Weltgeschichte und Geographie wissen sie wenig oder gar nichts. Besondere Examina werden von ihnen nicht verlangt. Wenn der Sohn so viel gelernt hat wie der Vater, dann ist er vollkommen, oder wie der Hindu sich ausdrückt, fertig und kann, wenn er Lust hat und die Umstände es

gestatten, eine Schule begründen, wozu er von der Behörde keiner Erlaubniß bedarf.

Die offenen Säulenhallen oder Verandah's bei den orientalischen Häusern bilden die gewöhnlichen Schul- und Lehrzimmer. Zuweilen werden auch andere Räume des Hauses zum Unterricht benutzt. Die Schulzimmer sind höchst einfach. Man sieht keinen Tisch und keine Bänke. Die Schüler sitzen mit quer übereinander geschlagenen Beinen auf dem bloßen Boden, oder auf einer von Rohr oder Bambusblättern geflochtenen Matte, und der eingeborene Lehrer hat einen von Bambus und Rohr geflochtenen indischen, runden Stuhl ohne Lehne.

Jedem Hindu ist zu jeder Tageszeit gestattet, die Schule zu besuchen und zu sehen, was unter den Schulkindern vorgeht, und in welcher Weise der Unterricht betrieben wird. Wenn der Schüler zur Schule kommt, so verneigt er sich tief vor seinem Lehrer und begrüßt ihn mit den Worten: Rám! Rám! welches der Name einer Incarnation des Gottes Wischnu ist.

Einen allgemeinen Lectionsplan giebt es in den Schulen der Hindus nicht. Jeder Lehrer verfährt nach seinem eignen Gutdünken. Der Unterricht beginnt in der heißen Jahreszeit Vormittags gewöhnlich um 6 Uhr und dauert bis 9 Uhr und Nachmittags von 4 bis 6 Uhr und in der kalten Jahreszeit Vormittags von 7 bis 10 Uhr und Nachmittags von 3 bis 5 Uhr. Doch finden darin große Abweichungen statt, weil der Unterricht nicht durch eine Centralgewalt geregelt wird. Die Kinder erhalten Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Götterlehre. Eine Unterweisung im Gesang findet nicht statt. Wo es von den Eltern gewünscht wird, ertheilen manche Lehrer, wenn sie die

Fähigkeit dazu besitzen, auch einigen Kindern Unterricht im Persischen. Mehrere Klassen sind in der Schule nicht vorhanden, wohl aber Abtheilungen. Bei jeder Volksschule ist gewöhnlich nur ein Lehrer angestellt; dieser hat, wenn die Zahl der Schüler groß ist, manchmal einen Gehülfen.

Wenn der Hindulehrer seinen Schulunterricht anfängt, so lehrt er seine Schulkinder erst die Râmâgatti, d. h. das Gebet zu Ram, worin derselbe um seine Gnade angefleht wird. Sie plappern dies Gebet an jedem Tage vor dem Beginn des Unterrichts her, und sobald die Kinder schreiben können, wird es auch zuerst geschrieben.

Jeder Schüler wird angewiesen, vor sich auf der Erde, welche fester Lehmboden ist, eine Art Tafel zu machen, hübsch glatt und platt, auf der er mit Kreide schreiben lernt. Der Schreibunterricht geschieht in der einfachsten Weise, indem der Lehrer den Buchstaben vorschreibt, jedem Zeichen den Namen giebt und das Kind nachmalt. Zuerst werden einzelne Buchstaben, dann Sylben, Wörter und Sätze geschrieben. Ist der Zögling im Schreiben etwas vorgerückt, so erhält er zum Schreiben und Rechnen eine hölzerne Tafel, etwa 10 Zoll breit und 15 Zoll hoch, mit einem hervorragenden Griff zum Anfassen, grün, roth oder gelb angestrichen, auf die er mit flüssiger Kreide schreibt; noch etwas später bekommt er Papier, wobei er sich einer Feder von Rohr bedient.

Im Rechnen bringen es die Hindus zu einer ziemlich großen Vollkommenheit. Jeder Schüler ist genöthigt, das Einmaleins bis 40 auswendig zu lernen, und zwar nicht nur in ganzen Zahlen, sondern auch mit den Brüchen von $^1/_2$ bis $^1/_{16}$, wozu er 5 bis 6 Jahre braucht, wenn er fleißig ist. Die Kinder erreichen im Rechnen etwa das

Pensum, wie bei uns zu Lande die Schüler in der ersten Klasse der Volksschule.

Der Leseunterricht geschieht in der alten, üblichen Weise, indem der Lehrer auf die Buchstaben hinweist, die Vokale und Consonanten vorspricht und die Schüler nachsprechen läßt. Allmählig lernen die Kinder die Consonanten und die Vokale, deren es 3 kurze, 5 lange und zwei zusammengesetzte giebt, kennen. Mit einem jeden dieser Vokale wird dann ein jeder Consonant wie folgt zusammengesetzt z. B. **kă, kā; kĭ, kī; kŭ, kū; ko, kau; ke, kei.** So werden alle einfachen Consonanten, alle aspirirten und zusammengesetzte durchgenommen. Auf das Syllabiren folgt das Lesen von Wörtern und kurzen Sätzen, theils von Einzelnen, theils von der ganzen Klasse oder Abtheilung. Auf diese Weise dauert es wohl ein Jahr und noch länger, ehe selbst die begabten Kinder lesen lernen. Das Lesenlernen wird nämlich bei den Hindus noch durch den Umstand erschwert, daß nicht nur die Consonanten, sondern auch die Vokale ihre besonderen Namen haben, und die Kinder erst nach längerer Zeit darüber zur Klarheit kommen, welchen Laut sie dem Vokal beilegen sollen. So heißt z. B. das lange **a**: **kanún** (das kurze **a** wird nie geschrieben, sondern ist schon mit im Consonanten enthalten) **e**: **ekle**, das kurze **i**: **hirsain**, das lange **i**: **dir ghain o kormat**, das kurze **u**: **tarkun**, das lange **u**: **táre.** Was die Consonanten anbetrifft, so klingen sie ebenso wie in unsrer Lautirmethode, man läßt ein unbestimmtes, dunkles, kurzes **a** mitsagen. Wenn der Lehrer Sylben sprechen läßt, so sagt er z. B. **k** und **kanún** ist **ka**, **d** und **kormat** ist **do**, oder das Wort nil, was Indigo bedeutet dann sagt er: **n dir ghain** und **l** ist **nil** u. s. w. Zum Lesen dienen die Schriften

der Hindus aus alter und neuerer Zeit. Ihr Gegenstand ist entweder Geschichte oder Mythologie.

Diejenigen, welche das Persische erlernen, thun es in der Absicht, damit sie bei der ostindisch-englischen Regierung, oder bei irgend einem angesehenen, wohlhabenden Hindu eine Anstellung erhalten möchten. Die eingebornen Lehrer ertheilen den Unterricht in dieser fremden Sprache nach einer ganz besonderen Methode. Sobald der Schüler die Charaktere kennen gelernt hat, muß er zwei, drei und noch mehrere Bücher auswendig lernen. Der Lehrer spricht Satz für Satz vor und verdollmetscht das Gelesene in die Muttersprache. Diese Arbeit ist deshalb für den Lehrer sowohl, als für den Schüler sehr langwierig. Es giebt nur wenige unter den Lehrern, die ihren Schülern auch die Grundbegriffe von der Grammatik beizubringen wissen. Wörterbücher durch die das Erlernen der fremden Sprachen wesentlich erleichtert wird, haben die Hindus nicht.

Ganz eigenthümlich ist die Erscheinung in indischen Schulen, daß ein jeder Schüler seine Lectionen unter der Aufsicht des Lehrers laut auswendig lernt, ohne sich darum zu kümmern, was sein Nebenmann treibt, der oft ein ganz anderes Buch vor sich hat. Das Geräusch und der Wirrwar ist darum in den Schulen der Eingebornen sehr groß und macht auf den Ausländer einen betäubenden Eindruck. Merkwürdig ist, daß trotz dieses Geräusches kein Kind in seinem Lernen oder bei seinem Rechnen gestört wird.

Hat der Schüler seine Lectionen nicht ordentlich gelernt, oder seine Arbeiten schlecht gemacht, oder läßt er sich überhaupt das Geringste zu Schulden kommen, so behandelt ihn sein Lehrer mit der größten Strenge und wendet in reichlichem Maße körperliche Züchtigungen an. Die Eltern, ob-

gleich sie selbst in den meisten Fällen sehr nachsichtig gegen ihre Kinder sind, gestatten ihm dies gern, indem sie sagen daß das Kind dadurch weise werde. Das Schulgeld für das Kind beträgt nach unserm Gelde monatlich nur wenige Silbergroschen, etwa ebenso viel wie bei uns auf dem Lande. Schulferien giebt es nur dann, wenn die heidnischen Feste gefeiert werden, die aber oft einzutreten pflegen und ungefähr den vierten Theil des Jahres ausmachen.

Dann machen wir bei den Volksschulen auch darauf aufmerksam, daß der Lehrer sich die Schüler, welche ihm von den Eltern zum Unterricht anvertraut sind, selbst zusammensuchen muß, wenn sie die Schule versäumen. Geschieht dies aus Faulheit und Trägheit, so kann sich der Schüler auf eine strenge Rüge gefaßt machen, daß er's nicht wieder thut. Die Mädchen sind von dem Unterricht in den heidnischen Schulen gänzlich ausgeschlossen, weil man das Wissen für sie nicht nothwendig hält.

Ferner giebt es auch solche Schulen, die von Banquiers oder andern reichen, wohlhabenden Männern unterhalten werden, indem sie auf ihre eignen Kosten einen Lehrer anstellen, dessen Gehalt monatlich 4 bis 6 Gulden beträgt (während das Gehalt der andern Lehrer sich lediglich nach der Zahl der Schüler richtet) und ihm in ihrem Hause einen Platz für die Schule anweisen. Dies geschieht von den Leuten meist aus dem Grunde, um sich bei den Göttern ein Verdienst zu erwerben, dann aber auch, um sich bei dem Volke einen guten Namen zu verschaffen. Außerdem möchten wir noch erwähnen, daß wie bei uns die Gutsbesitzer und andere wohlhabende Personen von Rang und Stand für ihre Kinder einen Erzieher halten, ganz dasselbe auch bei den Hindus der Fall ist. Aus diesem Grunde finden

wir, daß die meisten Stadtbewohner und auch ein Theil von den Landbewohnern lesen können, doch ist die Druckschrift nur Wenigen geläufig.

Was die gelehrten Schulen anbetrifft, so sind sie als die eigentlichen Collegien des Landes anzusehen und werden von Jünglingen und Erwachsenen besucht, welche bereits die Volksschule durchgemacht, jedoch kein Abiturienten-Examen vorher abgelegt haben. Leiter der Collegien sind gelehrte Brahmanen, die sämmtlich der Priesterkaste angehören und sich durch fleißiges Studinm den erforderlichen Grad des Wissens angeeignet haben.

Die Brahmanen suchen ihre Kenntnisse in ihrem Stand oder vielmehr in ihrer Kaste von Geschlecht zu Geschlecht weiter fortzupflanzen. Die Zahl ihrer Schüler beträgt 10, 20 und darüber. Ihr Lehrsaal ist ebenfalls entweder die offene Verandah oder ein großes, leeres Zimmer. Stühle und Bänke findet man nicht vor. Der Brahmane, welcher den Vortrag hält, hat nur einen wenig erhöhten Platz, bestehend aus einem Holzgestell, etwa zwei und einen halben Fuß im Quadrat und etwa acht Zoll hoch, worauf er mit quer übereinander geschlagenen Beinen sitzt, während die Zuhörer entweder auf bloßem Boden oder auf einer Galitscha (einer indischen Decke), oder auf einer indischen Matte in orientalischer Weise um den Lehrer herum sich placirt haben. Ehe die Vorlesung beginnt, wird zuerst von dem Brahmanen ein Gebet an den Götzen oder Lieblingsgott verrichtet; denn er ist sich dessen bewußt, daß Segen und Gedeihen zu unserm Thun von einer höheren Macht kommen muß. Außer dem Gebet werden noch gewisse, religiöse Ceremonien ausgeübt. Man klingelt mit einer kleinen Glocke, damit der Götze auf das Gebet merken möge; man fällt nie-

der auf sein Gesicht, um dem Gott seine Anbetung und Verehrung zu bezeugen u. s. w. Ist dies Alles geschehen, dann beginnt die Vorlesung des Brahmanen, und zwar in singender Weise. Die Zuhörer sind nun ganz Aug und Ohr, damit, wenn der gelehrte Brahmane, oder man könnte wohl auch sagen Hindu-Professor, seinen weisen Mund aufthut, um die Schätze seines Wissens mitzutheilen, ihnen nichts entgehen möchte.

Wie bei uns, so treiben auch die Gelehrten der Hindus ein Fachstudium. Einige von den Brahmanen widmen ihre ganze Zeit und Kraft der Mythologie, d. h. der Götterlehre. Sie beschäftigen sich entweder mit der Erklärung der heiligen Veda's, worin die ältesten Religionsurkunden enthalten sind, oder mit einer näheren Auseinandersetzung der Purán's, worin von dem gegenwärtigen Götzendienste die Rede ist, oder sie lesen den Ramayan, der die Geschichte des Gottes Rám, oder den Premsagar, der die Geschichte des Gottes Krischna behandelt und dergl.

Andere Brahmanen beschäftigen sich mit der Arzneikunde. Diese suchen durch alte Bücher die arzneilichen Kenntnisse ihren Schülern mitzutheilen. Leider findet bei diesen Lehrern kein Fortschritt in der Wissenschaft statt, denn man nimmt darauf Bedacht, sich nur das anzueignen, was die Vorfahren schon längst gewußt haben. Dies geschieht in der Art, daß man die über Arzneikunde handelnden Bücher fast wörtlich auswendig lernt.

Noch andere Brahmanen treiben die Sternkunde und Astrologie. Wie die alten Völker, besonders die Babylonier, durch sorgfältige Beobachtung des Sternenhimmels eine genaue Kenntniß der Bewegung mancher Planeten, von Sonnen- und Mondfinsternissen erhielten, so ist man auch in

Indien nicht fremd in dieser Wissenschaft. In Benares hat man, wie schon anderwärts erwähnt (siehe Seite 71) noch eine alte Sternwarte, von wo aus viele Beobachtungen angestellt worden sind; das Gebäude verfällt jetzt aber immer mehr.

Die gelehrten Brahmanen stehen in Folge der Kenntniß der Himmelskunde beim Volke in hohem Ansehen, indem es das Staunen des gemeinen Mannes erregt, wie es kommt, daß sie vorher die Eklipsen wissen können.

Außer den schon genannten Collegien werden noch Vorträge über Philosophie, Sanskrit und andere Gegenstände gehalten. An manchen Vorträgen kann fast jeder Hindu theilnehmen, der ein Interesse dafür zeigt. Besonders findet die Philosophie unter dem Volke viele Anhänger, denn der Orientale liebt es über übersinnliche Gegenstände zu speculiren. Vor allen Dingen ist die Entstehung der Welt, und wie die Sünde in die Welt gekommen, ein Gegenstand seines tiefen Nachdenkens. Aber noch ist Keiner von den Philosophen in Ostindien trotz alles Scharfsinns zur Kenntniß des wahren Gottes gekommen; auch wissen sie nicht, wie es sich mit der Welt und dem Verderben unter den Menschen verhält.

Noch muß hier hervorgehoben werden, daß bei den Hindus alle Zweige der Wissenschaft Theologie sind, die Mythologie sowohl, als Philosophie, die Astronomie sowohl, als Medicin u. dergl., weil sie die Idee haben, daß jede Wissenschaft auf göttlicher Offenbarung beruht. Kurz ihr ganzes Wissen ist Religion.

II. Die Schulen der Muhammedaner haben im Großen und Ganzen dieselbe Organisation, wie die der

Hindus. Leiter und Vorsteher derselben sind natürlich muhammedanische Lehrer. Auch bei den Muhammedanern giebt es niedere und höhere Schulen.

Bei den niederen Schulen führen die Lehrer den Namen Munschi. Sie gelten als die Sprachlehrer des Volks, deren sich ebenfalls der Missionar bedient, wenn er die Sprache der Muhammedaner erlernen will. Ihre Aufgabe ist den ihnen anvertrauten Schülern nicht nur die Muttersprache zum Bewußtsein zu bringen, sondern ihnen auch Unterricht im Persischen zu ertheilen. Schreiben und Rechnen darf natürlich nicht fehlen, doch wird auf letzteres wenig Gewicht gelegt. Diejenigen, welche rechnen können bedienen sich der Hindu-Ziffern und Weise, und haben es meist von den Hindus gelernt. Die Unterrichtszeiten sind in den muhammedanischen Schulen etwa dieselben wie in den Hindu-Schulen. Der Anfang geschieht unter Anrufung Gottes und des Propheten Muhammed.

Die höheren oder gelehrten Schulen werden von einem Mulla oder Maulwi d. h. von einem Lehrer oder Doktor der muhammedanischen Theologie geleitet. Zur Schule, welche von Kindern und Jünglingen besucht wird, dient die Vorhalle der Moschee oder auch das Hochpflaster vor derselben innerhalb der Ringmauer. Die Zöglinge müssen den Kuran in arabischer Sprache zum Theil auswendig lernen. Manche lernen ohne zu wissen, was sie lernen, indem der Lehrer ihnen keine Erklärung desselben giebt, denn nur Wenige erhalten das Gelesene verdollmetscht. Außerdem werden in diesen Schulen Vorlesungen über Rhetorik, Astronomie und Poesie gehalten, die Philosophie ist aber verpönt. Den ärgsten Schimpfnamen, den man einem Muhammedaner geben kann, ist, wenn man ihn Failsúph, d. h.

Philosoph nennt. Dies Wort ist kein anderes als das griechische **Philosophos**, das in's Arabische übertragen ist.

III. Die Regierungsschulen. Es sind dies solche Schulen, welche die englisch-ostindische Regierung auf ihre eigenen Kosten unterhält, wozu sie einen Theil der Revenüen verwendet. Da die Unkosten sehr groß sind, so hat man seit einigen Jahren angefangen, sich ein mäßiges Schulgeld geben zu lassen. Die britische Regierung beabsichtigt durch ihre Schulen die Bildung ihrer Unterthanen zu fördern und ihnen die Segnungen der europäischen Civilisation zuzuwenden. Die Gebäude, welche sie zu den Schulen hergiebt, sind geräumig. Die verschiedenen Klassen und Abtheilungen befinden sich nach englischem Zuschnitt gewöhnlich in einem sehr großen Saale, der mit den nöthigen Tischen und Bänken und dem erforderlichen Lehrapparat versehen ist. An jeder Schule ist ein Hauptlehrer angestellt, der englische und mehrere eingeborne Lehrer zu Gehülfen hat. Diese haben ihre Schüler in jeder Ecke oder anderen Theilen des Saals um sich versammelt und verfolgen ihren Zweck.

In den Schulen der Regierung wird nur auf weltliches Wissen Gewicht gelegt. Der Unterricht in der christlichen Religion ist in denselben gänzlich ausgeschlossen, weil die Regierung sich darin neutral verhalten will.

Die Schüler erhalten Unterricht nicht nur in den Elementargegenständen, im Lesen, Schreiben und Rechnen nach der hier in Europa gebräuchlichen Methode, sondern auch in den höheren Gegenständen, in Arithmetik, Geographie, Geschichte, besonders vaterländischer (indischer), im Englischen, Persischen, Arabischen und Sanskrit; außerdem werden von ihnen auch Aufsätze über besondere Themata geschrieben.

Die Regierungsschulen nehmen im Lande einen ho-

hen Rang ein und werden gut besucht. Wer die Klassen zum Theil oder ganz durch macht und im Stande ist ein gewisses Examen abzulegen, hat später die Aussicht eine Anstellung bei der englischen Behörde als Schreiber, Secretair, Steuereinnehmer, Polizei-Lieutenant, Posthalter und dergl. zu erhalten, oder er findet auch einen guten Posten bei einem Europäer als Kassirer, Buchhalter u. s. w., wozu ihn gerade seine Kenntnisse befähigen.

Die Bildung, welche die Schüler in den Schulen der englisch-ostindischen Regierung erhalten, ist keineswegs gering anzuschlagen. Die Bibel war in diesen Schulen von der britischen Behörde anfangs gänzlich ausgeschlossen, weil sie sich fürchtete mit der heidnischen Religion in Widerspruch zu gerathen und eine Gährung in den Gemüthern der Eingebornen hervorzurufen. Erst nach der Revolution im Jahre 1857 befindet sich die Bibel in der Schulbibliothek der Regierungsschulen, doch ist sie bis jetzt kein Klassenbuch geworden. Früher durften die von der englisch-ostindischen Regierung angestellten christlichen Lehrer über die christliche Religion in der Schule gar nicht ihre Meinung äußern; wenn sie es thaten, wurden sie ihres Amtes entsetzt, während sie jetzt sich darüber frei und offen aussprechen können.

Es ist zu bedauern, daß die Regierung sich nicht auf die Seite des Christenthums stellt. Viele der von ihr angestellten Lehrer suchen die ihnen anvertraute Jugend mit Vorurtheil gegen das Christenthum zu erfüllen, und stellen derselben jede Religion als bloßen Aberglauben dar. Obgleich die Regierungsschulen viel Gutes leisten, indem die Hindus durch die Fortschritte in den Kenntnissen, welche auf Wahrheit und Erfahrung beruhen, die Irrthümer ihrer heidnischen Religion einsehen lernen und Manche ein Verlan-

gen nach einem bessern Religionssystem bekommen, zeigen sich doch bei dem Princip, an dem die britische Behörde festhält, sehr viele nachtheilige Folgen, die sich auch den Eingebornen aufdrängen. Da man den Zöglingen nur weltliches Wissen mittheilt, so wird dadurch der Kopf voller, das Herz dagegen leerer und das Fundament des heidnischen Aberglaubens bei den Eingebornen immer mehr untergraben. Denn die Hindus werden durch das europäische Wissen ohne den Unterricht im Christenthum stolz, hochmüthig und aufgeblasen; mit Verachtung sehen sie auf ihre Landsleute herab. Aber das ist nicht Alles. Viele haben, von der Thorheit mancher Behauptungen ihrer heiligen Bücher überzeugt, ihrer väterlichen Religion, die bei allen großen Mängeln dennoch einen heilsamen Einfluß auf ihr Gemüth hatte, den Abschied gegeben und sind meistens dem Materialismus oder dem Unglauben anheim gefallen. Letzterer wird noch dadurch begünstigt, daß die Eingebornen durch die Kenntniß der englischen Sprache mit den rationalistischen Schriften der Europäer bekannt werden, auf die sie viele Regierungslehrer aufmerksam machen.

Die britische Regierung hat sich in ihren Schulen schon viele mächtige Gegner erzogen; so ist auch das Haupt der indischen Revolte, der berüchtigte Náná Sahib, aus der Regierungsschule hervorgegangen. Fürwahr, man muß sagen, daß, wenn Jemand eine Religion hat, mag sie auch noch so absurd sein, wie es z. B. mit der indischen Religion wirklich der Fall ist, so ist es doch besser eine solche als gar keine zu haben. Denn jede Religion flößt ihren Anhängern eine gewisse Ehrfurcht und Scheu vor dem höheren Wesen ein; sie erinnert ihn, mag es auch in noch so dunklen Umrissen sein, an Tod und Gericht, an Belohnung und Strafe,

und treibt ihn dazu, es mit der Sünde nicht zu leicht zu nehmen und gewisse, anempfohlene Mittel zu ergreifen, damit die Thatsünden getilgt werden; während ein Ungläubiger vor nichts zurückschreckt, indem er sich selbst zum Mittelpunkt aller seiner Handlungen macht und nichts Höheres über sich anerkennt, dem er Rechenschaft abzugeben hat. — Von den Schulen der evangelischen Missionare wird späterhin die Rede sein.

7. Das weibliche Geschlecht.

Das weibliche Geschlecht wird in Indien absichtlich vernachlässigt. Es seufzt dort unter einem namenlosen Druck, der sich auch darin zeigte, daß häufig weibliche Kinder nach der Geburt, um der Mühe ihrer Erziehung und der Unkosten bei ihrer Verheirathung überhoben zu sein, getödtet wurden. Diese Grausamkeiten dürfen jedoch jetzt in den Besitzungen der britischen Regierung nicht mehr vorkommen, und werden mit aller Macht unterdrückt.

Kleine Mädchen lernen nie Etwas in Indien. Man hält dies für sie ganz überflüssig. Das weibliche Geschlecht darf die Veda's weder hören noch lesen. Man weiß kaum einen Fall, daß eine Frau von Stand lesen oder schreiben kann; es finden nur seltene Ausnahmen statt. Die Hindus können es gar nicht begreifen, wozu das Lesen und Schreiben einer Frau nützen könne, außer etwa um sich mit einem Liebhaber zu verständigen. Die indischen Frauen in Bengal und Hindustan gehen, wenn sie der niedrigsten Kaste angehören, mit freiem Angesicht umher, die der höheren aber tief verschleiert, doch nie mit dem Manne untergefaßt; sie

gehen gewöhnlich ein Paar Schritte hinter ihm. Selbst im Hause sind die Frauen der bessern Stände **Pardanaschin** d. h. sie bleiben hinter dem Vorhang und erscheinen nicht öffentlich; nur die nächsten Verwandten haben Zutritt zu ihnen.

Die Frau betrachtet ihren Mann als das Haupt, während der Mann sie fast wie seine Sklavin ansieht, die nur zu seinem Dienst und zu seiner Lust geschaffen ist. Das Weib ist nicht die treue Gehülfin des Mannes, die mit ihm Freuden und Leiden gemeinsam theilt, sondern es wird ihr selbst durch die Religion eine sehr untergeordnete Stelle angewiesen. Die gesetzliche Bestimmung für dieselbe lautet also: „Tag und Nacht sollen die Weiber im Stande der Unterwerfung gehalten werden. Ein Weib ist nie der Unabhängigkeit fähig. Dies sollen die Männer als höchstes Gesetz betrachten, gültig für alle Klassen und sollen ihre Weiber stets in gesetzlichem Zwange halten. Nie soll ein Mädchen oder eine Frau etwas in ihrem Hause thun nach eigenem Gefallen. Kein Opfer ist einem Weibe erlaubt ohne ihren Mann, kein religiöser Gebrauch, kein Fasten. Eine Frau, welche ihren Mann vernachläßigt, auch wenn er dem Spiele oder Trunke ergeben, oder mit Krankheit behaftet ist, soll drei Monate lang verlassen, und ihr Schmuck und Hausgeräthe ihr genommen werden. Weder durch Verkauf noch durch Flucht kann ein Weib von ihrem Manne gelöst werden. Weiber haben nichts zu schaffen mit dem Text der Veda's; dies ist festes Gesetz.“ Im Gesetz Manu heißt es: „Die Frau hat Alles, was ihr der Mann befiehlt, zu thun, und sollte er ihr selbst gebieten Ehebruch zu begehen, so ist sie verpflichtet ihm zu gehorchen.“ In dem Skandh Purân heißt es: „Das Weib, welches die heiligen Waschungen zu verrichten wünscht, soll die

Füße ihres Herrn waschen und das Wasser trinken, denn ein Mann steht dem Weibe höher als Schankar oder Wischnu. Der Mann ist ihr Gott und Guru (Seelsorger) und Religion mit ihren Uebungen. Deshalb, wenn sie auch Alles verläßt, so soll sie doch ihren Mann anbeten, indem sie ihn als Wischnu anzusehen hat." Spätere Bestimmungen sind etwas milder: „Verheirathete Frauen, heißt es, sollen geehrt und geschmückt werden von Vätern, Brüdern und Gatten; den Weibern werde deshalb beständig Putz, Zierrath und Speise bei Festlichkeiten gereicht, wenn die Männer wünschen in Ueberfluß zu leben."

Die Frau hat die gewöhnlichen Geschäfte im Hause zu besorgen, sie darf sich aber nie mit ihrem Manne zum Essen niedersetzen und zu gleicher Zeit an dem Mahle theilnehmen. Zuerst ißt der Mann, dann das Weib; erst muß sie ihn bedienen und warten, bis er seine Mahlzeit beendet hat. Darauf bringt das Weib Wasser für ihn zum Händewaschen. Die Frau ist aber nicht nur die Dienerin ihres Mannes, sondern selbst ihres eignen Sohnes, wenn er erwachsen ist.

In Indien spricht keine Frau den Namen ihres Gattens aus; sie sagt einfach: Hamárá ádmi „Mein Mann," und geräth in große Verlegenheit, wenn ein Europäer sie darnach frägt, denn die Sitte gestattet es ihnen nicht. Sie sehen sich rechts und links um nach Jemand, der sie aus der Verlegenheit ziehe, weil sie weder gegen den Frager, noch gegen den abwesenden Ehemann Mißachtung zeigen wollen. Hindufrauen wissen, daß wenige Europäer, die ihnen in dieser Beziehung obliegenden Pflichten kennen, und wenn sie in Gerichtshöfe oder nach anderen Orten hingehen, wo sie leicht nach dem Namen ihres Mannes gefragt werden

können, nehmen sie gewöhnlich eines ihrer Kinder oder sonst einen Verwandten mit, der die Worte für sie ausspricht.

Das Hindu-Weib führt das ganze Leben hindurch mit nur sehr wenigen Ausnahmen ein jammervolles Dasein. Sie ist niemals frei und muß sich viel Härte gefallen lassen. Die heiligen Bücher der Hindus sagen, daß ein Weib nur drei Dinge nöthig habe zu wissen: Das Haus zu fegen, zu kochen und sich zu schmücken, um ihrem Manne zu gefallen. Wenn der Mann stirbt, so wird die arme Wittwe häufig von ihren Verwandten hinausgestoßen, und es bleibt ihr meistens nur ein Weg übrig, um ihr Dasein zu fristen, und das ist ein Leben in der Sünde, weil sie nichts gelernt hat und nicht weiß, wie sie sich sonst auf andere Weise ihren Unterhalt verschaffen soll.

In früheren Jahren bestieg die Wittwe den Scheiterhaufen um sich mit dem Leichnam ihres Mannes verbrennen zu lassen und mit ihm im Himmel wieder vereinigt zu werden. Diesen Schritt that aber die Frau nicht etwa aus Liebe zum verstorbenen Manne, sondern weil sie nicht hülflos und verachtet den Wittwenstand verleben wollte. Oft wurde die arme Wittwe auch von ihren Verwandten dazu bewogen, die sich in den Besitz ihrer Juwelen und Kostbarkeiten setzen wollten, oder damit sie ihnen nicht zur Last fallen möchte. Auch der Einfluß der Brahmanen trug viel dazu bei, daß die Wittwe sich mit der Leiche ihres Mannes verbrennen ließ, indem man ihr die bestimmte Hoffnung machte, daß sie dadurch die Seligkeit erlange.

Die fürchterliche Sitte der Wittwenverbrennung, der so viele Tausende in Indien ein Opfer geworden sind, hat jetzt in den Besitzungen der Engländer Gott sei Dank so gut wie aufgehört und darf auch in den noch unabhän-

gigen Ländern, wo sich der britische Einfluß geltend gemacht hat, ebenfalls nicht mehr stattfinden. Es kommen zwar manchmal noch Fälle vor, daß Wittwen verbrannt werden, dann muß es aber heimlich geschehen. Sobald dies herauskommt, werden alle diejenigen, die sich dabei betheiligt haben, von der englischen Regierung als Menschenmörder bestraft. Trotzdem hat die Wittwe noch manche Leiden zu ertragen. Sie darf sich nämlich nicht wieder verheirathen und nach den heiligen Büchern der Hindus des Tages nur einmal und zwar ganz geringe Speise zu sich nehmen; auch darf sie nie wieder auf einer Bettstelle, sondern nur auf der Erde schlafen. In der letzten Zeit sind öfters Versuche, selbst von eingebornen Hindus gemacht worden, die Wiederverheirathung der Wittwen zur Geltung zu bringen, aber dies wird gewiß nicht eher eine herrschende Sitte werden, als bis das Christenthum in Indien die Oberhand bekommen hat.

8. Die Ehe, die Hochzeitsfeierlichkeit und das Familienleben der Hindus.

Der Verehrer des Brahma hält es für seine Pflicht, sich zu verehelichen. Mann und Weib, sagen die Veda's, sind Eine Person, sie gehören so streng zusammen, daß der Mann selbst die Vergehen seiner Frau sühnen kann. Die Ehe darf nur zwischen Solchen geschlossen werden, die aus gleicher Kaste sind d. h. die Frau muß aus demselben Stande sein, dem der Mann angehört. Da Manche dies Gesetz nicht beobachtet haben, entstanden die gemischten oder unreinen Kasten. Die Vielweiberei ist bei den Hindus erlaubt, doch nicht sehr häufig. Zanana's oder Harems finden sich

bei den indischen Fürsten erst seit der Bekanntschaft mit den Muhammedanern.

Die Verheirathung ist bei den Hindus ein bloßer Vertrag zwischen den Eltern. Lebt der Vater der Braut nicht mehr, so hat der älteste Sohn in das Ehebündniß einzuwilligen. Nicht Liebe und Neigung, worauf in Indien keine Rücksicht genommen wird, verbindet die jungen Leute, sondern nur das Uebereinkommen der Eltern, die unter sich abmachen, wie viel Jeder von ihnen denselben als Mitgift am Tage der Hochzeit zu geben habe. Bei der Wahl einer Gattin wird auf Untadelhaftigkeit des Körpers gesehen. Die nächsten Verwandten haben das Recht auf ein Mädchen, aber erst vom dritten Grade der Blutsverwandtschaft an. Die Hindus werden gewöhnlich schon in der Kindheit verlobt. Der Bräutigam ist zur Zeit der Verlobung etwa 8 bis 10 Jahre, die Braut dagegen 2 bis 3 Jahre alt. Stirbt der Bräutigam vor der Hochzeit, die 7 bis 8 Jahr später stattfindet, so wird die Braut als Wittwe betrachtet und darf nicht wieder heirathen.

Die Hochzeitsfeierlichkeit wird mit Opfern, Gesängen, Processionen, Besuchen, Gastmählern, Geschenkegeben, Tanz und Musik begangen und dauert oft mehrere Tage lang. Sobald der günstige Tag der Hochzeit von den Brahmanen in Hindustan, wobei auch die Zeichen- und Sterndeuter zu Rathe gezogen werden, festgesetzt ist, macht sich der junge Mann auf den Weg, begleitet von seinen Verwandten und Freunden, in einem feierlichen Zuge zum Hause der Braut. Der Bräutigam wird stets in einer prächtigen offenen Sänfte oder Palankin getragen, nur bei längern Reisen pflegt er auf der Landstraße einen Elephanten oder ein Pferd zu besteigen. Der Elephant der fürstlichen Per-

sonen ist mit einem schönen Baldachin versehen, der reich mit Gold und Silber gestickt ist. Wenn das Haus der Braut in demselben oder in einem sehr nahe gelegenen Orte ist, so ist der ganze Zug ein Gallazug. Ist das Haus der Braut aber einige Tagereisen entfernt, dann geht der Zug in Galla nur durch Städte und Dörfer, und auf einer noch längern Reise in Pomp nur durch die größeren Städte.

Der Hochzeitszug findet in folgender Weise statt. Voran gehen die Spielleute mit ihren Tamburins, Zimbeln, Waldhörnern und anderen Instrumenten. Die Musik ist jedoch nach unserm europäischen Geschmack sehr schlecht. Hinter den Spielleuten gehen eine Anzahl Männer mit gezogenen Säbeln und Gewehren. Je vornehmer der Bräutigam, desto mehr werden solche Leute angenommen. Fürstliche Personen lassen Silberstäbe vor sich hertragen. Dann folgt der Bräutigam in seiner Sänfte. Vor und hinter ihm gehen am Abend Fackelträger. Hinter dem Bräutigam befindet sich ein großes Gefolge von Verwandten und Freunden, auf Elephanten und Kameelen, zu Pferde und zu Wagen, oder in prächtigen Sänften. Alles ist auf's Schönste und Beste geschmückt. Je mehr Personen eingeladen sind und je länger der Zug ist, desto besser. Um die Hochzeit recht großartig zu machen, werden außerdem noch viele nicht berittene Elephanten, Kameele und Pferde, mit prachtvollen Decken geziert, von Leuten hinterher geführt. Und dann folgen noch viele Diener die zur Verwandtschaft und Freundschaft gehören zu Fuß, so daß der Zug dadurch sehr verlängert wird. Das Ganze nennen die Hindus: Dhúm dhám Pomp oder Gepränge. Bei den geringeren Leuten ist der Zug einfach. Die Gäste folgen dem Bräutigam entweder auf Ochsenwagen oder zu Pferde oder zu Fuß.

Damit der Bräutigam die Braut nicht überrasche, werden besonders bei hohen und fürstlichen Personen Wachtposten ausgestellt. Sobald die Eltern, die Verwandten und Freunde des bräutlichen Hauses Nachricht erhalten haben, daß der Zug des Bräutigams im Herannahen ist, machen sich jene sogleich auf den Weg, um dem Bräutigam entgegen zu gehen. Zur Nachtzeit geschieht es beim Fackelschein. Auf der Stelle, wo sie den Zug antreffen (man sucht es meist so einzurichten, daß man gegen Abend zusammen kommt), wird halt gemacht. Gewöhnlich ist es ein Mangowäldchen, nicht weit vom Hause der Braut. Augenblicklich werden zur Aufnahme der Gäste Zelte aufgeschlagen und die gegenseitigen Geschenke als: Tücher, Juwelen, Elephanten, Pferde, Kühe und dergl. werden dargebracht. Die Brahmanen beider Parteien erhalten bei dieser Gelegenheit auch ihren ansehnlichen Theil. Es geht dann die Mutter der Braut mit den älteren weiblichen Verwandten und Freundinnen und Dienerinnen, von denen jede eine Lampe auf einer messingenen oder silbernen Schale trägt, zum Bräutigam und gratuliren ihm in singender Weise. Darauf bringt der Purohit oder Hauspriester des Bräutigams diesen zum Purohit von dem Hause der Braut, welcher denselben segnet und von ihm die üblichen Huldigungen und Geschenke empfängt.

Sind die oben angeführten Ceremonien vorüber, so beginnt der Hochzeitsschmaus, an dem alle geladenen Gäste, Männer und Frauen, Antheil nehmen. Die Frauen sind jedoch den Blicken der Männer nicht ausgesetzt. Erstere befinden sich in verhängten Zelten, von denen sie, obgleich ungesehen, die sich gütlich thuenden Männer gut beobachten können. Sie ergehen sich dann während des Essens in allerlei humoristischen, stichelnden und witzelnden Reden über die

Männer im Allgemeinen, sowie über einzelne gegenwärtige Persönlichkeiten. Diese müssen aber jetzt Alles einstecken, weil der Anstand es ihnen nicht gestattet den Frauen zu antworten, oder ihnen ihren Unwillen zu zeigen. Während des Essens werden hauptsächlich die Purohits genöthigt, recht viel zu genießen, denn je mehr diese essen, desto größerer Segen, glaubt man, wird dem jungen Paare zu Theil.

Nach dem Essen kommt Tanz und Musik von dazu gemietheten Leuten, doch betheiligt sich Niemand dabei von den Gästen. Es giebt eine besondere Kaste von Tänzern und Spielleuten. Der Tanz wird von Frauen und Eunuchen, die als Frauen verkleidet sind, einzeln aufgeführt; denn der Tanz wie im Occident wird für unanständig angesehen. Der indische Tanz besteht in weiter nichts als in verschiedenen Gestikulationen, in Drehungen und Wendungen des Körpers, die mancherlei Dinge vorstellen sollen, wobei Einige unter Musikbegleitung singen. Außerdem werden zur Belustigung der Gäste Puppentheater und allerlei Spiele: als Fechten, Ringen 2c. aufgeführt; auch werden Feuerwerke veranstaltet.

Während die Hindus im gewöhnlichen Leben höchst sparsam sind, zeigen sie sich bei dieser Feier äußerst verschwenderisch. Die Festlichkeit dauert oft mehrere Tage und kostet den Leuten schweres Geld. Viele Hindus gerathen darüber in große Schulden, so daß sie mit der Abzahlung Jahre lang zu thun haben. Doch hindert sie das nicht die Hochzeitsfeier für ihre Verhältnisse so großartig wie möglich zu machen, um ihre Ehre und Ansehen zu behaupten und von Andern nicht beredet zu werden.

Gegen das Ende der Festlichkeit bekommt der Bräutigam die Braut zu sehen. Der glückliche Augenblick für das Zusammentreffen der Verlobten wird von den Brahmanen

angezeigt. Der junge Mann wird dann zur Braut geführt und diese entschleiert. Er sieht sie nun zum ersten Mal und muß mit ihr zufrieden sein, mag sie schön oder häßlich, wohlgewachsen, oder durch mancherlei Gebrechen entstellt sein. Auch die Jungfrau sieht jetzt, was sie erhalten hat, ob einen ordentlichen oder einen unordentlichen Menschen, von schöner oder häßlicher Gestalt. Darauf wird die religiöse Weihe oder Einsegnung vollzogen. Dem jungen Manne wird von dem Brahmanen das Versprechen abgenommen für die Frau zu sorgen, diese dagegen hat zu geloben ihrem Manne treu und dienstbar zu sein. Zum Schluß wird als Zeichen der ehelichen Verbindung ein Zipfel des Brautschleiers mit dem einem Ende von dem Gewande des Bräutigams zusammen gebunden, und es werden einige Segensformeln in Sanskrit vom Brahmanen über das junge Ehepaar gesprochen. Der Bräutigam tritt dann seine Rückreise an und begiebt sich nach Hause, während die Braut ihm entweder gleich hinter dem Zuge oder in einigen Tagen und Wochen in einem verschlossenen Palankin, der mit einer rothen Decke behangen, welche nur eine kleine Oeffnung zum Durchsehen hat, nachfolgt. Die aus den bessern Ständen erhalten eine oder mehrere Dienerinnen zur Begleitung.

Der Brautzug ist bei den Reichen und Vornehmen oft eben so prächtig und stattlich, wie der des Bräutigams, nur daß die Braut lauter weibliche Personen in ihrem Gefolge hat, die in Sänften oder verschlossenen Ochsenwagen nachfolgen. Wenn sie auf einem langen Zuge in einem Mangowäldchen Halt machen, um sich dort auszuruhen, dann lagert sich die ganze weibliche Gesellschaft am einen Ende des Wäldchens, die Männer, die Wagenführer und Palankinträger dagegen lassen sich am andern Ende nieder.

Der Abschied der Braut ist vom Hause der Eltern mit Klagen und Weinen verbunden; ja die ganze Reise ist mit einer Klagereise zu vergleichen. Die Hindusitte gebietet dies, um zu zeigen, wie schwer es ihr fällt, sich von den Eltern, Geschwistern und Freundinnen zu trennen. Oft kann man hören, wie das Weinen ein erzwungenes ist. Zuweilen mag das Weinen und Klagen aber auch einen tieferen Grund haben, weil das arme Geschöpf weiß, daß jetzt ihre schöne Jugendzeit dahin ist, und sie nun in die Knechtschaft und Botmäßigkeit des Mannes geräth, von dem ihr vielleicht keine Liebe zu Theil wird. Bei ihrer Ankunft empfängt sie der Bräutigam mit seinem Gefolge schon außerhalb des Orts und führt sie dann heim.

Blicken wir noch auf das Familienleben. Der Hindu weiß nur wenig von einem häuslichen Glück. Er ist zwar von Natur gutmüthig und zeigt eine große natürliche Liebe zu seinen Angehörigen, aber seine Religion, besonders die religiösen Vorschriften in Beziehung auf das weibliche Geschlecht (siehe Seite 147) macht ihn oft unnatürlich und veranlaßt ihn zu manchen Härten, ja Grausamkeiten. Die Liebe, das Lebens-Element, kann darum in den indischen Familien nicht recht aufkommen. Die Frau nimmt im Hause mehr die Stellung einer Sklavin als die einer Hausmutter ein. Die Behandlung, welche die Kinder erfahren, ist entweder eine solche, daß man ihnen gestattet in ihrer Verkehrtheit aufzuwachsen und ihre eigenen Wege zu gehen, oder man kümmert sich wenig um sie und behandelt sie mit großer Grausamkeit. Die Mädchen werden im Allgemeinen als eine große Last angesehen; kommt ein Hindu in Noth, so verkauft er dieselben und giebt sie dem Elende preis. Und die Kinder behandeln ihre alten Eltern nicht besser. Gar häufig

werden die alten, schwachen Eltern von ihren Kindern schrecklich vernachlässigt und müssen von ihnen viel Härte erfahren. Allenthalben sind sie ihnen im Wege und werden, wenn sie krank sind, nicht mit zärtlicher Liebe und Sorgfalt gepflegt, sondern man sucht wo möglich ihr Ende zu beschleunigen. Denkt man, daß sie dem Sterben nahe sind, so bringt man sie in Bengal schon frühzeitig zum Ganges, damit sie dort und nicht in der Familie den Geist aushauchen. Man thut dies deshalb, damit das Haus durch den Todten nicht verunreinigt wird, was manche Unkosten und Unbequemlichkeiten verursacht, die man sich gern ersparen will.

Während der Ehe findet bei den Hindus Gütergemeinschaft statt. Der Mann hat für Frau und Kinder zu sorgen. Nach dem Tode der Frau fällt das Vermögen der Frau, falls sie kinderlos stirbt, dem Manne zu; sind aber Kinder da, so erhalten diese die Mitgift der Mutter. Das Wiederverheirathen macht die indische Wittwe ehrlos; früher wurde sie alles Schutzes, Ansehens und Schmuckes ja sogar der Kinder beraubt.

9. Das Hindubegräbniß.

Das Begräbniß oder die Bestattung der Todten ist bei den Hindus, je nachdem sie der einen oder andern Sekte angehören, etwas verschieden, doch ist die Sitte die Todten zu verbrennen, unter ihnen allgemein verbreitet. Nur die Weberkaste und einige kleine, religiöse Sekten der Hindus, wie auch einige Gebirgsstämme im Norden und Süden von Indien, begraben ihre Todten, was aber für ketze-

risch gehalten wird. Aus diesem Grunde finden wir in jenem Lande außer den muhammedanischen und europäischen keine Kirchhöfe, denn die heiligen Bücher gebieten, den Leichnam auf dem Scheiterhaufen zu Asche zu verbrennen. Die geweihten Plätze zum Verbrennen der Leichen sind gewöhnlich die Ghâts oder Landungsplätze am Ufer irgend eines heiligen Flusses. Nachdem der Tode verbrannt ist, wird die Asche in den Ganges geworfen.

Wenn ein Hindu in Hindustan dem Tode nahe ist, so wird er mit dem heiligen Ganges-Wasser besprengt oder übergossen, und er trinkt auch davon, damit ihm seine Sünden vergeben werden. Manche führen in das Krankenzimmer eine Kuh hinein. Man steckt dann dem sterbenden Manne den Kuhschwanz in die Hände und sagt ihm, daß er daran festhalten möchte, indem sie ihn versichern, wenn er mit dem Kuhschwanz in der Hand sterbe, so werde ihn die in der Kuh wohnende Gottheit in den Himmel aufnehmen. Sogleich nach dem Hinscheiden eines Hindu versammeln sich die Verwandten und Klageweiber im Trauerhause, welche ein lautes Geschrei erheben, und durch Klagen und Heulen ihre Theilnahme zu bezeugen suchen. Die Weiber zerraufen ihr Haar und schlagen an die Brust als Zeichen des Mitleids Einige Kasten singen Trauergesänge und machen eine klägliche Musik.

Bei der Leichen-Ceremonie muß stets ein Brahmane gegenwärtig sein. Dieser segnet die Leiche ein, reinigt das Haus durch Besprengung mit Weihwasser und opfert den Göttern. Hierauf nennt der nächste Verwandte des Verstorbenen den Namen desselben und bittet mit den Umstehenden die Götter, ihm seine Sünden zu vergeben und den Himmel zu schenken. Nun wird wieder geopfert, der Priester ver-

richtet seine Gebete, murmelt der Leiche mehrere Worte in's Ohr und erhält dafür ein ansehnliches Geschenk. Die Trauernden bitten dann den Brahmanen, dem Verstorbenen zur Reinigung der Sünden zu verhelfen, und auch für diesen Akt wird er reichlich belohnt. Die Leiche wird darauf gewaschen, das Zeichen der Kaste auf die Stirn gedrückt, ein reines Gewand angethan und ihr Betel in den Mund gegeben. Dann tragen in Hindustan die Doms (eine unreine Kaste) den Leichnam auf einer ganz einfachen Sänfte zum Scheiterhaufen und rufen beim Tragen derselben: Rám nám sat hai, Rám nám sat hai" d. h. der Name des Ram ist der wahrhaftige, der Name des Ram ist der wahrhaftige. Sie wollen damit sagen: „Ram ist der wahre Gott, und was er macht, das ist gut." Hinter ihnen folgen die Trauerleute, in langen, einfachen Gewändern nebst Klageweibern. Das Leichenbegängniß beschränkt sich nur auf die nächsten Verwandten und Bekannten, welche ebenfalls in den Ausruf der Träger einstimmen. Nachdem der Leiche Nägel und Haare beschnitten sind, wird sie auf den Scheiterhaufen gelegt und ihr Butter, Reis und geronnene Milch in die Hände, Mund und Ohren gethan; dann wird sie unter dem Klagegeschrei der Weiber und Verwandten verbrannt. Die Reichen unter den Hindus werfen außerdem noch Sandelholz auf den Scheiterhaufen und gießen geschmolzene Butter und Pech darauf aus.

Sobald die Raubvögel das Verbrennen der Leiche wittern, versammeln sie sich in großen Schaaren am Ufer, wo sie in langen Reihen sitzen. Daher kann man von ihrer Anwesenheit stets auf die Nähe eines Leichnams schließen.

Das Geschäft, den Scheiterhaufen anzuzünden, hat der nächste Verwandte, der Sohn, wenn ein solcher da ist, der

Aelteste, wenn mehrere Söhne sind, zu besorgen. Hierauf reinigen sich Alle durch Baden und opfern abermals den Göttern. Die Knochen, welche nicht verbrannt sind, werden in den Ganges geworfen. Drei oder vier aus der Verwandtschaft, welche dem Verstorbenen den letzten Dienst erweisen, werden gewöhnlich unrein. Nach dem Begräbniß sind die Hindus darauf bedacht, die nöthigen Todtenopfer zu bringen, damit die Seele des Verstorbenen rascher aus dem Läuterungszustande — eine Art Fegfeuer — in den Himmel komme. Denn nur Heilige und Büßende empfangen sogleich ohne weitere Nachhülfe, die Seligkeit. Damit die Seele nicht in der Luft schweben darf, wird zu ihrer Beruhigung, unmittelbar nach dem Verbrennen der Leiche, ein Opfertrank, welcher sich genau nach dem Grade der Verwandtschaft richtet, den Göttern dargebracht. Es besteht gewöhnlich in einem zehntägigen Opfer von Reiskuchen und im Wassersprengen. Die Vorhallen der Tempel und die heiligen Pipalbäume dienen häufig zur Opferstätte. Der Hindu der kinderlos stirbt, hält sich deshalb für höchst unglücklich, weil Niemand für ihn nach seinem Tode die erforderlichen Todtenopfer verrichten kann.

Manche der Hinterbliebenen gehen später nach dem berühmten Wallfahrtsort Gaya, um dort für den Verstorbenen die Todtenopfer zu bringen, damit der Zustand seiner Seele nach dem Tode im Fegfeuer erleichtert werde. Oft geben reiche Hindus so viel Geld, wie schwer ein Mensch wiegt, damit der Dahingeschiedene desto sicherer und gewisser den Himmel erlange. Andere dagegen besuchen den wichtigen Wallfahrtsort Benares, Allahabad oder eine andere Stadt, und baden sich daselbst, wodurch sie für den Verstorbenen Segen zu erlangen hoffen.

Es ist zwar Vorschrift, daß die Leiche verbrannt werden soll, doch giebt es viele Hindus, welche zu arm sind, um die Kosten des nöthigen Brennholzes für den Scheiterhaufen und für die von dem Brahmanen zu verrichtenden Ceremonien zu bestreiten. Diesen bleibt daher nichts anderes übrig als die Leiche, nachdem das Gesicht ein wenig angebrannt ist, — ja Viele thun auch das nicht einmal — in den heiligen Ganges zu werfen.

In Bengal pflegt man den Kranken, wie schon an einem andern Orte erwähnt worden, wenn man ihn dem Tode nahe hält, während er noch am Leben ist, nach dem Begräbnißplatz, nach dem Ufer des Ganges zu tragen; denn man hält es dort für das größte Unglück, wenn Jemand zu Hause stirbt. Am Ufer des Flusses wird von den Reichen für den Kranken eine Art Thronhimmel errichtet, damit er vor Regen und den heißen Sonnenstrahlen geschützt ist, bis er seinen Geist aushaucht; die Meisten müssen sich aber mit einer Matte begnügen und sind jeder Unannehmlichkeit der Witterung, am Tage der Hitze und in der Nacht dem kalten Nebel ausgesetzt. Ja Manche haben auch dies nicht einmal und müssen auf dem schlammigen und lehmigen Ufer ausgestreckt liegen. Ihre Qual wird daher vermehrt und die Stunde der Auflösung beschleunigt. Und wenn diese Elenden und Hülflosen sich vor Schmerz drehen und winden, so wird ihnen nichts zu ihrer Erleichterung dargereicht. Beabsichtigt aber ein Europäer ihnen ein Heilmittel zu geben, so wird das Anerbieten verächtlich zurückgewiesen.

Die Verwandten ermahnen den Sterbenden die Namen der vornehmsten Götter zu nennen, und wenn er es nicht mehr im Stande ist, so thun sie es für ihn. Sie beschmie-

ren seine Brust und Stirn mit dem Schlamm und schreiben darauf den Namen seines Schutzgottes. Dann macht sich auch der dienstthuende Priester daran, die letzte Todesceremonie zu verrichten, indem er Schlamm und Wasser in den Hals des Kranken hineingießt und ausruft: „O Mutter Ganges, empfange seine Seele!“ Wenn nun der sterbende Mann durch die Gewalt, die man anwendet, aus seiner Betäubung und Bewußtlosigkeit erwacht, seine letzten Kräfte zusammen nimmt und seine Freunde flehendlich bittet, doch davon abzustehen indem er noch nicht zu sterben wünsche, so achtet man nicht auf sein dringendes Bitten und den kläglichen Ausdruck seines Angesichts. Sein Bitten wird vielmehr durch den lauten Ruf: „Harri bol! Harri bol!“ Gott erhöre uns! Gott erhöre uns! verdrängt, und man fährt fort seinen Mund mit Wasser zu füllen, bis er endlich stirbt.

Es ist unmöglich, genau anzugeben, welche Ausdehnung diese unmenschliche Sitte, wodurch jedes bessere Gefühl in der Brust des Hindu unterdrückt wird, erlangt hat. Viele Tausende werden durch diese grausame Handlung in jedem Jahre in Indien einem frühzeitigen Tode geweiht. Ein glaubhafter Zeuge berichtet, daß man besonders in den höheren Ständen kaum Einem gestattet, ruhig zu Hause zu sterben. Ja man geht selbst so weit, daß, wenn der Kranke, an dem bereits die Todesceremonie vollzogen ist, nicht stirbt, er von seinen Verwandten und von seinem Volke für einen Verworfenen und Geächteten gehalten wird, was oft schwerer als der Tod zu tragen ist, und er darf nie wieder nach seinem Hause zurückkehren.

Etwa 12 Meilen im Norden von Calcutta giebt es zwei Dörfer, welche von solchen Hinausgestoßenen bewohnt werden. Diese haben, weil sie den unmenschlichen Ritus am

Ganges zu sterben überlebten und ihre Kaste verloren, dort ihre Zuflucht genommen, wo sie sich untereinander verheirathen und mit den Arbeiten der niedrigsten Kaste beschäftigen.

Die Sitte die Leichen in den Ganges zu werfen, verursacht eine recht große Unannehmlichkeit. Denn die Leichen, welche man in den Fluß vermittelst angebundener Steine und Ziegel hineinsenkt, werden nach einigen Tagen, sobald der Prozeß der Verwesung angefangen, leichter und kommen, wenn sie sich der Last, wodurch man sie in der Tiefe erhielt, entledigt haben, auf die Oberfläche des Wassers. Die Leichen werden dann von der Strömung schwimmend den Fluß hinuntergetrieben, bis sie vielleicht am Ufer oder an einer Sandbank liegen bleiben, wo sie von Raben, Weihen, Geiern, Hunden und Schakalen begierig verschlungen werden, die knurrend, krächzend und kreischend die Skelette und verstümmelten Glieder hin- und herziehen und bei dem schrecklichen Mahl um ihren Antheil kämpfen. Die Hindus sind an diese Scenen so gewöhnt, daß sie im Allgemeinen sich nichts dabei denken. Nicht weit von einem solchen Fleck entfernt, kann man oft Menschen beiderlei Geschlechts sehen, welche sich im Flusse baden, lachen und scherzen, während Andere beten oder singen, ihre Kochgefäße scheuren, Kleider waschen, ihren Mund und Zähne reinigen, das Wasser trinken, ihre Gefäße damit anfüllen und für den häuslichen Gebrauch nach Hause tragen; denn sie sagen: „Der Ganges reinigt Alles.“ Jeden Tag sieht man die Leichen auf dem Flusse hinunterschwimmen, auf welchen Krähen und Weihen sitzen, die herumpicken und davon zehren. Das merkwürdige bei diesen Raubvögeln ist, daß sie, sobald sie eine Leiche finden, derselben zuerst die Augen aushacken.

In Calcutta werden die Leichen zwischen den Kähnen und Schiffen, die vor Anker liegen, von der Ebbe und Fluth hin- und hergetrieben. Die Zahl derselben, die dort in den Hugly an jedem Tage hinein geworfen wird, ist manchmal sehr groß. Da die Leichen durch die Strömung und Biegung des Flusses oft an's Ufer geworfen werden und durch ihre schnelle Verwesung die Luft verpesten und noch viele andere Unannehmlichkeiten hervorrufen, so hat die indische Regierung eine Polizeimannschaft angestellt, die den ausdrücklichen Befehl hat alle Leichen, welche schwimmend gefunden werden, in die Tiefe zu versenken.

Der Grund, warum die Hindus um das Schicksal der irdischen Ueberreste ihrer Freunde und Verwandten sich so wenig kümmern und gleichgültig zusehen, wie die verstümmelten Leichname ihrer Angehörigen, mit denen sie verkehrten, wie ein gewöhnliches Aas von den Raubthieren und Raubvögeln herumgezerrt und verschlungen werden, ist hauptsächlich in ihrer Religion zu suchen. Obgleich die Hindus sehr verderbt sind, so haben sie doch edlere und bessere Gefühle. Es wird ihnen aber gelehrt, daß die Sünde ihren Ursprung und Sitz in den leiblichen Organen habe, und so lange die Seele mit der Materie in Verbindung steht, ist sie den Reizungen und Lockungen zur Sünde, der Täuschung und dem Betruge ausgesetzt, was sie unfähig macht Wahres und Falsches, Gutes und Böses von einander zu unterscheiden. Und da der Leib als das größte Hinderniß für die Befreiung der Seele von Irrthum und Sünde angesehen wird, so hält man seine gänzliche Vernichtung für kein Uebel, sondern für eine Wohlthat.

10. Die Seelenwanderung.

Die Hindus glauben, daß die Seele unsterblich und unzerstörbar ist, doch ist sie dies nicht als ein Einzelwesen, welche das Selbstbewußtsein der Persönlichkeit hat, sondern als ein ergänzender Theil des göttlichen Wesens, welches das Weltall erfüllt. Von der Auferstehung des Leibes aber, und daß die Seele denselben wieder beleben werde, haben sie keine Idee, sondern sie nehmen nur an, daß die Seele, ehe sie von jenem das Weltall erfüllenden Wesen wieder aufgenommen wird, durch viele tausend Menschen- oder Thier-Körper zu wandern habe.

Der Glaube an eine Seelenwanderung, nämlich, daß die Seele nach dem Tode in andere Körper übergeht, ist unter den Hindus ganz allgemein und wird sowohl in den Veda's als andern heiligen Büchern gelehrt. Der Tod ist in ihren Augen weiter nichts, als daß die Seele ihre äußere Gestalt abwirft, wie der Schmetterling seine Flügel, um eine andere anzunehmen, dieselbe mag ihr angenehm sein oder nicht, welche aber ebenfalls nur vorübergehend ist. Die Seele des Menschen kann bei der nächsten Geburt in irgend ein Thier oder in einen andern Gegenstand übergehen, oder auch wieder als Mensch erscheinen.

Die Hindus glauben, daß die Seele des Menschen, welche von Gott ausgegangen ist, in ihn zuletzt auch wieder aufgehe. Abgefallen von Gott, ist sie auf diese Erde verbannt, damit sie in diesem Prüfungsstande geläutert und der Erneuerung fähig werde. Die körperliche Gestalt, sagen sie, ist nicht der Anfang des Daseins der Seele, ebenso ist die Auflösung derselben nicht das Ende ihres Bestehens; denn sie lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Des Menschen Leben

im Körper sei eine Strafe, die er in einem früheren Dasein verschuldet habe. Der Körper dient der Seele nur zum einstweiligen Aufenthalt, denn sie ist genöthigt fortwährend ihre Wohnung zu wechseln und muß zu ihrer Reinigung und Läuterung eine Wanderung durch verschiedene Thier-, Pflanzen- und Mineral-Körper antreten, ehe sie die höchste Seligkeit genießt. Das Streben der Seele ist nach Wiedervereinigung mit Brahm, dem höchsten Geiste, mit dem sie zuletzt auch wieder Eins wird, wie das Wasser eines zerbrochenen Gefäßes mit dem Meere. Der Zweck, warum die Seele durch viele tausend Gestalten während der Dauer des gegenwärtigen Weltalls zu wandern hat, ist, damit sie dadurch ihre Schuld büße. Die Götter sind einer solchen Seelenwanderung nicht unterworfen; sie sind frei von der Absorption und genießen die höchste Seligkeit.

Die Hindus, die wie andere Völker in dem zukünftigen Leben verschiedene Grade von Belohnung und Strafe annehmen, glauben, daß es drei Grade der zukünftigen Seligkeit giebt. Der erste Grad der Seligkeit, meinen sie, bestehe darin, wenn die Seele findet, daß sie in der nächsten Geburt in Folge eines erlangten Verdienstes in der vorhergehenden, eine Stufe höher gestiegen ist. Diese Seligkeit ist aber nur von kurzer Dauer. Denn eine Begehungs- oder Unterlassungssünde kann die Seele aus dem höheren Zustande bei der nächsten Wanderung in einen niederen versetzen.

Der zweite Grad der zukünftigen Seligkeit besteht in dem Genuß von sinnlichen Vergnügungen, und daß die Seele gewürdigt wird, sich in dem Himmel des einen oder des andern Gottes, auf kürzere oder längere Zeit, aufzuhalten. Der niedrigste Himmel ist der des Indra und der höchste der

des Brahma. Sobald der Schatz des Verdienstes erschöpft ist, muß die Seele wieder auf die niedere Welt herabsteigen und durch eine neue Reihe von Gestalten wandern.

Der höchste Grad der zukünftigen Seligkeit wird von dem Hindu „das höchste Gut", die ewige Seligkeit genannt. Diese Seligkeit indessen besteht aber nicht in der Thätigkeit, sondern in der Ruhe, nicht in dem persönlichen, selbstbewußten Genuß des Großen, Schönen und Erhabenen, sondern vielmehr nur in der Befreiung von Schmerz und Leiden. Sein Ziel ist, daß die Seele von der Materie befreit in das Wesen des Brahm, den höchsten Geist, aufgeht und von ihm völlig absorbirt wird, weil sie dann nicht nöthig hat auf der Erde wieder zu erscheinen, sondern während der Dauer des gegenwärtigen Weltalls in Brahm eine bewußtlose Ruhe genießt.

Was die Gottlosen anbetrifft, so sinken diese bei der nächsten Geburt auf eine tiefere Stufe, die Gottloseren werden zu einer oder zur andern von den unzähligen Höllen gesandt, oder sie werden genöthigt auf Erden in einer thierischen, vegetabilischen, oder mineralischen Form zu erscheinen, ehe sie eine menschliche Gestalt annehmen dürfen; die Gottlosesten dagegen sind dazu verurtheilt, das Weh und Elend der Vernichtung zu erfahren, bis zur Zeit der Auflösung aller Dinge. Darüber wird in den Veda's und Schaster's Folgendes gelehrt: „Wer Gold stiehlt, welches einem Brahmanen gehört, wird in der nächsten Geburt Nagelgeschwüre an den Fingern bekommen; derjenige, welcher geistige Getränke trinkt, wird schwarze Zähne erhalten; wer einen Andern verläumbdet, dessen Athem wird stinken; wer ohne Erlaubniß die Veda's liest, wird stumm sein; wer Kleider stiehlt, wird ein Aussätziger werden. Wegen des Diebstahls

eines Pferdes wird der Mensch in der nächsten Geburt lahm geboren, und wegen des Diebstahls einer Lampe blind werden. Für andere Vergehungen sind andere entsprechende Strafen bestimmt.

Was die Gottlosesten anbetrifft, so müssen sie zuerst viele Höllen durchwandern und die Strafen ihrer Vergehungen büßen, ehe sie wieder in irdische Körper versetzt werden. Mit Weinen, Wehklagen und Geschrei werden sie nach dem Palast des Dscham „des Pluto", dem Könige und Richter der Unterwelt, hingeschleppt. Das Urtheil wird dann über sie gefällt, und nach der Natur ihrer ungesühnten Verbrechen müssen sie sich verschiedener Strafen unterziehen. Einige werden wilden Thieren preisgegeben, und von Elephanten angefallen; Andere werden von fürchterlichen Gespenstern und Kobolden geplagt; wiederum müssen Andere eine schreckliche Hitze oder Kälte ertragen; oder sie werden mit Pfeilen durchbohrt, mit Keulen geschlagen, und auf andere Weise gemartert.

Die Hindus glauben, daß vor Dscham jede Seele nach dem Tode zu erscheinen habe. Sie sagen, daß sich dem Sterbenden zwei Diener des Dscham und ein Diener des Wischnu nahen. Ist der Sterbende ein treuer Verehrer seines Gottes gewesen, so bringt der Diener des Wischnu seine Seele auf einen sehr schönen Wagen in den Himmel, war er aber ein Sünder, so führen ihn die Diener des Dscham hinab nach der Hölle. Dscham vernimmt von seinem Schreiber Alles, was der Verstorbene gethan hat, denn dieser kennt die Thaten eines jeden Erdenbewohners. Der Verstorbene wird zunächst wieder zur Erde geschickt um dort als ein Dämon zehn Tage herumzuschwärmen und empfängt darauf sein Endurtheil. Daher geschieht es, daß die

Hindus die ersten zehn Tage nach dem Tode eines Verwandten von allen Speisen, welche sie genießen wollen, einen Theil davon den Krähen vorsetzen, in der Meinung, daß durch diese Vögel die herumstreifende Seele des Verstorbenen Nahrung erhalte.

Was die Freuden der Frommen im Himmel, und die Qualen der Gottlosen in der Hölle anbetrifft, so nimmt das Volk an, daß Beides nicht ewig ist. Keine schuldbeladene Seele kann den Gedanken der ewigen Höllenstrafen ertragen. Dies ist ohne Zweifel auch die Ursache, warum unter den Hindus in der Lehre von der Seelenwanderung der Glaube an das Fegefeuer, welcher in den Schaster's gelehrt wird, aufgekommen ist. Die Qualen einer Seele sollen von etlichen bis zu Millionen Jahren dauern, doch zuletzt haben sie ein Ende. Denn sobald die Schuld gebüßt ist, erscheint die Seele auf Erden in einer mineralischen, vegetabilischen und thierischen Form, bis sie endlich die menschliche Gestalt annimmt, von Stufe zu Stufe höher steigt, und am Ende zum Aufenthalt im Himmel des einen oder des andern Gottes gewürdigt wird. Mit jeder Seele kann es dahin kommen, ausgenommen sie ist schon in Gott aufgegangen, daß sie während der vielen Millionen von Jahren, welche die Dauer dieses Weltalls ausmachen, entweder zu dem Range der Fürsten und Weisen erhoben, oder zu den Gestalten der kriechenden Thiere und anderer unheimlichen Wesen erniedrigt wird, und daß sie abwechselnd die sinnlichen Freuden des Hindu-Paradieses genießt oder die Qualen der Hölle erduldet. Doch sobald der Tag der Auflösung aller Dinge gekommen ist, dann werden alle Seelen, sie mögen im Himmel, auf Erden oder in der Hölle sein, und ebenso alle Welten in dem großen Himmelsraume, mit Allem was dar-

auf ist, in das Wesen des höchsten Geistes aufgenommen und von ihm gänzlich absorbirt. Aber auch dann erhält die Seele noch keine ewige Ruhe. Denn nachdem Millionen von Jahren vergangen sind, wo sie sich in dem Zustande der Bewußtlosigkeit befindet, erwacht zuletzt Brahm und ruft auf's Neue das Weltall in's Dasein. Dann gehen dieselben Seelen aus ihm wieder hervor mit dem ihnen eigenthümlichen Gepräge ihres Charakters, welches mit den Anlagen ihres früheren Zustandes in Verbindung steht, und sie haben sich wiederum einem endlosen Kreise von Verwandlungen, Wanderungen und Geburten zu unterziehen. So ist es mit allen Seelen schon von Ewigkeit her gewesen, und so wird es auch bleiben in alle Ewigkeit.

Der Glaube an eine Seelenwanderung übt auf das Volk einen höchst nachtheiligen Einfluß aus. Denn obgleich die Hindus von Natur mild und gesellig sind, und zu ihren Freunden und Verwandten Liebe und Zuneigung offenbaren, so zeigen sie doch dadurch, daß ihnen von Jugend auf falsche Ansichten beigebracht werden, im Allgemeinen eine große Kälte und Gleichgültigkeit gegen den Tod, und sind unbekümmert um das Leiden und das Leben des Nächsten, ja selbst gegen das Elend der Mitglieder ihrer eignen Familie, wenn sie auch gegen dieselben keine Feindschaft haben. Es geschieht ihrerseits wenig oder gar nichts für die Armen, Kranken, Krüppel, Blinden und andere unglücklichen Personen. Es werden für sie keine Armen- und Krankenhäuser und andere wohlthätige Anstalten erbaut, indem man diese Elenden in Folge von Vergehen einer früheren Geburt jetzt zu leiden für schuldig hält. Man sieht es für kein Verdienst an, ihnen eine Erleichterung zu verschaffen. Gebunden durch die Ketten ihrer eignen Sünde müssen sie das Loos, welches ihnen

das Schicksal auferlegt hat, tragen und dürfen nicht eher auf Befreiung rechnen, bis sie die Strafe ihrer Uebertretung vollständig gebüßt haben.

Der Gedanke an Buße und Umkehr zu Gott, um die traurigen Folgen der Sünde abzuwenden, kommt den Hindus nicht in den Sinn, denn sie wissen nicht, daß Gott gnädig, geduldig und von großer Güte ist, und daß er keinen Gefallen hat am Tode des Sünders, sondern, daß sich der Gottlose bekehre von seinem Wesen und lebe. Sie halten es auch für ganz unnütz ihre Sünden Gott zu bekennen und auf seine Gnade und Barmherzigkeit zu hoffen, denn sie denken, da sie an das Schicksal und die Seelenwanderung glauben, daß die Strafen der Sünden einer früheren Geburt erduldet werden müssen.

Was Einem in Indien auffällt ist, daß die Hindus, welche unbekümmert über das Elend ihrer Mitmenschen sind, ein außerordentliches Mitgefühl und große Barmherzigkeit gegen Thiere offenbaren, indem sie sagen „**Dschiu daya bhara dharm hai,**“ d. h. Barmherzigkeit gegen Thiere ist eine große Gerechtigkeit. Es hängt dies theils mit ihrer Lehre von der Seelenwanderung, nach der in irgend einem der Thiere die Seele eines ihrer Verwandten sein kann, theils mit einer andern Ansicht zusammen. Jede Verletzung eines Insekts oder einer Blume erscheint nämlich dem Hindu als ein Vergehen gegen die Gottheit, während er auf der andern Seite oft selbst die grausamste Behandlung der Seinigen oder auch seines eignen Leibes bei seinen Büßungen für kein Unrecht hält, weil er den Sitz des Bösen in der Materie sucht. Es giebt Tausende, die keine Sünde anerkennen wollen, aber es sich zur großen Sünde anrechnen, wenn sie aus Versehen etwas Lebendiges getödtet haben, wenn es

auch nur ein Insekt wäre, denn das Lebensprincip ist dem Hindu das Heiligste.

Es giebt Hindu=Heilige, welche die Thiere nicht allein gut mit Futter versorgen, sondern auch weder im Hause noch sonst wo ein Feuer oder Licht anzünden, welche die Kleider nicht waschen und keine Schuhe tragen, damit nicht unvermuthet ein Insekt oder ein anderes kleines Thier getödtet werde. Oft begegnet man auf den Straßen und Märkten der Stadt auch solchen Personen, die nie ausgehen, ohne ein Tuch vor den Mund gebunden zu haben, damit nicht etwa ein Insekt in den Mund oder die Nase fliege und auf diese Weise seinen Tod finde. Wenn die Hindus beabsichtigen ihr Essen zu kochen, so kehren sie vorher den Platz recht sorgfälig, damit kein Würmchen oder Insekt verbrannt werde. Ein so großes Gewissen sie sich aber auch daraus machen, daß nicht das geringste Würmchen getödtet werde, damit sie nicht ihre Seligkeit verlieren, so lassen sie doch das Wichtigste im Gesetz, die Liebe zum Nächsten, dahinten.

11. Der indische Pantheismus.

Die Religion der Hindus ist Brahmaismus, derselbe zerfällt aber in den Pantheismus und in den Polytheismus. Ersterer ist mehr die Religion der Gebildeten, letzterer dagegen die Religion des Volkes. Der Pantheismus ist der Glaube, daß die Welt oder das Weltall Gott, oder Gott die Welt ist, und der Polytheismus ist der Glaube an eine Vielgötterei. Die Anhänger des einen oder andern Glaubens finden ihren Mittelpunkt in dem Glauben, daß es einen großen Weltgeist giebt, der die Quelle

und der Bestand aller vernünftigen und unvernünftigen Geschöpfe, der sichtbaren und unsichtbaren Dinge ist.

Die Hindus haben ebenso, wie andere Völker, ihre Religionsbücher, aus denen sie sich über Gott, sein Wesen und seine Werke eine Kenntniß zu verschaffen suchen. Es sind dies die vier Veda's, die sechs Schasters und die achtzehn Purân's. Von diesen werden die vier Veda's als die ältesten religiösen Urkunden, deren Entstehung man in das 14. Jahrhundert vor Christus, ja in eine noch frühere Zeit verlegt, am heiligsten gehalten. Man glaubt, daß sie unmittelbar von Brahma's, des höchsten Gottes, Lippen flossen. Das Wort Veda bedeutet Wissen, überhaupt alles Geoffenbarte. Auf die Veda's gründet sich die Religion, die Gesetzgebung und die Literatur der Indier. Die sechs Schaster's, deren Entstehung man in's 12. Jahrhundert vor Christus setzt, enthalten die Gesetze Manu's, eines Enkels Brahmá's, die der Hindu ebenfalls als göttlich anerkennt. Es finden sich darin verschiedene Vorschriften von den Pflichten des Menschen gegen Gott und seinen Nächsten. Was endlich die achtzehn Purân's anbetrifft, von denen einige älteren, andere neueren Ursprungs sind und theils dem Heiligen Krischna Diwipayâna Vyasa, theils dem Heiligen Valmiki zugeschrieben werden, so geben uns diese einen Aufschluß über den Götzendienst, wie er sich noch jetzt in Indien vorfindet.

Der Glaube an Einen Gott, der durch sein allmächtiges Wort Himmel und Erde schuf und nach seiner Weisheit und Liebe Alles leitet und regiert, ist unter den Hindus gänzlich verloren gegangen. Sie wissen keinen Unterschied zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf zu machen, sondern verwechseln beides mit einander; sie sehen Gott und

die Welt als ein und dasselbe an. Die Hindus nennen das körperlose Urwesen Brahm, d. i. das Große, auch Parrabrahm, d. i. das Urgroße, das höchste Wesen. Es heißt auch das Unerschaffene, das durch sich selbst Seiende, und wird niemals bildlich dargestellt. Brahm wird in den Veda's ausdrücklich nicht nur einer, sondern der Eine genannt. Die Hindus wollen aber mit diesem Ausspruch nicht etwa ihren Glauben an das Dasein Eines Gottes ausdrücken, wie es Etliche gemeint haben, und die Möglichkeit des Bestehens eines andern Gottes weder neben ihm, noch unter ihm, oder gar über ihm ausschließen, sondern einfach damit sagen, daß er das einzige Wesen in dem ganzen Weltall ist; denn sein Sein, schließt sowohl das Dasein jedes andern Gottes, als auch jedes andern Wesens aus. Da der Glaube an Brahm nicht das Bekenntniß an das Dasein Eines Gottes ausdrückt, so duldet der Hinduismus nicht nur den Götzendienst, sondern er schärft ihn sogar ein. Deshalb finden wir, daß die Meisten von denen, welche bekennen, daß Brahm das höchste Wesen ist, alle äußeren Ceremonien und Gebräuche, welche mit dem groben Götzendienst verbunden sind, mitmachen, indem sie sagen: „Wir beten nicht den Götzen, sondern Gott oder Brahm an, von dem der Götze nur ein Abbild ist."

Brahm, erzählen die Hindus, zeigte sich im Anfange in zwei Zuständen, von denen sie den ersten Nirgun „ohne Eigenschaften" den andern Sargun „mit Eigenschaften" nennen, die aber in ihm nicht zu gleicher Zeit stattfanden, sondern in einem langen Zwischenraum aufeinander folgten. Zuerst, sagen sie, war er Nirgun. So zeigte sich Gott, als das Weltall noch nicht geschaffen war, und es kann daher von ihm keine Beschreibung gegeben werden. Es ver-

hielt sich damals mit ihm wie mit einem Schlafenden, von dem man mit Bestimmtheit nicht aussagen kann, ob er heilig oder unheilig, wahr oder falsch, mächtig oder schwach, weise oder unweise ist. Brahm ist ihnen in diesem Zustande ein unendlich großes Nichts, der aber dennoch ein Dasein hat, und sich im Genusse einer unaussprechlichen Seligkeit befindet, welche jedoch nicht positiver, sondern negativer Natur ist, die sie mit einer ununterbrochenen Ruhe oder mit einem einförmigen, tiefen Schlafe, den selbst kein Traum unterbricht, vergleichen. Nachdem aber Tausende von Jahren vergangen waren, erwachte Brahm plötzlich aus seinem Schlafe, wurde auf einen Augenblick sich seiner selbst bewußt und unterbrach die Todtenstille, indem er sprach: „Brahm ist“, oder „Ich bin“. Und mit diesem Ausruf tritt er sogleich in Thätigkeit und wird Sargun, oder ein Wesen mit Eigenschaften. „Unzufrieden mit seiner Einsamkeit“, sagt die heilige Urkunde, „entsteht in seinem Gemüthe der Wunsch nach Zweiheit, und augenblicklich, obgleich er selbst ohne Gestalt ist, denkt er sich eine Gestalt“. Er sieht die Welt im Geiste und nachdem sie nur einen Augenblick als ein unsichtbares Bild ohne eine entsprechende Wirklichkeit bestanden, folgt dem inneren Verlangen der Seele schnell die Thätigkeit des Wollens, und das Urbild tritt in die Sichtbarkeit. Doch was geschieht? Sobald das Weltall in's Dasein gerufen ist, kehrt Brahm sogleich in seine Ruhe wieder zurück; er entsagt seiner Wachsamkeit und allen seinen Eigenschaften, indem er auf's Neue die Zeit der Thätigkeit mit der Zeit der Ruhe vertauscht. Jenes ursprüngliche Verlangen nach einer Schöpfung, das in Brahm rege wurde, nennt der Hindu: „Maya“ oder Täuschung. Er denkt sich dieselbe einerseits als eine göttliche, schöpferische Kraft, weil sie die Grundursache des Weltalls ist,

andererseits aber will er mit diesem Wort auch sagen, daß es kein wahres Dasein giebt und Alles, was der Mensch glaubt zu sehen, weiter nichts als Täuschung ist. Brahm erfüllt und durchdringt Alles, sagen die indischen Philosophen oder Weltweisen, und ist eins mit der Welt nach dem Wort der Veda's: „Ich bin der Eine, ich will mich vervielfältigen!“ Wie aber Alles von ihm ausgegangen ist, so kehrt Alles in ihn wieder zurück.

Diesem Brahm „dem höchsten Wesen,“ in dem Alles seinen Urgrund hat, werden mit Beziehung auf seinen zweiten Zustand göttliche Eigenschaften zugeschrieben. Er ist, sagen die Hindus, allmächtig, allwissend, allgegenwärtig, ewig, unveränderlich, unsichtbar; sein Geist in sich selbst verschlungen ist frei von aller Lust und Begier, und er ist der allein Selige. So schön aber auch diese Namen von den Eigenschaften Gottes klingen mögen, so geben sie uns doch nichts weniger als einen untrüglichen Beweis, daß die Hindus einen richtigen Begriff von Gott haben. Dies kann man oft wahrnehmen. Denn, wenn auch die herrlichen Ausdrücke davon Zeugniß geben, daß sie einst die Träger einer erhabenen Vorstellung waren, so sind sie doch jetzt in dem Munde des Volks nur die ehrwürdigen Ueberreste einer vergangenen, besseren Zeit, wo der Mensch seinen Gott und Schöpfer kannte.

Die Schöpfung der Welt, die durch Brahm in's Dasein gerufen sein soll, wird zwar seinem Willen, als einer göttlichen, allmächtigen und schöpferischen Kraft zugeschrieben, doch ist sie, wie die Hindus behaupten, weder eine Schöpfung aus Nichts, noch eine Organisation der verschiedenen Gestalten aus einer schon vorhandenen Materie. Denn sie sagen: **aus Nichts wird Nichts**, und die indischen Gelehrten haben diesen Grundsatz noch niemals angefochten.

Die Hauptlehre der Veda's, Schaster's und Purân's ist in dem wohlbekannten Ausspruch enthalten: „Es giebt nur Einen Gott und außer ihm besteht Nichts.“ Die Anhänger dieses Glaubens sind die Vedantisten oder die Weltweisen. Da aber die heiligen Urkunden, die Religionsbücher der Hindus, verschieden aufgefaßt werden, so haben sich unter den Gelehrten, die sich klar zu machen suchen, wie die Materie aus dem Geist entstanden ist, drei Glaubenssysteme gebildet. Darnach giebt es nun 1. einen geistigen Pantheismus, 2. einen materiellen oder realen Pantheismus, und 3. einen geistig-materiellen Pantheismus.

Diejenigen Vedantisten, welche an einen geistigen Pantheismus glauben, sagen, daß es kein wahres Dasein giebt; denn wir haben nur Ein Wesen und jenes Wesen ist Brahm. Außer Brahm besteht Nichts in der Welt. Was wir Schöpfung nennen, ist nicht Wirklichkeit, sondern nur Schein; es ist Maya „Täuschung“. Alles Aeußere, was wir mit unseren Sinnen wahrnehmen, die Töne und Gerüche, die Berge und Thäler, die Seen und Flüsse, die Wälder und Felder sind nur Schein. Wir glauben, daß wir da sind, aber wir bestehen nicht: wir sind Maya. Es ist mit uns und mit der ganzen Schöpfung, wie mit einer Frau, welche in der Kühle am Abend vor der Thür ihres Hauses mit ihrem Kinde in dem Schooße sitzt. Sie schläft ein und träumt, daß sie ihr Kind verloren habe; sie läuft nach dem Polizeiamte und erkundigt sich nach ihrem Kinde. Sie bietet Jedem Geld an, der ihr das Kind wiederbringt. Bei ihrem Suchen stolpert sie und fällt. Nach vieler Angst und vielen Thränen findet sie ihr Kind und fängt sich an zu freuen. Endlich erwacht sie und findet ihr Kind auf ihrem Schooße

sicher schlafend, und bemerkt erst jetzt, daß das Ganze, was sie für Wirklichkeit hielt, nur ein Traum — „Maya" gewesen sei. Ebenso verhält es sich mit uns. Brahm schläft und in seinem Schlafe sieht er verschiedene Bilder. Wir sind diese Bilder. Wir glauben, daß wir außer Brahm ein Dasein haben, aber in der Wirklichkeit sind wir's nicht, denn wir haben keine größere Wirklichkeit, als es die Frau in ihrem Traume hatte. Sobald Brahm erwacht, werden wir und Alles, was sich unsern Sinnen darbietet, sein, was wir in Wirklichkeit sind, Maya, „Täuschung". Und wenn es uns auch scheint, daß er sich in diesem Zustande vervielfältigt hat, so bleibt er doch in Wahrheit der Eine; denn es ist mit ihm, wie mit der Sonne, die sich vielfältig abspiegelt, aber dennoch nur Eine Sonne bleibt. Die Moral dieses geistigen Pantheismus ist: Es giebt keine Sünde und Heiligkeit; Beides ist Maya, „Täuschung." Laßt uns deshalb essen und trinken, denn morgen kann Brahm erwachen, und wir werden Alle Nichts sein.

Andere Vedantisten glauben an einen materiellen oder realen Pantheismus. Diese sagen, daß das Weltall und Brahm Eins ist, und alle Dinge, welche dazu gehören, aus ihm hervorgegangen und ein Theil seines Wesens sind. Sie behaupten, gestützt auf das Zeugniß ihrer heiligen Bücher, daß es zwar ein wirkliches Dasein giebt, aber das, was wir Schöpfung nennen, ist nicht Schöpfung, sondern nur eine Offenbarung des Brahm in verschiedenen Gestalten; was wir Materie nennen, ist nicht Materie, sondern derselbe Brahm unter einer anderen Form, weil außer ihm Nichts besteht. Wir sehen zum Beispiel, daß das Wasser in den Wolken, in der Luft und in den Dünsten vorhanden ist; es ist zum Theil unsichtbar, aber dennoch ist es

Wasser. Auch bemerken wir es in dem Schaum, in den Blasen, im Regen, in den Flüssen und Seen, deren Gestalten von einander ganz verschieden sind. Ferner finden wir es auf den Bergen des Himalaya, in dem Schnee und Eis. Wer würde denken, daß Wolken und Eis von derselben Beschaffenheit sind? Und doch ist Beides Wasser, nur unter einer anderen Gestalt und Erscheinung. So ist es mit Gott. Die Materie ist die Gestalt des Eises, und der Geist und das Leben ist die Form der Wolken und der Luft, beide sind aber von gleicher Art. Geist und Materie sind deshalb Brahm, aber unter einer verschiedenen Offenbarung. Wie sich aber in der Natur Eins aus dem Andern entwickelt, so ist auch die Materie durch aufeinander folgende Einflüsse aus Brahm entstanden. Zuerst ging aus Brahm, sagen sie, bei der Schöpfung der Verstand hervor, aus dem Verstande das Selbstbewußtsein, aus dem Selbstbewußtsein der Aether, aus dem Aether das Feuer, aus dem Feuer das Wasser, aus dem Wasser die Erde, und aus dieser ist alles Andere hervorgegangen; und bei dem Ende aller Dinge werden die verschiedenen Elemente in derselben Weise wieder verschlungen werden, in welcher sie sich entwickelt haben, und Alles wird auf's Neue nur Gott sein.

Brahm ist die Quelle alles Daseins. Aus seinem Wesen sondert er durch seine Kraft unzählige Seelen und Geister ab, welche dazu bestimmt sind irdische, himmlische und höllische Gestalten anzunehmen. Darauf entsteht durch dieselbe Kraft ein neuer Ausfluß, der durch das ihm mitgetheilte Lebensprincip den Keim zu einer neuen Entwickelung oder Ausdehnung enthält. So geht es fort, aber jeder spätere Ausfluß verliert immer mehr seine durchscheinende Reinheit, welche das göttliche Wesen kenntlich macht. Je mehr

sich dieser Ausfluß von der Quelle entfernt, desto dunkler und dichter wird er, bis dieser zuletzt in die Materie aufgeht und am meisten die wesentlichen und vorzüglichen Eigenschaften des reinen Geistes verloren hat. So dunkel aber, grob und träge auch der entfernteste Ausfluß sein mag, dennoch bildet er keinen für sich abgesonderten und unabhängigen Bestandtheil, sondern ist vielmehr die letzte Entwickelung und Gestaltung des Wesens von Brahm. Alles, was sich nun auf diese Weise aus Brahm entwickelt hat, ist mit ihm wunderbar vereinigt, wie die Radien eines Kreises mit dem Mittelpunkt, und auch stets von ihm abhängig, wie die Strahlen des Lichtes von der Sonne. Die Frage aber, wie die sichtbare Welt aus Brahm, oder wie die grobe Materie aus dem Geist entstanden ist, suchen sie sich dadurch klar zu machen, daß sie annehmen, daß Brahm zu gleicher Zeit der Urheber und die Materie ist, denn Ursache und Wirklichkeit ist ihnen dasselbe. Ebenso wie ein Stück Zeug nicht wesentlich verschieden ist von dem Garn, wovon es gemacht ist, so ist auch das sichtbare Weltall in seinem Wesen nicht verschieden von Brahm, aus dem es hervorgegangen. Die Schasters behaupten, daß die Wirklichkeit eher, als die wirkende Ursache da ist: denn was nicht besteht, kann durch keine wirkende Ursache ins Dasein gerufen werden. Wie z. B. der Reis in der Hülse verborgen ist, ehe man ihn davon befreit, die Milch in dem Euter, ehe man gemolken, das Oel in dem Samen, ehe man dasselbe ausgepreßt hat, so sind alle Eigenschaften und Grundkräfte in Brahm verborgen und nicht entfaltet gewesen, bis er sie aus freiem Willen durch seine Kraft hervorgerufen. Ferner wird gesagt: wie die Lotuspflanze sich von Teich zu Teich ausbreitet, die Pflanzen aus der Erde hervorsprießen; die Haare aus dem Körper

wachsen, so ist das Weltall aus dem Unveränderlichen entstanden. Und wiederum heißt es: Blicke auf die Spinne und ihr Gewebe. Woraus besteht das Letztere? Ist es nicht ein ausgedehnter Theil aus dem Wesen der Spinne selbst? Und ist es nicht geschehen durch die Anstrengung und Kraft des kleinen Insektes, welche es ausgezogen oder ausgesponnen hat? So ist die ganze Welt durch die Kraft des Brahm, aus seinem Wesen ausgezogen, ausgesponnen und ausgebreitet.

Die Moral dieses materiellen oder realen Pantheismus ist, daß Licht und Finsterniß, Sünde und Heiligkeit, eins und dasselbe sind; es giebt kein persönliches Wesen, kein freies Handeln, keinen freien Willen und deshalb auch keine Sünde. Von Belohnung und Strafe will man darum auch nichts wissen. Man findet bei den Personen, die diesem Glaubenssystem anhängen, keine Erkenntniß der Sünde, kein Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit, und deshalb wollen sie auch von einem Heiland, der für unsere Sünden genug gethan und uns die verlorene Gerechtigkeit wieder erworben hat, nichts wissen. Es ist mit diesen Leuten wenig anzufangen; sie haben sich durch ihre falschen Trugschlüsse selbst das Verderben bereitet.

Dann giebt es Pantheisten, welche an einen geistig-materiellen Pantheismus glauben. Sehr viele Hindus, reich und arm, vornehm und gering, von dem Brahmanen bis zum Schuder sind dieser Ansicht zugethan. Dieselben behaupten, daß Gott und die Seele Eins sind, und Alles Brahm ist. Er erfüllt und durchdringt Alles und hat sich mit der Materie innig vereinigt, deshalb ist alles Leben in Menschen, Thieren oder Pflanzen Gott. Brahm ist die Seele aller Kreaturen, und ein Jeder kann sich ansehen und von sich aussagen: Ich bin Gott. Was die Schö-

pfung des Menschen anbetrifft, so glauben sie, daß sein Leib aus den fünf Elementen: Erde, Wasser, Feuer, Luft und Aether gebildet und seine Seele ein Ausfluß aus Gott ist, von dem sie nachher wieder aufgenommen werden wird. Einige sagen, daß die Materie ewig und ein Theil von Gott ist, Andere aber wissen nicht woher sie ihr Dasein hat. Ganz allgemein hört man die Redensart, wenn man über Gott spricht: Moh men, toh men, karg men, kambh men, sab ke ghat men, beape Rám, d. h. Gott wohnt in mir, in dir, in dem Schwerte, in der Säule und in dem Herzen eines Jeden; oder sie sagen: dscho ham men bolta hai, to Rám, „dasjenige, welches in mir spricht, ist Gott"; ebenso hört man auch folgenden Ausspruch: „Es giebt nur Einen Brahm und sonst Nichts." Jede Seele, sagen sie, ist ein Theil des Brahm, wie ein Funke ein Theil des Feuers ist. Das Verhältniß zwischen Beiden ist aber nicht das eines Herrn und Dieners oder eines Herrschers und Unterthans, sondern das des Ganzen zum Theile. Der Seele wird deshalb, weil sie vom ewigen Geist ausgegangen ist, ein ewiges Dasein zugeschrieben; sie hat keinen Anfang und kein Ende, obgleich sie als ein abgesondertes Einzelwesen in der Zeit bei der Geburt in's Leben gerufen wird und bei dem Tode ihr Ende nimmt. Ihr Offenbarwerden in der Zeit ist nicht eine Schöpfung, sondern nur ein Ausfluß von dem ewigen Geiste; ebenso ist ihr Verschwinden von dem Schauplatze der Welt, nicht eine Vernichtung ihres Wesens, oder ein Zurückführen zum Nichts, sondern nur ein Zurückfließen in ihre ursprüngliche Quelle; sie besteht von Ewigkeit zu Ewigkeit. Denn die heilige Urkunde sagt: Da sie dem höchsten Wesen gleich steht, so nimmt sie auch an seiner Unendlichkeit Theil. Einst sagte ein berühmter Vedantist: daß Brahm Al-

les in sich begreift und in ihm stets dieselbe Anzahl von Dingen vorhanden ist, mag das Weltall geschaffen oder ungeschaffen sein. Ist das Letztere der Fall, so ist Gott Alles; wenn das Erstere, so hat sich die Gottheit nur theilweise entfaltet oder durch verschiedene Grade des Ausflusses entwickelt, welche die vielen Gestalten und Ordnungen der geoffenbarten Natur darstellen. Mit einem Worte, die Pantheisten glauben: Alles ist Gott, sobald aber die Kraft des Ausflusses zu wirken aufhört, werden alle Wesen zu der Quelle, aus der sie entsprungen sind, zurückkehren und mit ihr wieder vereinigt werden; dann wird Gott wieder Alles in Allem sein.

Der Hindu weiß nichts von einem Gott, der sein Schöpfer und Vater ist, der die ganze Welt durch sein Allmachts-Wort aus Nichts in's Dasein gerufen hat und nach seiner Weisheit und Liebe alle Dinge regiert. Es hat der Pantheismus Gott den Herrscher der Welt von seinem Throne gestoßen und das Gewissen, die Stimme Gottes im Menschen, zu betäuben gewußt; er hat den Menschen nicht nur irre geführt, sondern er veranlaßt ihn auch, jede Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen und seine Schuld auf Gott zu werfen, und in seiner Blindheit weiß er nicht einmal, daß er dem ewigen Verderben entgegen geht. Dem Pantheisten ist entweder Alles der Schöpfer, oder Alles das Geschöpf, oder das Ganze ist ein ewiges Etwas, was weder Schöpfer noch Geschöpf ist. Der wahre Christ dagegen, der sich an Gottes Wort hält, worin sich uns Gott am deutlichsten geoffenbart, hat über Gott und göttliche Dinge eine klarere, richtigere und deutlichere Vorstellung, als der berühmteste Philosoph, der mit seinem Verstande und mit seiner Einbildungskraft sich erst Alles mühsam zurecht legen muß, und doch oft eine ganz irrige Ansicht hat.

Es giebt in ganz Indien für Brahm, die höchste Gottheit, keinen Tempel. Das Volk betet ihn nicht an. Einige meinen, der Grund ist der, daß es unmöglich sei das höchste Wesen in Bildern darzustellen oder durch heilige Ceremonien zu verehren, indem es sich nicht mit der Vorstellung verträgt, für den Alles durchdringenden Geist einen Tempel zu erbauen. Die eigentliche Ursache ist aber wohl die, daß Brahm, obwohl er Gott ist, sich um seine Geschöpfe gar nicht bekümmert. Denn unter allen Eigenschaften, die ihm zugeschrieben werden, finden wir auch nicht an einer einzigen Stelle erwähnt, daß er barmherzig, gnädig, geduldig, von großer Gnade und Treue und ein Gott der Liebe ist. Da ihm diese göttlichen Vollkommenheiten fehlen, so kann eine solche Gottheit, die allmächtig, allwissend, allgegenwärtig, ewig und unveränderlich ist, uns wohl mit Staunen und Bewunderung, aber niemals mit Dankbarkeit und Liebe erfüllen. Es ist deshalb dem Menschen unmöglich ein solches Wesen anzubeten, das die tiefen, religiösen Bedürfnisse seines Herzens nach Gnade und Vergebung der Sünden, nach Trost und Frieden, nicht stillt und befriedigt und ihn ganz kalt und leer läßt. Der grobe Götzendiener steht höher als der Pantheist: denn jener glaubt, daß der Götze, den er anbetet, entweder die Gottheit selbst, oder deren Wohnung ist, ihn sieht und hört, und im Stande ist ihm zu helfen, oder sich an ihm zu rächen; während dieser nur ein bloßes Gebilde seiner Phantasie hat, Alles und doch Nichts ist und sich daher in der Gefahr befindet, aus Hochmuth oder Verzweiflung zu Grunde zu gehen.

Es ist schmerzlich zu sehen, daß die Hindus und selbst die Gelehrtesten und Gebildetsten unter ihnen, die mit einem sehr scharfen und feinen Verstande begabt, alles ihres Nachden-

kens ungeachtet, in dem langen Zeitraum von dreitausend Jahren, zur Kenntniß des wahren Gottes noch nicht gekommen sind. Dies ist uns ein deutlicher Beweis, daß der Mensch der sich selbst überlassen und nur auf seine Vernunft beschränkt ist nach dem eingetretenen Abfall von Gott nicht im Stande ist, sich vom Geschöpf zum Schöpfer zu erheben, und durchaus einer göttlichen Offenbarung bedarf, wenn er den wahren Gott erkennen und nicht in der Blindheit und Verkehrtheit seines Herzens dahingehen soll.

12. Der Brahmaismus oder Polytheismus.

Der Polytheismus oder die Vielgötterei der Hindus hat ihren Mittelpunkt in Brahm, weshalb diese Lehre auch Brahmaismus genannt wird.

In keinem Lande hat der Götzendienst eine solche Höhe erreicht wie in Ostindien. Es ist dies ein Götzenland, wo man auf seine Götzen trotzt. Das Volk ist dort so begabt, wie wenige Völker auf der Erde, da sie sich aber für Weise hielten, sind sie zu Narren geworden und haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild gleich dem vergänglichen Menschen, und der Vögel und der vierfüßigen und der kriechenden Thiere. (Röm. 1, 22. 23.)

Die Hindus beten lebendige und leblose Kreaturen, Menschen, Thiere, Fische, Bäume, Steine, Gewässer, Gestirne und viele Tausend andere Dinge an. Die Grundlage des groben Götzendienstes, den wir unter ihnen vorfinden, ist der Pantheismus. Jener entwickelte sich aus diesem, weil der Glaube, daß das ganze Weltall unmittelbar durch den Wil-

len des Brahm, der Alles erfüllt und durchdringt und deshalb Alles Gott sei, für die große Masse des Volks zu einfach ist. Die indische Götterlehre ist nur eine gröbere Entwickelung des geistig materiellen Pantheismus, mit dem sie in der innigsten Verbindung steht und für die geringe Fassungskraft des Volkes berechnet ist. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß die Lehre von der Vielgötterei sich unter den Hindus eine allgemeine Geltung verschafft hat. Das System des gegenwärtigen Götzendienstes ist hauptsächlich in den achtzehn Purân's enthalten.

Jeder Hindu oder grobe Götzendiener glaubt, wie der Vedantist, d. i. Philosoph oder Weltweise, der Anhänger des Pantheismus, daß es einen einigen, großen und ewigen Geist giebt, welcher ein unpersönliches Wesen ist. Er nennt dies Urwesen ebenfalls Brahm, d. i. das Große, auch Parabrahm, d. i. das Urgroße, das höchste Wesen. Dieser ist der Urquell alles Daseins, und hat sich durch Ausflüsse geoffenbart, bis er sich zuletzt in Menschen, dann in dem Thier-, Pflanzen- und Mineralreich verkörperte. Wie aber von ihm alles ausgegangen ist, so kehrt zu ihm einst Alles zurück. Die Sonne ist ihm das Sinnbild dieses weltschaffenden Geistes, und das vollkommenste Abbild seines erhabenen Wesens. Er denkt sich Brahm, das Urwesen, in seinem ersten Zustande, wo er Nirgun d. h. ohne Eigenschaften war, wie wir's schon beim indischen Pantheismus kennen gelernt haben, als einen Schlafenden, von dem man nicht mit Bestimmtheit aussagen kann, wie er beschaffen ist. Sein zweiter Zustand, wo er Sargun, d. h. mit Eigenschaften war, oder mit andern Worten, wo aus dem großen Nichts nachher Etwas wurde, begann, sagen sie, als Brahm die Welt schaffen wollte, und sich seines Daseins bewußt wurde.

Die Welt entstand, als in Brahm, Maya, „die Täuschung" sich zu regen anfing, und er das Schöpferwort sprach: „Ich bin der Eine, ich will mich vervielfältigen". Da aber dem Hindu die Vorstellung ganz fremd ist, daß Gott die Welt durch sein Schöpferwort, durch seinen bloßen Willen aus Nichts hervorgerufen hat, so glaubt er, daß Brahm, um seine Kraft zu äußern, körperliche Gestalt annahm. Auf eine unbegreifliche Weise entstanden aus ihm, dem unpersönlichen Wesen, drei Personen, nämlich: Brahma, Wischnu und Schiwa, welche ursprünglich in Einem Wesen vereinigt waren und von Einem Wesen abstammen. Eine Stelle lautet in den Religionsbüchern also: Der große Eine offenbarte sich als drei Götter, indem in einer Person drei Götter waren. Von Brahm dem Einen sind dann durch Ausflüsse noch andere Götter hervorgegangen, so daß sich ihre Zahl jetzt auf 330 Millionen beläuft; aber die drei ersten Götter, welche unmittelbar aus dem höchsten Wesen entsprungen, sind die größten unter ihnen, und bilden die Trimurti oder die heilige Dreieinigkeit der Hindus. Diese werden als Ein Körper mit drei Köpfen abgebildet.

Die große Zahl der Götter, sucht der Hindu dadurch zu entschuldigen, daß er sagt: Wie es in einem Reiche unter einem Könige viele hohe und niedere Beamte giebt, und wir derselben bedürfen, um durch sie zum Fürsten zu gelangen, so ist es auch im göttlichen Regimente. Da wir zu Gott als dem höchsten Wesen nicht unmittelbar Zutritt erhalten können, so gebrauchen wir die Untergötter, um durch sie mit dem höchsten Gott in Verbindung zu treten. In der indischen Götterlehre treten nicht nur männliche, sondern auch weibliche Gottheiten auf. Die drei obersten Götter erhielten ihre Frauen dadurch, daß Brahm, das Urwesen, auch

eine weibliche Gestalt annahm, welche sich nachher in drei einzelne Personen theilte. Diese wurden dann die Frauen der Mitglieder der Dreieinigkeit, und zwar Saraswati wurde das Weib des Brahma, Latschmi das Weib des Wischnu und Parwati das Weib des Schiwa. Was Brahm selbst anbetrifft, so verfiel derselbe, nachdem er für die Zukunft alle Anordnungen getroffen und das Regiment des Weltalls den drei obersten Göttern übergeben hatte, und zwar dem Brahma die Schöpfung, Wischnu die Erhaltung und Schiwa die Zerstörung, auf's Neue in den Zustand des Schlafes.

Brahma, dem die schöpferische Kraft anvertraut wurde, zeigte seine Thätigkeit darin, daß er seine bildende Kraft zur Hervorbringung des Weltalls auf etwas geistig Materielles, das vorher schon da war, ausübte. Durch ihn wurden die von Brahm entwickelten Urstoffe in ein großes Welten-Ei, das Brahm selbst durch die von ihm angenommene personificirte männliche und weibliche Gestalt, Purusch und Parakriti, erzeugte, niedergelegt. Brahm ging dann selbst in der verkörperten Gestalt des Brahma in das Ei hinein und saß dort, indem er die Urstoffe belebte, ausdehnte und vereinigte, ein ganzes Schöpfungsjahr, oder vier tausend dreihundert Millionen Sonnenjahre. Während dieses ungeheuren Zeitraums schwamm das wunderbare Ei gleich einer Blase auf den Untiefen der Urgewässer, nahm zu an Größe und verbreitete einen Glanz wie tausend Sonnen. Zuletzt wurde von Brahm die Schale des ungeheuern Eies gesprengt, und er kam unter einer neuen Gestalt mit tausend Köpfen, tausend Augen und tausend Armen hervor; mit ihm wurde zugleich das herrliche Weltall, mit Sonne, Mond und Sterne und Allem, was sich unseren Blicken darbietet, sichtbar, indem

die niedergelegten Urstoffe zur Reife gelangten, und sich in der schönsten Harmonie vereinigten und entwickelten. Dies ist der Grund, warum so häufig von dem Weltall als einer geoffenbarten Gestalt des Brahm selbst, des höchsten, unsichtbaren Geistes, die Rede ist.

Zu dem Weltall rechnet der Hindu drei Welten nämlich: den Himmel, die Erde, und den Aether, der dazwischen ist; bei einer genaueren Eintheilung nimmt er aber funfzehn an, sieben über und sieben unter der Erde. Die Welten, welche sich über unserer Erde befinden sind mit herrlichen, leuchtenden Körpern geschmückt und dienen zur Wohnung für Götter und Göttinnen, für Untergötter und Schutzgeister und zum Reinigungsort für die von Gott abgefallenen Wesen; dagegen ist die Erde mit den sieben Welten unter ihr zum Läuterungsort für alle Gottlosen bestimmt, unter denen die Erde die achte und letzte Stufe der Strafe, der Läuterung und Prüfung ist. Was die Schöpfung der Welt anbetrifft, so ist diese nicht durch das schöpferische Wort des Brahma, sondern erst nach vielen vergeblichen Bemühungen und Anstrengungen, worüber er sogar vor Unmuth und Zorn zu weinen anfing, in's Dasein gerufen.

Brahma als Schöpfer, Herr der Götter und Wesen, wird in Menschengestalt mit vier Köpfen oder Gesichtern, dem Sinnbild der Allwissenheit, und mit vier Händen, dem Sinnbild der Macht abgebildet. In der einen Hand hält er das Scepter, das Symbol der Herrschaft, in der andern einen Ring oder Rosenkranz, als Symbol der Ewigkeit; in der dritten die Veda's als Symbol der Weisheit, und die vierte Hand ist offen, um dadurch seine Bereitwilligkeit, daß er zum Geben und Helfen bereit sei, anzuzeigen. Er steht den

vier Monaten des Frühlings vor, und als Repräsentant der Frühlingssonne ist seine Farbe roth. Seine Gattin Saraswati ist die Göttin der Weisheit und Beredsamkeit, die Beschützerin der Künste und Wissenschaften und Erfinderin der Sanskrit-Sprache.

Wischnu, der auch den Namen Narayan führt, empfing die erhaltende Kraft. Er hat den Beruf, nachdem das Weltall geschaffen, Alles zu durchdringen, zu bewahren und zu erhalten. Man bildet ihn ab entweder in seiner Thätigkeit auf dem Vogel Garur reitend, oder in seiner Ruhe auf der Lotusblume sitzend. Man stellt ihn auch auf den Scheschnag, einer tausendköpfigen Schlange, liegend und schlafend dar, oder als bewegende Kraft, auf dem Wasser fluthend, und als endlose Ewigkeit den Fuß im Munde haltend. Er steht den vier Monaten des Sommers vor, und ist Repräsentant der Sommersonne. Da in dieser Zeit der Himmel oft mit Wolken bedeckt ist und Regengüsse häufig sind, so repräsentirt er auch die Elemente des Wassers und der Luft. Ihm ist die Lotusblume und die grüne Farbe geheiligt. Seine Gattin Latschmi, ist die Göttin des Glücks, des Segens und der Fruchtbarkeit. Man stellt sie dar von Elephanten umgeben, wie dieselben mit dem Rüssel in Gefäßen Wasser schöpfen und sie beim Baden begießen.

Die Hindus reden von zehn Incarnationen, den Verkörperungen des Gottes Wischnu; neun derselben sind bereits erschienen, und die zehnte wird noch erwartet. In der ersten Incarnation offenbarte sich Wischnu als Fisch um die vier im Meer versunkenen Veda's, die zur Schöpfung der Welt nöthig waren, aufzusuchen; in der zweiten zeigte er sich als Schildkröte und nahm die Erde, die von der Last der Sünden zu sehr beschwert, unter-

gegangen war, auf seinen Rücken, und befestigte sie; in der dritten erschien er in Gestalt eines Ebers, um die in's Wasser gesunkene Erde wieder empor zu richten; in der vierten offenbarte er sich halb Mensch halb Löwe, um einem seiner eifrigen Anbeter, der seiner Gottesfurcht wegen verfolgt und festgenommen wurde, Hülfe zu leisten; in der fünften kam er als Zwerg zum König Bali, der ein großes Reich hatte und dabei so liberal war, daß er Jedem, der ihn um etwas bat, seine Bitte gewährte. Vor dem König stehend, bat er ihn um $3^1/_2$ Schritte Land. Der König denkt, daß $3^1/_2$ Zwergschritte sehr wenig sind und gewährt es ihm. Darauf wird dieser so groß und mit 3 Schritten hat er Himmel, Erde und Unterwelt für sich. Wo, fragte er den König Bali weiter, soll ich nun den übrigen halben Schritt erhalten. Da sagte Letzterer: Tritt auf meinen Rücken! Gerührt über das Betragen des Königs, gab er ihm sein Reich wieder und gewährte diesem noch die Bitte, ihm jeden Morgen als Bawan autar d. i. Zwergincarnation zu erscheinen.

In der sechsten Incarnation erschien Wischnu als Parsuram, um den König Sahasarardschun (den Tausendarmigen), der dem König Parasram die Kamdehnu, eine Kuh des Gottes Indra, die Alles giebt, was man bittet, gestohlen hatte, zu erschlagen und die geraubte Kuh dem rechtmäßigen Besitzer wiederzugeben. In der siebenten zeigte er sich in der Person des Ram, um den Riesen Rawan, König der Insel Ceylon, mit seinem Heere, welches alle böse Geister waren, zu vernichten, und die zahlreichen Götter, welche er gefangen hielt, zu befreien.

Bei der achten Incarnation offenbarte sich Wischnu in der Person des Krischna. Die Geschichte dieses Gottes

hat in einigen Punkten Aehnlichkeit mit der von Christo, und Manche sind geneigt sie als eine Entstellung der Geschichte Christi anzunehmen, worauf auch der Name hinzudeuten scheint. Die Geburt des Krischna wurde durch eine Himmelsstimme vorher verkündigt. Der Zweck seiner Erscheinung auf Erden war einen Wütherich und bösen Geist in Menschengestalt, den König Kans, der die Frommen und Heiligen, Brahmanen, Kühe, Götter und Fakire sehr unterdrückte, zu tödten. Als Krischna geboren wurde, entstand überall große Freude, Blumen wurden vom Himmel gestreut und die Halbgötter und himmlischen Musikchöre stimmten einen Lobgesang an. Kans, der erfahren hatte, daß ihm durch denselben der Tod bevorstehe, wurde bei der Nachricht von dessen Geburt mit Furcht und Schrecken erfüllt und trachtete dem Kinde nach dem Leben, aber dieses war durch die Gunst der Götter, welche den Eltern durch ein Traumgesicht davon Nachricht gaben, bereits in Sicherheit gebracht. Da der Wütherich des Krischna nicht mehr habhaft werden konnte, machte er seinem bösen Herzen dadurch Luft, daß er viele kleine Kinder, die zu dessen Verwandtschaft gehörten, umbringen ließ. Auch Wunder hat Krischna verrichtet, sie zeigen aber nur von seiner Macht und nicht von seiner Liebe. Sein Leben ist dagegen mit vielen Sünden befleckt.

Missionar Leupold von Benares fand das Bild des Krischna in einem alten indischen Tempel in folgender Weise dargestellt. Einmal erblickte man Krischna in der Gestalt eines Mannes, den eine große Schlange umschlingt und in die Ferse sticht, und dann sieht man ihn, wie er sich von der Schlange losgewunden hat, ihren Leib triumphirend in die Höhe hält und mit einem Fuße auf ihren Kopf tritt. Daraus geht offenbar hervor, daß die erste Verhei-

ßung von Christo (1 Mose 3, 15.) sich selbst unter den heidnischen Völker Indiens fortgepflanzt hat.

In der neunten Incarnation erschien Wischnu als der Reformator Buddha. Die Hindus sagen, wenn Wischnu jetzt zum zehnten und letzten Mal am Ende dieses sündlichen Zeitalters sich zeigen wird, dann wird er von einer Jungfrau aus der Brahmanenkaste geboren werden, von Westen her auf einem weißen Roß, mit einem zweischneidigen Schwert versehen, kommen, jedes Unrecht und jeden Gottlosen vernichten, überall Recht und Gerechtigkeit stiften und sein Reich allenthalben ausbreiten. Bis zu seiner Ankunft wird aber die Sünde und Ungerechtigkeit über alle Maßen zunehmen. Mit Rücksicht auf diese zehnte Incarnation, welche das Volk noch erwartet, hat der Missionar die schönste Gelegenheit von Jesu Christo dem Gottmenschen, dem verheißenen Heiland, zu reden, und den Hindus die frohe Botschaft zu verkündigen, daß er in die Welt gekommen ist, die Sünder zu retten, und daß Alle, die an ihn glauben, selig werden sollen.

Was Schiwa oder Schiu, die dritte Person in der indischen Dreieinigkeitslehre anbetrifft, so führt derselbe auch den Namen Mahadeo d. i. großer Gott. Er erhielt von Brahm die zerstörende Kraft, um das Amt der Rache auszuüben und eine Disorganisation in der Gestalt der Geschöpfe herbeizuführen. Da er jedoch seine Kraft nicht zur Vernichtung des Wesens, sondern nur zur Veränderung der Gestalt gebraucht, so wird er auch häufig ein Gott der Erneuerung genannt. Schiwa ist Richter über die Verstorbenen, denen er mit dem Untergott Dscham nach ihren Handlungen Seligkeit oder Verdammniß zuerkennt. Seine Residenz ist der in der Hindu-Mythologie berühmte Berg Kailasch

im Himalaya. Er ist umgeben von seligen Büßern und himmlischen Sängern und Tänzern.

Schiwa, der Gott der Zerstörung wird häufig mit drei Augen und acht Armen abgebildet, in welchen ein Schild, ein Schwert, ein Dreizack, der Ling (als Bild der Fortpflanzung und der Kraft), ein abgehauener Kopf und dergl. mehr sich befinden. Sein Reitthier ist ein Stier, das Symbol der fruchtbaren Kraft der Erde; sein Teppich ein Tigerfell, und sein Halsschmuck eine Schlange und eine Kette von Menschenschädeln, die bis zu den Füßen herabhängt. Sein Leib ist mit heiliger Asche beschmiert, die durch das Verbrennen des heiligen Kuhmistes oder des gewöhnlichen Holzes, das zum Opfern gebraucht ist, gewonnen wird. Aus seinem Scheitel entspringt der Ganges, dessen heiliges Wasser sich in die Ebene von Hindustan ergießt. Schiwa stellt sowohl die Sonne in ihrer höchsten Kraft und Hitze als auch das Feuer im Allgemeinen vor. Durch seine Verbindung mit der Göttin Bhawani (Natur) erzeugt und zerstört er Alles. Die Farbe des Schiwa ist schneeweiß und sein Symbol ein Triangel (Δ) die Flamme bezeichnend.

Seine Gattin ist die Berggöttin Parwatti, die auch den Namen Kali führt und eine sehr gräßliche Göttin ist. Sie ist die beständige Gefährtin des Schiwa und ebenso wie ihr Mann mit zerstörenden Waffen ausgerüstet. Ihr Götzenbild stellt eine schwarze Frau dar mit einem abscheulich grimmigen Gesicht, drei rothen, feurigen Augen, wovon eins an der Stirne funkelt, mit lang ausgestreckter Zunge, dicken Hängelippen, wild fliegenden, tief hinunter hängenden Haaren und vier Armen. In der einen Hand hält sie ein Schwert, in einer andern bei den Haaren das abgehauene, noch blutende Haupt eines Riesen, den sie im Kampfe erschlagen haben

soll; die dritte zeigt hinunter und deutet auf die Zerstörung von welcher sie umgeben ist, und die vierte nach oben und weist auf die Wiedererneuerung der Natur durch eine neue Schöpfung hin. Ihre Brust, beide freien Hände, wie auch andere Theile ihres Körpers sind mit Blut befleckt. Sie hat zu Ohrgehängen die Gerippe einiger unglücklichen Opfer ihrer Wuth, als Halsschmuck eine Schnur von Hirnschädeln und von den abgehauenen Händen ihrer Feinde einen Gürtel um ihre Lenden. Fürwahr ein recht satanisches und schreckliches Bild.

Die Kali gilt vornehmlich als die Schutzgöttin der Thogs und Dakoits, einer berüchtigten Klasse von Menschen, welche von Gewerbe Räuber und Mörder sind. Diese gefürchteten Menschen haben in den Eisenbahnen, die jetzt auch in Indien eingeführt sind, ein recht bequemes Transportmittel gefunden, um sich weiter als je zuvor über das ganze Land zu verbreiten. Wer heute an einer Stelle einen Raubmord begangen hat, kann morgen schon hundert Meilen weit von derselben sein. Leider hat die englische Regierung kein Mittel in Händen, um diese Leute an ihrer Fahrt auf der Eisenbahn zu verhindern.

Ein Sohn des Mahadeo mit Namen Ganes oder Ganesch wird als Gott der Weisheit und des Reichthums angebetet. Man findet ihn bei allen Banquiers und Kaufleuten in einer Nische in dem Geschäftslocal aufgestellt. Er hat einen Elephantenkopf, vier Arme und einen starken Leib. Die Hindus berichten über seinen Elephantenkopf Folgendes: Einst machte Mahadeo eine große Reise und kehrte eines Tages von derselben betrunken zurück. Es war gerade um die Zeit, wo sein Weib ein Bad nahm. Ihr Sohn hatte Befehl keinen Fremden in's Haus zu lassen. Ganesch

verweigerte seinem Vater den Eintritt, weil er ihn nicht erkannt hatte. Darüber wurde Mahadeo so entrüstet, daß er sein Schwert zog und seinem Sohne, den er ebenfalls nicht kannte, den Kopf abschlug. Als er darauf in das Haus trat, erfuhr er von seinem Weibe, daß der Mann, dem er den Kopf abgeschlagen, sein eigener Sohn sei. Darüber wurde er untröstlich und erzählte, was er gethan, in der Versammlung der Götter. Diese ertheilten ihm den Rath, nach dem Walde zu gehen und dem ersten Wesen, dem er begegnete, den Kopf abzuhauen und denselben auf den Rumpf seines Sohnes zu setzen. Mahadeo begab sich darauf auf den Weg, traf einen Elephanten an, dem er sogleich mit seinem Schwerte den Kopf abschlug und diesen auf den Rumpf seines Sohnes setzte.

Nach den drei obersten Göttern kommen acht Untergötter als Welthüter, von denen Indra der Gott des niedrigsten Himmels ist. Ihnen folgen die übrigen Götter und Geister. So verschieden auch die Namen, die Gestalten, die Kräfte und die Thätigkeiten der Hindu-Gottheiten sein mögen, so giebt es doch nicht viele Götter, sondern nur Einen Gott, nicht viele unzusammenhängende, unabhängige Persönlichkeiten, sondern nur viele personificirte Gestalten der Einen Gottheit, indem der Eine in Viele übergegangen ist. Der Hindu hält aber die mannigfaltigen Offenbarungen der einen Gottheit in geistiger, menschlicher und thierischer Gestalt für keine Entartung derselben, denn er glaubt, daß sie ebenso wenig wie die Luft, die Alles durchdringt, durch Etwas befleckt werden kann.

Außer den Haupt- und Untergöttern halten die Hindus auch die Brahmanen für Götter. Sie sind die sichtbaren Stellvertreter des Brahma in menschlicher Gestalt und

die einzigen Ausleger der Veda's, durch die Brahma seinen Willen den Menschen kund gethan hat. Er hat ihnen das Recht gegeben die Angelegenheiten der Menschen in solcher Weise zu ordnen, wie sie es am besten finden. Die Hindus glauben, es sei das größte Verdienst den Brahmanen Opfergaben zu spenden. Auch sagen sie, daß wer nur einen Schluck von dem Wasser trinkt, worin einer von ihnen seine Füße gewaschen oder auch nur mit seiner großen Zehe berührt hat, oder wer auf seinem Haupte die Dinge trägt, die mit dem Fuße des Brahmanen in Berührung gekommen, der wird von all' seinen Sünden befreit; und wer um den Brahmanen geht und ihn anbetet, erhält das Verdienst, als wenn er eine Pilgerfahrt um die ganze Welt gemacht hätte.

Mit dem Brahmaismus in Indien steht auch der Naturdienst im innigsten Zusammenhange. Dem Hindu geht die ganze Natur, die zu seinem Dienst geschaffen ist, in die Gottheit auf. Er verehrt nicht nur Sonne, Mond und Sterne, Feuer, Luft und Wasser, sondern auch Stiere, Kühe, Affen, Hunde, Pfauen und Fische, Bäume, Sträucher, Muscheln, Steine und viele andere Dinge. Von den Malabaren an der Westküste Ostindiens werden die Schlangen göttlich verehrt. In Surate ist ein Hospital für kranke Thiere, für Pferde, Ochsen, Kameele, Affen u. dergl. errichtet. Ja es giebt sogar ein Zimmer für Insekten, Flöhe, Wanzen und Läuse, und es sollen arme Leute eigens bezahlt werden, um sich von diesen Thieren Blut aussaugen zu lassen.

Unter allen Thieren wird ganz besonders die Kuh, weil sie die Gottheit Erde repräsentirt, heilig gehalten. Sie wird vom Volke hoch verehrt. Das Tödten einer Kuh zog früher die Todesstrafe nach sich. Es giebt ein heiliges Buch in Indien von den Tugenden und von den Verdiensten

der Kuh. Wenn die Leute schwören, so fassen sie den Schwanz dieses Thieres an, und wenn sie dem Tode nahe sind, so ergreifen sie denselben, damit ihre Seele bei der nächsten Wanderung in eine Kuh übergehe, denn die Kuh wird bei der Seelenwanderung als das letzte Thier vor dem Menschen gedacht. Wenn eine Kuh ihr Bein bricht, oder sonst einen großen Schaden nimmt, so wird ein Hindu sie eher in ihrem Schmerz umkommen lassen, als daß er sie einem Muhammedaner zum Schlachten verkaufen sollte.

Aus dem Pflanzenreiche wird vornehmlich der Pipal oder indische Feigenbaum hoch verehrt. Frauen pflegen um denselben herumzugehen, ihre Gebete herzumurmeln und dem Baume heiliges Wasser, Blumen und Reis zu opfern. Am Stamme desselben sieht man nicht selten Götzenbilder, hauptsächlich das des Schiwa aufgestellt.

Am tiefsten zeigt sich aber der Abfall der Hindus darin, daß sie das Werk ihrer eigenen Hände anbeten. Jeder verehrt die heiligen Bücher, Kaufleute ihren Laden, Schreiber ihre Feder und ihr Tintenfaß, Handwerker und Bauern ihr Geräthe, Schiffer und Fischer ihre Fahrzeuge und Netze; Soldaten beten ihre Waffen an, um glücklich in ihrem Berufe zu sein, Braut und Bräutigam den hölzernen Mörser und die hölzerne Mörserkeule, womit man den Reis stampft, um ihn von seiner Hülse zu befreien. Dazu kommt nun noch das große Heer von Götzen aus Holz, Thon, Stein und verschiedenem Metall verfertigt, denen man göttliche Verehrung beweist. Diese Götzen sind von verschiedener Größe. Manche von ihnen sehen recht abscheulich und gräßlich aus und erfüllen das Gemüth des Fremdlings mit Grauen, Entsetzen und Widerwillen, nie aber mit heiliger Ehrfurcht und Andacht. Man muß staunen, daß es Satan gelungen

ist, solche abscheuliche, fürchterliche und sonderbare Gestalten Millionen von Hindus, die mit so viel Verstand begabt sind, zum Gegenstand der tiefsten Anbetung zu machen.

Es giebt Götter der Weisheit und der Thorheit, des Krieges und des Friedens, des Guten und des Bösen, der Freude, des Zorns und der Grausamkeit, welche nach dem Blute ihrer Opfer dürsten. Die Tugenden und Laster der Menschen, jeder Stand und Beruf, jede Sekte, die Elemente der Natur und die verschiedenen Jahreszeiten, kurz, Alles hat seinen Schutzgott.

In der Götterlehre der Hindus findet sich Lüge, Irrthum und Thorheit mit der Wahrheit auf wunderbare Weise vermischt. Die Erkenntniß des wahren und lebendigen Gottes ist unter ihnen gänzlich verloren gegangen. Die Hindus bemühen sich noch immer vergeblich den wahren Gott kennen zu lernen, obgleich er sich an ihnen nicht unbezeugt gelassen hat, ihnen viel Gutes gethan, vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gegeben und ihre Herzen erfüllet mit Speise und Freude. (Apg. 14, 17.)

Die Göttersagen der Hindus enthalten sehr gräuliche Schand- und Lastergeschichten. Fast alle Götter haben sich in jedem Laster herumgewälzt. Sie sind Lügner, Betrüger, Diebe, Mörder, Ehebrecher und Blutschänder gewesen und verdienen nichts weniger als geachtet zu werden.

Wenn der Missionar mit den Hindus über die Schandthaten und Laster der Götter spricht, wie sie dieselben als Gott ansehen und verehren können, so gebrauchen sie entweder das Bild vom Feuer, welches zwar Alles verzehrt aber durch nichts verunreinigt werden kann, oder sie suchen sich dadurch zu rechtfertigen, indem sie sagen: „Dem Allmächtigen klebt keine Sünde an“ und fügen dann erklärend hinzu: „Ich

als Mensch darf dies und jenes nicht thun, aber Gott als der Allmächtige kann es thun, ohne zu sündigen.“ Diese Ueberzeugung erhalten sie durch ihre eigenen Religionsbücher; denn in einigen wird behauptet, daß Gott niemals sündigen könne, in anderen dagegen wird gesagt, er habe zwar gesündigt, aber es kann ihm keine Sünde zugerechnet werden. So wird das Volk durch seine eignen Bücher irre geleitet. Oft wird auch in der einen Stelle eine Gottheit sehr hoch erhoben, in der andern dieselbe verworfen.

Was die Verehrung der Götter anbetrifft, so wird in den heiligen Büchern gelehrt, daß es dem göttlichen Wesen angenehm ist, im Bilde angebetet zu werden; an andern Stellen wird dagegen über den Götzendienst das Verdammungsurtheil ausgesprochen. In Folge des Götzendienstes haben unter den Hindus alle Sünden und Laster überhand genommen, so daß keine Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit, keine Treue und Wahrhaftigkeit bei ihnen zu finden ist.

Man muß staunen, wie das kluge und begabte Volk Götzen anbeten kann, von denen es weiß, was für ein schändliches und lasterhaftes Leben sie geführt haben. Der Hindu selbst nennt den Mahadeo einen Trunkenbold, den Krischna einen Milch- und Butterdieb, und macht noch viele andere abscheuliche Handlungen namhaft, welche dieser und jener Gott begangen hat.

Der Hindu kann seine Götter, entweder einzeln oder als eine große Gesammtmasse verehren. Da Alles seinen Schutzgott hat, so wendet man sich an den Gott des Reichthums, um Geld und Gut zu erlangen; an den Gott der Fruchtbarkeit, um eine gesegnete Ernte zu erhalten; an den Gott der Weisheit, um mit Verstand ausgerüstet zu werden; u. s. w. Einige von den Göttern haben eine

beschränkte, andere dagegen eine sehr ausgedehnte Herrschaft. Diejenigen, die durch ihre Macht auf Erden den größten Einfluß ausüben, ihre besondere himmlische Wohnung haben und im Stande sind, ihren Verehrern den Aufenthalt in ihrem Himmel in Aussicht zu stellen, haben die meisten Anbeter. Viele von den Göttern haben Tempel und man bringt ihnen blutige und unblutige, Brand- und Trank-Opfer dar; sie werden täglich angebetet und haben ihre jährlichen Feste. Dann giebt es solche, welche zwar als Götzenbilder täglich und in den jährlich wiederkehrenden Festen verehrt werden, aber keine Tempel haben. Einige erfreuen sich der Auszeichnung, daß sie als Götzenbilder täglich angebetet, Andere nur durch das Medium eines entsprechenden Symbols verehrt werden.

Unter den Göttern erfahren hauptsächlich Wischnu und dessen Incarnationen in der Person des Ram und Krischna mit ihren Frauen die größte Verehrung; ferner der Gott Schiwa oder Mahadeo und dessen Gattin, die in der Gestalt der Kali und der Durga angebetet wird. Auch der Gott Ganesch und Dschagannáth (Herr der Welt) und die Göttin Ganga werden allgemein verehrt. Für alle Götter sind in den heiligen Büchern bestimmte Gebete, Ceremonieen und Gebräuche verordnet. Die Anbetung der Götter geschieht aber nicht etwa aus Dankbarkeit und Liebe, sondern alle Gebete, Lobpreisungen, Gaben, Opfer, Ceremonieen und Gebräuche werden nur deshalb verrichtet, um ihnen zu gefallen, ihre Laune zu befriedigen und ihren Unwillen abzuwenden; oder man verehrt sie, um ihnen zu schmeicheln und sie gewissermaßen dadurch zu bestechen, damit sie nur die Gebete erhören möchten. Doch giebt es auch Viele, welche die Anbetung darum verrichten, damit die Götter es ihnen ge-

statten möchten, sich einst an ihren himmlischen Genüssen zu betheiligen. Dies sind die Zustände, in welchen wir die Bewohner Indiens noch heute erblicken.

13. Das Kastenwesen.

Wie der Mensch durch Hochmuth mit seinem Schöpfer, so ist er durch Selbstsucht mit seinem Nächsten zerfallen. Dies erblicken wir im allerschroffsten und strengsten Gegensatze unter den Hindus in Ostindien, wo sich das Kastenwesen, deren Urheber wahrscheinlich die Brahmanen sind, schon seit Jahrtausenden vorfindet. Der Stolz und die Selbstsucht des Menschen hat dort viele Kasten in's Leben gerufen, von denen die eine immer höher als die andere zu stehen sucht.

Kaste ist ein portugiesisches Wort. Man versteht darunter eine erbliche, geschlossene, mit gewissen Rechten versehene Volksabtheilung, deren Mitglieder nur vermöge ihrer Geburt derselben angehören und nur in Folge von Ausstoßung sie verlassen können. Die Hindus selbst nennen eine solche Volksabtheilung Dschát. Das Princip des jetzigen Kastenwesens beruht auf dem Unterschiede zwischen Rein und Unrein. Die verschiedenen Kasten in Indien dürfen nicht wie es zu geschehen pflegt, als ein Rang und Stand in der menschlichen Gesellschaft angesehen werden, deren Entartung im Laufe der Zeit jetzt durch das Christenthum geheiligt werden müsse. Die, welche dieser Meinung sind, berufen sich zur Vertheidigung des Kastenwesens auf die Verschiedenheit unserer Stände, aber diese haben nicht tief unter sich stehende Menschenklassen, die unrein sind, wie es

in Indien der Fall ist. Auch entspricht die höhere Kaste nicht unserm Geburtsadel, weil dieser Einem, der ihn bisher noch nicht gehabt hat, verliehen werden kann, was in Indien nicht möglich ist. Ebenso darf man die Unreinheit der Kaste nicht mit Unreinlichkeit in leiblicher Beziehung verwechseln; denn es giebt Personen der niederen Kaste, welche sich durch Fleiß, Treue und gute Aufführung zu einer achtbaren, würdevollen Stellung empor gearbeitet und das Ansehen eines feinen Herrn haben und dennoch mit Andern nicht näher verkehren dürfen, sondern Mitglieder ihrer Kaste bleiben müssen. Endlich entsprechen die Kasten auch nicht dem Verhältniß zwischen Herrn und Sklaven: denn die Leute der niedrigsten Kasten sind nicht Sklaven, sie stehen aber in den Augen der höheren als unrein da und bleiben es auch dann, wenn sie die Herren Solcher geworden sind, die der höheren reinen Kaste angehören. Ferner kann ein Sklave frei, ja seinem Herrn gleich werden, doch das geht nicht in der Kaste. Hier ist die angemaßte Reinheit der höheren Kaste erblich und unabänderlich, dagegen ist die Unreinheit der Kaste ein bleibender Fluch.

Das Auffallende bei dem indischen Kastenwesen ist, daß die Reinheit einer Kaste weder durch Frömmigkeit und Tugend, durch Weisheit und Gelehrsamkeit aufrecht erhalten werden, noch durch grobe Sünden und Vergehungen verloren gehen kann. Denn es bleibt Einer ein Brahmane, selbst wenn er ein Dieb, Ehebrecher oder Mörder geworden ist, andererseits kann ein Schudra, wenn er noch so tugendhaft, weise und gelehrt ist, niemals ein Brahmane werden. Die Reinheit der Kaste geht nur durch Berührung und Befleckung mit Einem aus einer niederen Kaste, hauptsächlich aber durch Essen und Trinken verloren; ja in manchen Fällen befleckt

schon das Angehauchtwerden von dem, den man für unrein hält, und macht der Kaste verlustig.

Das Kastenwesen hatte ursprünglich allem Anschein nach eine politische sociale Einrichtung und wahrscheinlich manchen Nutzen und Segen gestiftet, doch ist dasselbe dadurch, daß die höchst privilegirte Klasse der Brahmanen, welche die Herrschaft an sich gerissen und die Kaste später zu einem religiösen Institut erhoben haben, ein wahrer Fluch und Bann für die Nation geworden. Das System des Kastenwesens ist nur ein Theil der indischen Religion. Dadurch aber, daß es mit der Religion und dem Götzendienst der Hindus in der innigsten Verbindung steht und von der Aufrechthaltung der Kaste Heil und Seligkeit abhängig gemacht wird, ist es recht heidnisch, teuflisch und verwerflich geworden. Die Unterschiede, welche es zwischen den Familien und den Geschlechtern begründet, sind nach der Ansicht der Hindus nicht zufällig, sondern wesentlich, nicht durch menschliche Willkür, sondern durch den ewigen Rathschluß ihres Gottes bestimmt und durch seinen ausdrücklichen Willen in's Leben gerufen.

Der Hindu ist durch seine Religion nicht nur von anderen Nationen, sondern auch von dem näheren gesellschaftlichen Verkehr mit seinen Glaubensgenossen streng abgeschlossen. Die Kastenabtheilung greift tief in alle Lebensverhältnisse hinein. Das Volk von ein und derselben Nation, von ein und derselben Religion und Sitte ist von dem Brahmanen, welcher der „Gott der Erde" genannt wird, bis zum Tschamar und Dom in Oberindien und den Parias in Südindien, deren Namen der Brahmane ohne auszuspeien nicht auf seine Lippen nehmen soll, in viele Klassen getheilt. Jeder ist durch die Kaste auf den innigen Verkehr nur mit sei-

nen Kastengenossen angewiesen; er ist in einen Kreis eingeschlossen, in welchem er sich nur bewegen darf. Der Hindu, der durch die Geburt in die eine oder andere Kaste tritt, muß darin verbleiben und es ist ganz unmöglich, daß Jemand aus einer höheren in eine niedere oder aus einer niederen in eine höhere Kaste übergehen kann.

Die für alle Kasten geltenden Gesetze sind: Alle müssen ein oberstes, göttliches Wesen anerkennen und dasselbe unter dem dreifachen Symbol der Sonne, des Feuers und des Wassers verehren; sie müssen eine Belohnung der Tugend hoffen und eine Bestrafung des Lasters fürchten. Ferner dürfen diejenigen, welche zu einer Kaste gehören, nicht in die andere hinein heirathen oder überhaupt in eine andere übergehen, sondern müssen in der ihrigen beharren. Außer diesen allgemeinen Gesetzen hat jede Kaste und in dieser wieder jede Unterabtheilung noch ihre besonderen Vorschriften und zwar die höchste die strengsten.

Jede Kaste schreibt durch göttliche Bestimmung ihren Mitgliedern ihren Rang, Stand, Beschäftigung, Sitten, Gebräuche und viele andere Pflichten vor, die sie zu beobachten haben, ohne Rücksicht auf die Fähigkeiten, Wünsche und Neigungen des Menschen zu nehmen. Das Kind muß das werden, was der Vater ist. Der Sohn eines Brahmanen wird ein Brahmane; der Sohn eines Kriegers wird ein Krieger. Ist der Vater ein Kaufmann gewesen, so muß der Sohn dasselbe werden; war er ein Schneider, so muß er auch ein Schneider werden; und so geschieht es in allen Lebensverhältnissen. So ist es gekommen, daß bei der Ausbildung dieses Kastensystems die naturgemäße Entwickelung des Volkes sowohl, wie des Einzelnen besonders bei denen, die einer niederen Kaste angehören, ganz unmöglich gemacht wird.

Die Fesseln, die das Kastenwesen dem Hindu anlegt, erstrecken sich auf alle nur erdenkbaren Verhältnisse. Der Hindu kann nur mit seinen Kastengenossen Familienfeste feiern. Sogar Glieder aus den verschiedenen Unterabtheilungen derselben Kaste dürfen nicht mit einander essen und trinken, denn gerade in diesem Falle zeigt sich die Kastenreinheit und Heiligkeit der Hindus in einem schneidenden Gegensatz gegen das Wort des Herrn: „Was zum Munde eingehet, das verunreiniget den Menschen nicht, sondern, was zum Munde ausgehet das verunreiniget". (Matth. 15, 11.) Wer bei den Hindus mit Personen von einer anderen Kaste ißt, begeht eine große Sünde und wird als unrein angesehen. Auf das, was aus dem Herzen kommt, wird kein Gewicht gelegt, aber das, was der Hindu ißt, und mit wem er ißt, wird zum Gegenstand genauer Vorschriften gemacht.

Jeder Hindu, er mag wollen oder nicht, muß sich in dem ihm angeborenen Stand und Beruf fügen und ihm auf das ängstlichste treu bleiben. Wer gegen die Vorschriften seiner Kaste handelt, verliert alle Wohlthaten und Segnungen, die mit der seinigen verbunden sind. Er wird aus seiner Kaste gestoßen und als Auswurf betrachtet und muß sich allen nachtheiligen Folgen unterziehen. Schon hier auf Erden trifft ihn Schmach und Verachtung, Noth und Elend im reichen Maße, bei seinem Tode wird ihm die religiöse Begräbnißfeierlichkeit verweigert, und in jener Welt geht ihm die Seligkeit verloren. Und wer einmal die Kaste eingebüßt hat, er sei ein Brahmane oder Krieger, oder was er wolle, so steht es nicht in seiner Macht sich in eine andere einzubürgern und an ihren Rechten Theil zu nehmen. Er gehört nachher keiner Kaste an, und kann niemals seinen ehemaligen Zustand wieder erhalten. Ein solcher Mensch bildet

dann in Zukunft ein Geschlecht einer eignen Gattung. Aus diesem Grunde ist jeder Hindu eifrig bemüht seine Kaste auf jegliche Weise aufrecht zu halten; er läßt deshalb das Härteste über sich ergehen und bringt ihr die größten Opfer dar. Nur die Personen aus den untersten Schichten des Volks können ihre verlorene Kaste in einzelnen Fällen wieder erlangen; dazu ist jedoch nicht etwa ein tugendhafter Wandel erforderlich, sondern man giebt seinen Kastengenossen ein großes Mahl, den Brahmanen Geschenke und den Göttern Opfer.

Major Scott Warning erwähnt einen Fall, der uns deutlich zeigt, was das System der Kaste ist, und welche große Macht sie auf die Hindus ausübt. Er spricht: „Im Jahre 1766 gebrauchte Lord Clive und Herr Verelst den ganzen Einfluß der Regierung um einem Hindu seine Kaste wiederzugeben, die er nicht durch seine eigene Schuld verloren hatte, sondern weil er durch einen höchst unverzeihlichen Akt dazu gezwungen war, einen Tropfen Fleischbrühe zu trinken. Die Brahmanen waren durch die eigenthümlichen Umstände dieses Vorfalls sehr bemüht, den Wünschen der Regierung zu willfahren. Die vornehmsten Männer unter ihnen kamen einmal in Krischnagar und ein andres Mal in Calcutta zusammen um darüber Rücksprache zu nehmen, aber nach langer Berathung und Prüfung ihrer alten Urkunden erklärten sie Lord Clive, daß, weil nichts vorher stattgefunden hätte, um diese Handlung zu rechtfertigen, so wäre es ihnen unmöglich dem Unglücklichen zu seiner Kaste wieder zu verhelfen. Der Mann starb nachher vor Gram, denn jenes geringe Vergehen wurde ihm zu einem schweren Verbrechen gerechnet, dagegen Barmherzigkeit und Liebe nicht geübt."

Das Kastenwesen in Indien ist, wenngleich alt, doch in seiner gegenwärtigen Gestalt mehr neueren Ursprungs. Daß=

selbe ist eine gottlose Entstellung der Schöpfungsgeschichte der Menschen, wie wir sie in der heiligen Schrift vorfinden. Während uns hier berichtet wird, daß Gott den ersten Menschen nach seinem Bilde schuf und Alles, was er gemacht hatte, gut war, kehrt der Hinduismus oder vielmehr der Brahmaismus diese Urkunde um und sagt, daß Brahma, — den man aber von Brahm, dem Weltenschöpfer, dem Urquell alles Daseins unterscheiden muß, indem ersterer selbst von ihm sein Dasein empfing, — vier verschiedene Menschenklassen geschaffen habe. In den Veda's und Schaster's werden vier Hauptkasten erwähnt, nämlich: Die Brahmanen, die Tschatri's, die Waisch und die Schudr's oder Sudr's. Diese zerfallen wieder in viele Unterabtheilungen. Ihre Vorschriften sind so mannigfaltig daß, wollte man die Hindus streng nach diesen prüfen, so würde man in dem ganzen Lande vielleicht nicht Einen finden, welcher seine Kaste nicht verloren hätte.

Der Ursprung der Kaste ist in ein großes Dunkel gehüllt und kann aller Forschung ungeachtet nicht genau festgestellt werden. Manche sagen, daß der König Saunak die vier Kasten eingerichtet habe. Nach den Veda's und einigen Purán's entsprangen die Brahmanen oder Priester und Gelehrten aus dem Haupt des Gottes Brahma; die Tschatri's oder Krieger aus der Brust und den Armen; die Waisch oder Landbauer und der Handelsstand aus dem Leibe und den Lenden, und die Schudra's oder die Handwerker und Diener aus den Füßen. Andere Puráns dagegen behaupten, daß Brahma zuerst ein Männchen und ein Weibchen schuf, während im Bhágwat geschrieben steht, daß Brahma sich selbst in zwei Theile theilte, wo dann die rechte Seite zur männlichen und die linke Seite zur weiblichen Person

wurde. Diese theilten später ihre Kinder in vier Kasten. Weil nun darüber sich viele Widersprüche in den Religionsbüchern vorfinden, so ist es ganz unmöglich zu sagen, wie die Kasten sich gebildet haben.

Sowohl die Veda's als auch die Schasters geben uns keinen befriedigenden Aufschlüß über die Kaste. Man kann aus diesen Büchern nicht bestimmt beweisen, worin z. B. das Brahmanenthum besteht, ob in der Abstammung, in der Weisheit oder in den religiösen schriftlichen Uebungen. Doch geht es aus den ältesten Quellen hervor, daß der Titel: „Brahmane" ganz wahrscheinlich einzelnen Personen als Auszeichnung verliehen und in späterer Zeit auf die Beobachtung gewisser Gebräuche und Berufsarbeiten übertragen wurde. Aehnlich verhält es sich auch mit den andern Kastennamen.

In den Veda's heißt es: daß die Götter nur den Menschen für einen Brahmanen halten, welcher frei von Unmäßigkeit, Selbstsucht, Weltliebe und Haß ist, und keine Geschenke annimmt. Ferner findet sich in den Schaster's folgendes merkwürdige Gespräch zwischen dem Weisen Vaisham Payana mit dem König Yudischthir. Dieser frägt jenen: „Wen nennst du einen Brahmanen, und was sind die Kennzeichen des Brahmanenthums." Darauf antwortet Vaisham: „Das erste Kennzeichen eines Brahmanen ist, daß er Langmuth und die übrigen Tugenden besitze, sich niemals einer Gewaltthat und Ungerechtigkeit schuldig mache, kein Fleisch esse und niemals ein lebendiges Wesen verletze; das zweite Kennzeichen, daß er nichts nehme, was einem Andern gehört, ohne die Zustimmung des Eigenthümers, selbst wenn er's auf der Straße findet; das dritte Kennzeichen, daß er aller Lüste und Begierde Herr sei und sich gegen alle irdischen Verhältnisse ganz gleichgültig verhalte; das

vierte, mag er als Mensch, Gott oder Thier geboren sein, daß er keusch sei; das fünfte, daß er folgende fünf Eigenschaften besitze: Wahrheit, Barmherzigkeit, Selbstbeherrschung, allgemeines Wohlwollen und Büßungen. Wer diese fünf Kennzeichen des Brahmanenthums hat, den erkenne ich für einen Brahmanen an, und wer sie nicht besitzt, der ist ein Schudra, denn das Brahmanenthum hängt nicht von der Abstammung, von der Geburt, noch von der Ausübung gewisser Ceremonien ab. Wenn ein Tschandal tugendhaft ist, und diese oben erwähnten Kennzeichen hat, so ist er ein Brahmane. O Judischthir! früher gab es in unserer Welt nur eine Kaste; die Abtheilung der vier Kasten ist durch die Verschiedenheit der Gebräuche und Geschäfte entstanden. Alle Menschen werden vom Weibe auf gleiche Weise geboren, sind denselben natürlichen Bedürfnissen unterworfen und haben dieselben Organe und Sinne. Aber ich halte denjenigen, dessen Betragen beständig gut ist, für einen Brahmanen, und wenn es anderer Art ist, für einen Schudr. Dagegen wenn ein Schudr diese Tugenden besitzt, so ist er ein Brahmane. O Judischthir! wenn ein Schudr über die Lockungen der fünf Sinne erhaben ist, so ist es eine Tugend ihm Gaben zu geben, welche im Himmel belohnt werden. Kümmere dich nicht um seine Kaste, sondern siehe auf seine Eigenschaften. Wer in dieser Welt stets Gutes thut und immer bereit ist, Allen wohlzuthun und Tag und Nacht in guten Handlungen zubringt, ein solcher ist ein Brahmane; und wer das weltliche Treiben verläßt und sich einzig und allein mit der Erlangung der ewigen Seligkeit beschäftigt, ein solcher ist auch ein Brahmane, und wer sich von der Vernichtung des Lebens, weltlicher Liebe und schlechter Handlungen enthält und frei ist von Leidenschaft und Verleumdung, ein solcher ist eben-

falls ein Brahmane. Und wer Zufriedenheit und Barmherzigkeit und Selbstbeherrschung und Freiheit und Wahrheit und ceremonielle Reinigung und Mitleid und Gelehrsamkeit u. s. w. besitzt, ist ein Brahmane."

Und an einer andern Stelle lesen wir, daß die Götter nichts nach der Kaste fragen, sondern nur denjenigen für einen Brahmanen halten, der ein guter Mensch ist, sei er auch von geringer Herkunft. Der Tschandal, der durch strenge Büßungen alle seine Sünden getilgt hat, soll von den Weisen geehrt werden, während der Mensch, welcher selbst die Veda's weiß, wenn er ein Ungläubiger ist, verachtet werden soll.

Merkwürdig bleibt es, daß dessenungeachtet das Kastenwesen zu einer solchen Macht und Gewalt in Ostindien gelangt ist, da man in der Urzeit des indischen Volkes keine Kasteneintheilung kannte; denn eine Stelle in ihren alten heiligen Büchern lautet also: „Vor der Zeit des Königs Parowás gab es nur Eine Kaste, Einen Altar und Einen Gott." Nähere Vorschriften über die Kasteneinrichtung finden wir erst in dem Gesetzbuch **Manus**, dessen Entstehung man in das 12. Jahrhundert setzt. Richten wir nun unsere Blicke auf die Kasten selbst, wie sie sich uns gegenwärtig darstellen.

Zu der **ersten Kaste** rechnet man die **Brahmanen**. Diese haben von den höheren Kasten am meisten ihre Kastenreinheit beibehalten, während die Anderen sie mehr oder weniger verloren haben. Als Abkömmlinge aus dem edelsten Theile des Brahma stehen die Brahmanen unter dem besonderen Schutze ihres Gottes; er selbst sorgt für sie, und wenn er dies auch für die übrigen Menschen thut, so geschieht dies nur auf die Fürbitte der Brahmanen. Ihr Einfluß auf die übrigen Kasten ist daher sehr groß. Es giebt kein so

geringes Verhältniß des Lebens, in welches sie nicht als Herren und Vertreter der Götter eingreifen. Ihre Person ist heilig und unverletzlich, ist geschützt durch die allerstrengsten Gesetze und auf jede Weise begünstigt. Manu sagt: „Wer einen Brahmanen beleidigt und diese Beleidigung nicht durch eine Sühne ausgleicht, ja, wer den Priester nur mit einem Grashalme schlägt, soll wegen dieser Sünde der ewigen Verdammniß theilhaftig werden. Wenn ein Schudr es wagt, einen Brahmanen mit groben Schmähungen zu beleidigen, so soll ihm seine Zunge gespalten werden, und wenn er mit Verachtung spricht: O Deodata, du Auswurf vom Brahmanen, so soll ihm eine glühende Eisenstange zehn Finger lang in den Hals gestoßen werden; sollte er es aber wagen aus Stolz einem Brahmanen Belehrung ertheilen zu wollen, so soll ihm siedendes Oel in den Mund und in die Ohren gegossen werden, und sollte er vor ihm ausspeien, so soll der König seine beiden Lippen zerfetzen lassen." Die Vergehungen der Personen der anderen Kasten werden mit harten Strafen belegt, während mit Rücksicht auf den Brahmanen befohlen wird, daß auch der König ihn nicht antasten oder kränken soll, im eintretenden Falle würde die Gottheit dem Brahmanen zu Hülfe kommen und den König verderben.

Der Brahmane darf, wie die heiligen Bücher lehren, wenn er sich auch eines Verbrechens schuldig macht, weder an seinem Leben, noch an seinem Eigenthum, noch an seinem Körper bestraft werden. Bei dem Diebstahl thut er sich selbst, nicht Andern Schaden. Wird er des Verbrechens überführt, so kann nur Verbannung über ihn, jedoch mit Beibehaltung seines ganzen Eigenthums verhängt werden. Man kennt kein größeres Verbrechen auf Erden, als einen Brahmanen zu schlagen. Der König soll nicht einmal den

Gedanken haben, einen Brahmanen zu tödten. Doch ist es schon geschehen, daß manche Fürsten sie ihrer Vergehungen wegen in einem Sack haben ersäufen lassen, um wenigstens kein heiliges Blut zu vergießen.

An einer andern Stelle wird dem Brahmanen verboten die Ueberreste seiner Nahrung, so wie weder geistlichen noch weltlichen Rath einem Schudr zu geben, dagegen wird er ermächtigt von dem Eigenthum desselben Besitz zu nehmen; denn Alles, was der Schudr hat, gehört seinem Herrn, dem Brahmanen. Ferner wird gesagt, daß wenn auch der König vor Hunger sterben sollte, so muß er doch niemals eine Abgabe von dem gelehrten Brahmanen fordern noch gestatten, daß dieser in seinen Besitzungen belästigt werde. Wenn zu irgend einem Vermögen Erben fehlen, so muß es der gelehrte Brahmane erhalten. Dann heißt es von ihnen: „Wenn die Brahmanen unterdrückt und deshalb zornig werden, so könnten sie den König, seine Armeen, Elephanten und Schätze vernichten und andere Welten und Regenten, desgleichen neue Götter und sterbliche Wesen schaffen. Denn durch ihren Beistand bestehen Götter und Welten." Den Verwandten wird zur Pflicht gemacht, daß wenn ein Brahmane stirbt, er nicht von einem Schudr hinausgetragen werden soll, weil die Berührung eines solchen Menschen eine Befleckung herbeiführen und seinen Eintritt in den Himmel erschweren würde. Die Folge aller dieser Verordnungen ist, daß die Kaste der Brahmanen mit Stolz und hohem Selbstgefühl erfüllt ist. Sie wacht mit äußerster Strenge darüber, sich von ihrem Rechte nichts zu vergeben und sich nicht mit andern Kasten zu vermischen. Das geht so weit, daß der Brahmane, wenn er im Dienst eines indischen Fürsten als Minister oder Sekretair steht, Alles vermeidet, um sich nicht

durch nähere Berührung mit ihm zu verunreinigen. Er darf wegen des höheren Ranges seiner Kaste sogar mit einem Könige nicht essen, und er würde lieber das Härteste erdulden, ehe er ihm seine Tochter zur Gemahlin gäbe.

Die Brahmanen bilden den Priester- und Gelehrten-Stand. Ihnen liegt es ob, Künste und Wissenschaften zu fördern, Krankheiten zu heilen, die Veda's fleißig zu studiren, die Religion zu lehren und die Opferceremonien zu verrichten. Sie sollen eigentlich nur von freien Gaben leben, höchstens für sich Ackerbau treiben, doch giebt es jetzt auch solche, welche große Güter haben. Es wird ihnen zur Pflicht gemacht oft zu fasten und zu beten, und wenn sie reich sind, Almosen zu geben. Sie sollen nichts Lebendiges tödten, höchstens Opferfleisch genießen, auch sollen sie sich eines keuschen und strengen religiösen Lebenswandels befleißigen. Da die Brahmanen durch Sprache und Wissenschaften sich auszeichnen, so nehmen sie nicht selten bei indischen Fürsten eine hohe Stellung ein.

Zehn bis zwölf Tage nach der Geburt wird dem Kinde des Brahmanen der Name gegeben. Der erste Theil des Namens muß sich stets auf einen heiligen Stand beziehen, und der zweite muß Glück und Segen bedeuten. Bei der Tonsur und bei der Anlegung der heiligen Schnur werden große Feierlichkeiten begangen und Opfer gebracht.

Die Brahmanen zerfallen nach ihren verschiedenen Verrichtungen in vier Klassen. Um in die erste Klasse einzutreten muß der geborne Brahmane wenigstens sieben Jahre alt sein und beginnt mit der Tonsur. Diese besteht darin, daß dem jungen Brahmanen der Kopf geschoren wird bis auf seinen Haarzopf am Hinterhaupte. Die Tonsur ertheilt ihm das Recht zu priesterlichen Handlungen. Er erhält nun einen Guru (Religionslehrer), der ihn in den Veda's unter-

richtet. Zwischen dem achten und funfzehnten Jahre wird ihm die Ordensschärpe, die Brahmanenschnur, umgelegt. Diese besteht aus neun einzelnen, nach drei Abtheilungen unter sich vereinten baumwollenen Schnüren, welche über die Brust und über die linke Schulter zum Rücken geht. Die Anlegung dieser Schnur wird als eine zweite Geburt betrachtet, daher führen die Brahmanen von jetzt ab den Namen: Zweigeborne. Vor dieser Weihe steht jeder Brahmane mit den Schudr's als Einmalgebornen auf einer Stufe. Mit der empfangenen Schnur tritt der Brahmane in die zweite Klasse. Er erhält dadurch das Recht, das Gesetz zu studiren und zu lehren, letzteres aber erst dann, wenn er zu den höheren Graden gelangt ist. In dem ersten Grade ist ihm geboten, keinen Betel zu kauen, enthaltsam zu sein, den Bart nicht zu scheeren, sich täglich zu baden, das Gesetz zu studiren, sich der priesterlichen Handlungen zu enthalten und von Almosen zu leben. Im zweiten Grade wird der Jüngling ehefähig erklärt. Er muß alsdann Opfer, aus Blumen, Weihrauch und Reis bestehend, bringen, hat die geheiligten Zeichen seines Gottes auf Stirn, Brust und Armen zu tragen, und hat sich bei der höchsten Strafe der Ausstoßung aus der Kaste des Weins und aller starken Getränke, des Knoblauchs, der Zwiebeln, Rüben, Eier, des Fleisches, der Fische, kurz alles Belebten zu enthalten. Will der Brahmane in dieser Klasse bleiben, so darf er heirathen, seine Kinder erziehen und Handel, Feld- und Gartenbau oder irgend ein ehrbares Geschäft treiben. Die Allermeisten findet man in weltlichen Aemtern. Die Brahmanen sind frei von jeder Abgabe, und bei völliger Verarmung hat jeder das Recht, sich von milden Gaben zu nähren. In welchem Amt und Beruf er aber auch stehen mag, so hat er sich der Fröm-

migkeit zu befleißigen, Gutes zu thun und über die Gottheit nachzudenken.

Wünscht der Brahmane in die dritte Klasse zur Priesterwürde, zu den Geheimnissen der Religion selbst, zu gelangen, so muß er aus einer angesehenen Familie stammen, darf sich nicht verheirathen und muß zwölf Jahre lang in einem Hindukloster studiren. Durch den schwersten Eid wird er verpflichtet, die Religionsgeheimnisse nie zu offenbaren und muß sich fünf Jahre zum Stillschweigen sogar bei religiösen Feierlichkeiten verbindlich machen und darf nur durch Zeichen reden. Nun lebt er aber nicht mehr von Almosen, sondern wird vom Kloster unterhalten. Aus dieser Klasse gehen nach jenen zwölfjährigen Studien die Tempeldiener, Lehrer, Seelsorger und Doktoren der Hinduwissenschaft hervor. Am höchsten stehen die Gurus d. i. die Doktoren der Wissenschaft, der Gesetze und Geheimnisse, am niedrigsten die Tempeldiener und Gehülfen bei Opfern, Festen und Processionen.

Der Guru nimmt die Stelle eines Bischofs ein. Er vertritt die Rechte aller Priester in einem größeren Distrikte und macht von Zeit zu Zeit Besuchsreisen im Lande. Derselbe lebt von den Abgaben der Gemeinden, auch wird er nicht selten von einem Fürsten besoldet. Der Guru hat die ihm untergeordneten Priester seines Tempels und das damit verbundene Personal, von dem ihm gewordenen Einkommen, das durch die Opfergaben oft sehr beträchtlich ist, zu unterhalten. Er ist sehr bemüht, Schüler zu gewinnen. Wenn Jemand sein Schüler (Tschela) wird, so geschieht dies durch das Kán men phúnkná d. h. in's Ohr blasen, und der Guru übernimmt dann, ihn selig zu machen.

Den nächsten Rang nach dem Guru hat der Purohit.

Er ist der Beichtvater und Seelsorger in einer Familie und leitet alle Ceremonien und Opfer im Hause. Dann kommt der Atscharya oder Religionslehrer, der die Veda's lehrt. Darauf folgen die, welche die Ceremonien bei Festen, bei Einweihung der Tempel und Götzenbilder anordnen.

Die Priester in Ostindien haben kein gemeinsames Oberhaupt, aber die Ehrfurcht vor ihnen, als den Göttern der Erde, hält Alle zusammen.

Endlich bietet die vierte Klasse der Brahmanen das Bild der Vollkommenheit dar. Sie führen ein streng beschauliches Leben und stehen beim Volke im Rufe großer Heiligkeit; ja sie selbst halten sich für so heilig und vollkommen, daß sie glauben Brahm selbst und ohne Sünde zu sein. Die Personen, welche dazu gehören, müssen sich große Entbehrungen auferlegen. Der Brahmane, welcher den höchsten Grad der Heiligkeit zu erlangen wünscht, zieht sich in die Einöde zurück und lebt dort als Einsiedler; man nennt ihn daher Vanbasi oder Vanaprasth. Dazu ist das 40ste Jahr erforderlich. Der Leib dieser Heiligen ist wie bei den anderen Büßern mit Kuhmistasche beschmiert, auch beobachten sie mehr oder minder ein ähnliches Verfahren.

Der Vanbasi (wörtlich Waldeinsiedler) ist unantastbar und vermag durch Segen und Fluch, wie die Hindus sagen, große Wunder zu verrichten. Er lebt gewöhnlich an einem einsamen Orte, doch kann man ihn auch in Benares und anderen großen Städten sehen. Seine Nahrung besteht in Wurzeln, Garten- und Baumfrüchten. Er darf durchaus kein Thier tödten, muß auf der Erde schlafen und selbst in der Regenzeit sich nur durch ein Dach schützen. Auch reinigt, badet und kämmt er sich nicht. Auf Stirn, Arm und Brust trägt er die heiligen Zeichen, je nachdem

er sich den Göttern Wischnu oder Schiwa gewidmet hat. Er treibt keine Wissenschaften mehr, darf auch keine priesterlichen Handlungen verrichten, befleißziget sich aber der Betrachtung Gottes, der Erforschung der Wahrheit, der Bewahrung des Seelenfriedens und der Reinigkeit des Herzens. In einem klassischen Werke der Brahmanen heißt es von den Vanaprasthen:

Alle Blendwerke der Welt
Die nur täuschen die Sinne,
Hält von sich entfernt,
Wer nach wahrer Weisheit strebt,
Nach Wahrheit und Glückseligkeit:
Nur dieser ist reich und selig.

Leider giebt es auch unter den Brahmanen oft Leute von großer Unwissenheit und vielen Untugenden. Viele sind der Wollust ergeben, sind habsüchtig und heuchlerisch, verfolgen mit Schlauheit ihre Zwecke und begehen oft die grausamsten Verbrechen, so daß sie nicht selten vom englischen Gericht zur Strafe gezogen werden müssen. Das Gesetz umgehend, essen jetzt Viele unter einer geweihten Form Fische, Lämmer und anderes Fleisch. Die Kaste der Brahmanen hat zwar durch die Muhammedaner und Engländer und durch die Predigt des Evangeliums viel von ihrem ehemaligen großen Ansehen und Einfluß verloren, doch ist sie noch stark und mächtig genug.

Die zweite Kaste bilden die Tschatri's oder Krieger. Sie entsprangen, wie schon oben erwähnt, aus dem körperlich stärksten Theile. Ihre Aufgabe ist, die übrigen Stände zu beschützen. Der erste Theil des Namens eines Tschatri soll nach der Vorschrift: Macht, und der zweite Theil Bewahrung anzeigen. In früherer Zeit durften die Krieger

selbst Opfer verrichten und das Studium der Veda's wurde den Fürsten und Helden zur heiligsten Pflicht gemacht. Die späteren Brahmanen hielten es für rathsam zu bestimmen, daß dieselben die heiligen Bücher nicht lesen dürfen, es ihnen aber erlaubt, ja ihre Pflicht sei, sich dieselben von den Brahmanen vorlesen zu lassen. Sie sind weniger eingeschränkt in Nahrung und Sitten als die übrigen Hindus; mit Ausnahme des Rindes dürfen sie fast jede animalische Nahrung genießen. Die Kaste selbst schließt drei Hauptabtheilungen in sich. Aus der ersten stammen die Radscha's oder Fürsten, woher noch jetzt die Radschputs „Fürstensöhne" in Oberindien, sowie die Nairen auf Malabar kommen. Im Süden heißen die eigentlichen Krieger Maharatten. Davon hat denn auch der ganze kriegerische Stamm der Maharatten seinen Namen erhalten. Die Radscha's werden in den Schulen der Brahmanen erzogen und in den Gesetzen und Regierungsgeschäften unterwiesen. Sie tragen ebenfalls eine Schnur wie die Brahmanen, aber bloß erlaubter Weise, nicht von Rechtswegen. Diese Schnur soll ihnen zum Erinnerungszeichen dienen, daß sie als Regenten und Kriegsobersten stets gerecht und weise zu handeln verbunden sind. Viele von den Tschatri's treiben jetzt Handel. Die Kaste ist von ihrer ursprünglichen Bestimmung sehr abgekommen. Das allmählige Erlöschen der indischen Kriegerkaste scheint durch die wachsende Priesterherrschaft gefördert zu sein.

Eine dritte Kaste sind die Waisch. Sie gingen aus den Stützen des Leibes und dessen Ernährungssitz hervor. Bei ihnen soll der erste Theil des Namens Reichthum, der zweite Theil Nahrung bezeichnen. Sie ist die nützlichste Kaste und steht daher im großen Ansehen. In ihr haben

sich die bürgerlichen Einrichtungen und alten Sitten und Gebräuche noch am besten erhalten. Die Waisch hatten früher Antheil an den Opfern und durften die Veda's lesen. Sie treiben Handel und Viehzucht und bebauen das Land. Die Handelsleute wurden schon in den ältesten Zeiten sehr begünstigt. Die jetzigen Banya's „Kaufleute,“ sind nur ein Schatten der früheren Großhändler. Auf sie folgen die Ackerbauer, Hirten, Jäger und Fabrikanten. Der Landmann war frei von jedem Kriegsdienste; seine Güter durften nicht in Anspruch genommen werden, und von ihm ging der allgemeine Wohlstand aus. Jetzt ist der Landmann der Erbpächter seines Fürsten, oder des in der Stadt lebenden Gutsbesitzers, welcher Zamindar heißt. Dieser giebt ihm das Saatkorn, wofür er ihm 30 Procent an Naturalien bezahlt. Auch unter den Waisch giebt es viele Abtheilungen.

Die vierte Kaste bilden die Schudr's oder Sudr's, welche aus dem untersten Theile, den Füßen, hervorgingen. Sie sollen die Diener der anderen sein. Der erste Theil des Namens eines Schudr's soll Verachtung, der zweite demüthige Bedienung anzeigen. Die ganze Kaste darf die Veda's weder lesen noch hören. Man rechnet alle Personen zu dieser Klasse, welche vom Handel und Ackerbau abwärts alle übrigen Gewerbe und Handarbeiten treiben. Diese Kaste hat ebenfalls viele Unterabtheilungen, welche in zwei große Hälften getheilt, und dann wieder nach den Arbeiten geschieden sind. Hierhin gehören z. B. Goldarbeiter, Schmiede, Tischler, Weber, Maurer; sodann Bäcker, Schneider, Krämer, Färber, Maler, Wäscher, Bedienten, Oelmacher, Destilirer (von Arak), Töpfer, Baumwollenspinner, Korb- und Koffermacher, Teichgräber, Fischer, Schiffbauer, Schwertfeger u. s. w. endlich die Bettelmönche, (gemeine) Zauberer (Schlangenbe-

schwörer), Sänger, Musiker, Gaukler, Bayaderen, zuletzt die Schlächter und Schuhmacher, welche auch zugleich Gerber sind. Diese, wie auch die Schlächter, gehören zur niedrigsten Abtheilung und werden als Abdecker und zum Hinrichten der Missethäter gebraucht. Doch werden sie nicht als gänzlich unrein verabscheut, denn sie gehören noch immer zur vierten Kaste und beobachten die Gesetze und Religionsgebräuche der Hindus. Diejenigen, welche sich aus dieser Kaste zu Dienern der Brahmanen hergeben, werden besonders geachtet.

Die Mitglieder dieser vier Kasten sind an ihre Vorschriften streng gebunden. Für den Fall, daß ein Mitglied einer höheren Kaste wegen seiner Existenz in Bedrängniß geräth, darf er die Beschäftigung einer niederen, niemals aber einer höheren Kaste ergreifen. Die vierte Kaste ist in einem solchen Falle am schlimmsten daran, denn dem Schudr bleibt kein anderer Ausweg übrig, als sich mit dem Gewerbe irgend einer unreinen Kaste zu befassen.

Die unreinen Kasten bilden eine für sich bestehende Volksabtheilung. Sie entstand hauptsächlich durch Zwischenheirathen der vier Kasten unter sich d. h. durch die Vermischung eines Mannes aus irgend einer der vier reinen Kasten mit einem Weibe, das nicht zu seiner Kaste gehörte. Auf den Nachkommen eines solchen gesetzwiderigen Verhältnisses ruhte ein nicht zu sühnender Fluch. Sie nehmen in der menschlichen Gesellschaft einen niedrigern Rang ein, als die Schudr's. Den unreinen Kasten sind die geringsten und schmutzigsten Arbeiten zugewiesen. Theils diese Geschäfte, theils aber auch der Grad der Vermischung bildeten selbst in diesen unreinen Kasten wieder Unterabtheilungen, die sich streng von einander sonderten. Die verworfenste Abtheilung dieser unreinen Kaste ist die, welche durch die Verbindung

eines Schudr's mit einem Brahmanischen Weibe entstand. Dies sind die Tschandal's. Sie sowie alle Kastenlosen müssen jedem Mitgliede einer reinen Kaste aus dem Wege gehen und werden so sehr verachtet, daß man ihren Athem fürchtet und die leiseste Berührung mit ihnen das Ausstoßen aus der reinen Kaste zur Folge hat.

Die Personen welche zur unreinen Kaste gehören oder kastenlos sind, leben nicht nach den Hindusitten, sondern ganz nach ihrer Willkür, wie es ihnen eben ihre elende Lage zuläßt. Sie wohnen in sehr niedrigen Hütten, außerhalb der Städte und Dörfer; sie genießen Speisen jeder Art und in der Noth selbst Aas und entziehen sich allen religiösen Reinigungen und Opfern. Sie führen verschiedene Namen: Doms, Paria's, Pulea's u. s. w. Selbst das Gesetzbuch Manu sondert sie auf das Traurigste von allen übrigen Hindus ab. Es heißt darin: Niemand, der seine Pflicht erfüllt, soll mit ihnen Gemeinschaft haben. Wer ihnen Lebensmittel giebt, reiche sie ihnen in Scherben, aber nicht mit den Händen. Ihre Kleider sollen die Tücher der Verstorbenen sein; ihre Teller zerbrochene Töpfe, ihre Zierrathen verrostetes Eisen. Sie sollen stets von einem Orte zum andern wandern, auch zur Nachtzeit nicht in den Städten bleiben."

Die Dom's bilden in den nördlichen Provinzen Hindustans den Auswurf des Volks und sind ein Gegenstand allgemeiner Verachtung. Sie leben oft Jahr aus Jahr ein, der Hitze und der Kälte gleich ausgesetzt, unter freiem Himmel oder elenden Schuppen oder Hütten. Sie gehen fast ganz ohne Kleidung umher und liegen mit ihren Weibern und Kindern, mit ihren Schweinen, Hühnern u. s. w. zusammen. Zur Bedeckung haben sie oft nur ein kleines, baumwollenes oder wollenes Stück Zeug. Damit sie in der Nacht in der

kalten Jahreszeit nicht frieren, nehmen sie ihre Kinder in den Schooß, kriechen Alle auf einen Haufen zusammen und so wärmt Einer den Andern. Sie beschäftigen sich gewöhnlich mit dem Anfertigen von Matten, Körben, indischen Stühlen, Sups (Kornschwingen) und dergleichen. Diese Arbeit bringt einem Manne mit seinem Weibe höchstens zwei Silbergroschen des Tages ein. Frägt man sie, wovon lebt ihr, dann antworten sie: Von unserer Arbeit, vom Betteln und vom Aas. Wenn irgendwo ein Pferd oder ein anderes Stück Vieh fällt, so holen wir es uns und machen uns einen guten Tag. Man muß sich wundern, daß diese Menschen, welche ein solches Leben führen, dabei gesund und frisch bleiben. Ihre Kinder sind meistens dick und munter. Ermahnt man sie, doch das Essen gefallener Thiere aufzugeben, das ja ekelhaft sei und sie zum Gegenstand des Abscheus in den Augen der Hindus und Muhammedaner macht, so erwiedern sie: Gott hätte sie einmal dazu bestimmt, in den Büchern stände diese Lebensweise für sie vorgeschrieben, daher könnten sie nicht anders handeln. Aber wovon sollten sie auch sonst leben? Giebt man ihnen den Rath doch zu irgend einer anderen Arbeit zu greifen, bei der sie mehr verdienen, so sagen sie: Wir können andere Arbeit nicht bekommen, denn wir dürfen ja keinen Hindu berühren, selbst die Sups, die man von uns kauft, werden von den Käufern erst mit Kuhdünger und Wasser gereinigt und geheiligt und dann erst in Gebrauch genommen.

Die Religion scheint diesen Leuten ganz gleichgültig zu sein; auch scheinen sie das religiöse Gespräch nicht zu verstehen, weil ihnen vielleicht die religiösen Ausdrücke fehlen. Läßt der Missionar sich mit ihnen in ein Gespräch ein, so treibt die Neugierde manchen andern Hindu, dasselbe mit anzu-

hören, diese bleiben aber weit hinter ihm stehen. Nähert sich dem Missionar eine Henne oder sonst ein Thier, das den Doms gehört, so schreien sogleich die Hinterstehenden, damit sie nicht berührt werden.

In Südindien erfährt der Volksstamm der Paria's eine ganz besonders große Verachtung. Sie haben sich dadurch gebildet, indem sich die unreinen Kasten mit Negerstämmen vermischten, die wahrscheinlich in den frühesten Zeiten einen großen Theil der westlichen Halbinsel Indiens bewohnten, aber nachher von den Hindus, die aus dem Norden eindrangen, vertrieben wurden. Auch sind sie die Abkömmlinge derer, welche wegen Verbrechen aus ihrer Kaste verstoßen wurden. Die Paria's, die man auf der Küste Malabar „Puleas" nennt, sind der Auswurf der Menschheit. Diese Unglücklichen dürfen weder in Städten wohnen, noch in der Nähe von Dorfschaften sich aufhalten, sondern stets in der Wildniß hausen. Sie leben in einem fast thierischen Zustande entweder in Sümpfen und unzugänglichen Gebirgsschluchten oder in Felshöhlen; sie sind nackt, von Schmutz ganz entstellt und von fast schwarzer Farbe. Sie heulen wie Hunde, wenn es ihnen an Nahrung gebricht, die man ihnen wie den Thieren zuwirft. Sie essen das Fleisch aller Thiere und in der Noth ebenfalls Aas, nie aber Rindfleisch. Redet ein Paria zu einem anderen Hindu, so muß er die Hand vor dem Mund halten, und begegnet er ihm auf der Straße, so muß er sich zur Seite kehren, bis der Andere vorüber gegangen ist. Bekommt der Paria einen Brahmanen oder Nairen zu sehen, so fängt er an laut zu heulen, um diese in weiter Ferne zu warnen, bis er sich selbst in das Dickicht des Waldes zurückgezogen, oder den Gipfel eines Baumes erstiegen hat, weil sonst jene unrein würden, wenn sie dieselbe

Luft mit ihm einathmen müßten. Trifft der Paria oder Pulea zufällig einen Nairen, so haut dieser ihn wie ein schädliches Thier nieder. Diese Elenden dürfen nie einen Tempel besuchen, um dort zu opfern und zu beten oder das Haus eines andern Hindu betreten.

Früher gehörten auch die Zigeuner zu den unreinen Kasten, sie wanderten aber gegen Ende des 14. Jahrhunderts aus Indien und wandten sich nach Westen.

Dieses Kastenwesen, was wir eben in seinen verschiedenen Abstufungen kennen gelernt haben, ist durch die Länge der Zeit nicht nur sehr entartet, sondern auch mit großem Unheil und Verderben verbunden. Wenn die Ausbildung des brahmanistischen Systems durch das Eindringen der fremden Herrscher nicht gewaltsam unterbrochen worden wäre, so würde das ganze Land mit Unterdrückern und Unterdrückten angefüllt worden sein. Die Brahmanen, durch die Gesetze des Manu begünstigt, — die wahrscheinlich ihr eigenes Erzeugniß sind, denen sie den Stempel der Göttlichkeit aufdrückten, — gingen in ihrem Stolz und Hochmuth immer weiter, bis sie zuletzt sich als die Götter darstellten, denen alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist. Eine Stelle in den heiligen Büchern der Hindus, lautet wie folgt: „Die ganze Welt ist den Göttern unterworfen, diese sind den Beschwörungsformeln (oder den Sprüchen der Veda's) unterworfen, und die Beschwörungsformeln sind den Brahmanen unterworfen, deshalb ist der Brahmane mein Gott.“ Da sie nun nach den Schaster's und anderen heiligen Büchern die Götter der Erde sind, so soll man sie anbeten, weil durch sie und für sie Alles geschaffen ist. Ihnen sollen Geschenke mit Ehrerbietung gebracht werden, und wer sie ihnen giebt, empfängt dafür die Seligkeit.

Alle Brahmanen sollen ohne Unterschied, sie mögen gelehrt oder ungelehrt sein, geehrt werden. Wer einen Brahmanen oder das Bild eines Gottes sieht und sich nicht augenblicklich niederbeugt, soll ein Schwein werden. Nach dem Hauptinhalt des Gesetzes ist der Brahmane der Herr der andern Kasten; der Tschatri sein Soldat, der Waisch sein Kaufmann und der Schudr sein Sklave. Das Beste was ein Schudr thun kann, ist, daß er sich mit Leib und Seele dem Dienst eines Brahmanen hingiebt, damit er die Hoffnung habe, in der nächsten Geburt in diesem bevorzugten Stande geboren zu werden. Er soll für sich, wenn es auch in seiner Macht stände, kein überflüssiges Vermögen erwerben, indem die, welche zur dienenden Klasse gehören, durch das Anhäufen von Reichthümern stolz und übermüthig werden und selbst den Brahmanen Schmerz bereiten könnten.

Die so hoch bevorzugten Brahmanen gebehrden sich unter dem Volk als Götter und Herren der Erde und wissen vor lauter heiligem Dünkel nicht, wie sie sich in der Welt im Umgange mit anderen Menschen stellen und unbefleckt erhalten sollen. Wenn sie mit Personen von einer niederen Kaste reden, so bleiben sie in einiger Entfernung von ihnen stehen, damit sie nicht von ihrem Athem berührt werden. Sie haben sich die Macht zu Allem, was in dieser und der zukünftigen Welt nur wünschenswerth ist, angeeignet und die Hindureligion nach ihrer Willkür und zu ihren Gunsten neu gestaltet; sie haben dem Volke anstatt der bessern Moral der Veda's nichtssagende Formeln gegeben und ihm durch die Kastenverfassung sehr starke Fesseln angelegt.

Es hat sich durch die Einrichtung der Kaste ein höchst verderblicher Einfluß durch alle Schichten der menschlichen Gesellschaft unter den Hindus fühlbar gemacht; denn sie

vernichtet die Individualität und hebt jede persönliche Verantwortlichkeit auf. Der Hindu hält sich nur verpflichtet das zu thun, was die Kaste ihm gebietet. Die Eingebornen sagen: „Wir sind wie eine Heerde Schafe, wenn eins in den Brunnen springt, so springt gewiß die ganze Heerde, Eins dem Andern, nach. Kurz: das Kastenwesen verhindert jeden Fortschritt im Volke, indem der Eine nicht weiß, wie er sich im Stolz und Hochmuth gebehrden soll, während der Andere, selbst bei den schönsten Geistesgaben, zum niedrigsten Dienst verurtheilt ist.

Ferner hat die Kaste eine große Scheidung unter dem Volke hervorgerufen, indem Einer den Andern verachtet und mit Füßen tritt. Jede Kaste und Abtheilung will reiner sein als die andere und sucht Personen aus sich auszuscheiden, um nicht die niedrigste zu sein. Obgleich der Hindu sich von Natur zum geselligen Leben hinneigt, so ist ihm doch durch seine Religion jeder freundliche Verkehr und jede nähere Gemeinschaft mit seinem Nächsten, wenn er von verschiedener Kaste ist, verboten. Einige Beispiele aus dem Leben werden es klar zeigen, wie ängstlich der Hindu besorgt ist, seine Kaste rein zu erhalten, und wie er lieber hungert und durstet, als daß er von Speisen und Getränken Gebrauch machen sollte, die nach seiner Ansicht verunreinigt sind.

Wenn ein Schudr in die Küche eines Brahmanen tritt, so wirft letzterer alle seine irdenen Gefäße, weil sie durch seinen Eintritt befleckt worden sind, hinweg, die Metallgefäße aber reinigt er durch's Feuer. — Auf Reisen zu Wasser pflegen die Hindus am Ufer des Flusses ihr Essen zu kochen. Sie machen dann um ihren kleinen Feuerheerd herum in einiger Entfernung einen Kreis oder einen niedrigen kaum bemerkbaren Erdwall. Wenn nun Jemand von einer an-

deren Kaste, oder ein Europäer ihnen beim Kochen zu nahe kommt, so erheben sie ein Geschrei und rufen ihm zu, sich vorzusehen, damit ihr Essen nicht unrein werde. Einst ereignete es sich, daß ich in der Dunkelheit nach meinem Fahrzeuge zurückkehrte und wider Wissen und Willen durch den um den Heerd gezogenen Kreis ging, da sagten die Bootsleute zu mir: Ap ne hamárá kháná bigár diye d. h. Sie haben unser Essen verdorben, und warfen es sogleich fort. — Als mein College eines Tages in die Schule ging, kam ihm der Hindulehrer entgegen und sagte, er müßte ein neues Wassergefäß haben, denn es sei ein Stückchen Brot hineingefallen. Da man nicht wissen könnte, ob dieses Brot von einem Christen oder Muhammedaner wäre, und dadurch nicht nur das Wasser, sondern auch das Gefäß verunreinigt sei, so könne man nicht mehr aus diesem trinken. Mein Freund suchte ihn zu belehren, daß durch das Stückchen Brot das Gefäß nicht verunreinigt sei, aber es war umsonst. Da er sich nicht dazu verstand ein anderes Gefäß zu kaufen, sagte der Lehrer, er müsse dann selbst eins besorgen, und that es auch.

Auf meiner letzten Reise nach Calcutta, im Jahre 1850, ereignete es sich, daß ich innerhalb unseres Bootes mit dem Stock einen von Bambus geflochtenen Fensterladen aufmachen wollte, damit Licht und Luft hereinkäme. Mein Stock glitt mir aus und traf zufällig einen unserer Bootsleute, der sich in einem kleinen Boote, das dicht bei dem unsrigen lag, befand. Da unsere Bootsleute sich gerade mit dem Kochen ihres Essens beschäftigten, sagten sie mir sogleich: „Sie haben unser Essen verdorben." Ich erwiederte ihnen, daß ich nicht gewußt hätte, daß sie mit ihrem Fahrzeuge dicht bei uns wären und ich Einen von ihnen ja nur mit der Spitze mei-

nes Stockes berührt hätte und dadurch unmöglich ihr Essen verdorben sein könne. Doch blieben sie bei ihrer Behauptung und warfen ihr Essen aus dem Kessel fort. Da wir vom Dorfe weit entfernt waren und sie sich keinen neuen Reis kaufen konnten, so hatten sie diesmal nichts zu essen.

Endlich giebt die Verfassung der Kaste dem Hindu Veranlassung zu den größten Graden des Stolzes, der Kälte, der Gleichgültigkeit und Grausamkeit und gewährt ihm einen hinreichenden Grund zur Entschuldigung, Werke der Liebe und Barmherzigkeit gegen den Nächsten nicht auszuüben. Während er es für eine große Sünde hält, ein Thier, besonders eine Kuh, zu tödten, oder eine Katze zu ersäufen läßt er den Nächsten in seinem Elend umkommen, ohne sich Gewissensbisse darüber zu machen. Wenn der Hindu auf einer Reise oder beim Ausgehen plötzlich schwer erkrankt, oder sprachlos wird, so daß er nicht mehr im Stande ist seine Kaste anzugeben auch Niemand aus seiner Bekanntschaft zugegen ist, der dies sagen kann: so wird Jedermann an ihm vorübergehen und ihn nicht beachten, als wenn er ein verabscheuungswürdiges Geschöpf wäre, und er muß elendiglich sterben, denn man fürchtet durch Berührung mit ihm unrein zu werden und seine Kaste zu verlieren. Missionar Leupolt von Benares erzählt einen recht niederschlagenden Fall: „Im Jahre 1839 sandte Jemand einen Diener nach meinem Hause; als er seinen Auftrag ausgerichtet hatte, verließ er mich. In der Nähe unseres Hauses wurde er von der Cholera befallen, nnd lag dort von 9 Uhr des Morgens bis 3 Uhr des Nachmittags. Obgleich sich an jener Stelle viele Arbeiter befanden, welche seine Todesnoth sahen, so war doch Niemand bereit ihm hülfreiche Hand zu leisten, oder mich von seiner Lage in Kenntniß zu setzen. Sobald ich

davon hörte, beeilte ich mich ihm zu helfen, es war aber zu spät; er starb. Als ich die Arbeiter wegen ihrer Grausamkeit zurecht wies, antworteten sie: „Wer kann sagen, zu welcher Kaste er gehört!"

Es darf aber der Hindu auch nicht einmal wagen, von einem Menschen, der durch die Kaste von ihm geschieden ist und niedriger als er steht, Speise und Trank anzunehmen, weil sie sich dadurch verunreinigen; denn Heil und Segen auf Erden sowohl als im Himmel, hängt von der Aufrechterhaltung der Kaste in ihrer Reinheit ab. Aus diesem Grunde ziehen es Viele vor, lieber vor Hunger und Durst zu sterben, als daß sie sich durch die dargereichten Gaben verunreinigen sollten. Im Jahre 1843 ereignete es sich auf der Missionsstation Tschuprah, während meines Aufenthalts daselbst, daß ein Hindu zu den Missionaren kam, um sich Arzenei zu holen. Der Mann war in Folge seiner Krankheit nicht mehr im Stande von dem Missionsgehöfte wegzugehen und blieb unter einem Baume liegen. Die Missionsgeschwister zeigten ihm sogleich die größte Theilnahme, aber er verschmähte jede Speise, wodurch seine gesunkenen Kräfte gehoben und sein Krankheitszustand gebessert werden konnte. Die Hindus kümmerten sich gar nicht um ihn, und da er von seinen Kastengenossen getrennt war, so wurde er ein Opfer des heidnischen Aberglaubens.

Die Kaste ertödtet alle geselligen und wohlwollenden Gefühle der menschlichen Natur, und verschließt das Herz des Menschen gegen seinen Nebenmenschen in einer Weise, die selbst unter den wildesten Nationen unbekannt ist. Denn sobald der Hindu aus herzlichem Mitleid und Erbarmen sich der Kranken an einem fremden Orte oder auf der Reise annimmt, die einer anderen Kaste angehören, ihrer wartet und

pflegt, oder die heimathslosen Waisen, welche in Elend, Hunger und Blöße umhergehen, in sein Haus führt und ihnen Obdach, Nahrung und Kleidung giebt, so verliert er seine Kaste. Dagegen wenn er sich in allen Sünden und Lastern herumwälzt, ein Straßenräuber wird, die Regierung betrügt, die Wittwen und Waisen zu Grunde richtet und für seine Vergehungen selbst die Strafe der Obrigkeit erduldet, so bleibt er dessenungeachtet ein gutes Mitglied seiner Kaste und braucht keine Ausstoßung zu fürchten. Die Hindus sind keinesweges von Natur abgeschlossen, hart und grausam, sondern ein geselliges, weiches uud mildes Volk, aber ihre Religion macht sie grausam gegen ihre Familie, gegen ihre Untergebenen und gegen ihren Nächsten. Obgleich sich viele Vorschriften und Verordnungen über ihr Verhalten gegen Gott und die Menschen in ihren heiligen Büchern vorfinden, so ist ihnen doch nirgends das Gebot eingeschärft: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst."

Wahrlich die Begründung eines solchen Kastenwesens, das durch die Religionsbücher der Hindus aufrecht erhalten wird, kann nicht göttlich sein, da dasselbe Stolz, Hoffarth und Hochmuth nährt und den Menschen nöthigt gegen seinen Nächsten Kälte, Gleichgültigkeit und Grausamkeit zu zeigen.

Das Kastenwesen ist ein Riesenbollwerk des Satans. Es kann in der That durch nichts anderes erschütttert und gänzlich aufgehoben und sein der Menschheit gebrachter Fluch hinweggenommen werden, als nur durch die Macht des Evangeliums und durch den starken Arm unseres Gottes. Glücklicher Weise ist damit schon ein guter Anfang gemacht. Der Einfluß des Evangeliums macht sich in unseren Tagen bei den Eingebornen immer mehr geltend, und der Eine und der Andere durchbricht die Fesseln des Kastenverbandes.

Auch hat das Kastenwesen einen gewaltigen Stoß durch die Eroberung des Landes zuerst von Seiten der Muhammedaner und später durch die der Engländer erfahren. Die Brahmanen müssen zu ihrem Schrecken sehen, daß durch diese fremden Nationen sich eine Macht in ihrem Lande geltend gemacht hat, welche größer ist, als der Brahmaismus, und jetzt das so uralte Kastensystem des Volkes unaufhaltsam zu vernichten droht. Sie, die früher keine Abgaben zu geben hatten, müssen jetzt wie die Andern den Eroberern Steuern bezahlen und werden für die Uebertretung des Gesetzes ebenso wie die Übrigen des Volks bestraft; sie sehen, daß sie alle Ansprüche auf Unterstützung von den Herrschern des Landes verloren haben, und oft gezwungen sind, sich als Soldaten anwerben zu lassen, oder Kaufleute zu werden, um sich ihren Unterhalt zu erwerben. Dagegen bemerken wir auf der anderen Seite, daß die Schudr's, befreit von dem Druck der Vorurtheile, nach Kräften neue Bahnen einschlagen, Reichthümer aufhäufen und sich durch ihre Mittel einen bedeutenden Einfluß verschaffen. Ja, der Brahmane tritt jetzt manchmal sogar in eine Abhängigkeit von Personen niederer Kaste, während der Schudr sieht, daß die in den Schulen erworbenen Kenntnisse ihm zu hohen Aemtern förderlich sind.

14. Die religiösen Waschungen.

Die religiösen Waschungen und Reinigungen spielen unter dem indischen Volke eine große Rolle und stehen mit dem Götzendienste in dem innigsten Zusammenhange. Der Hindu beabsichtigt dadurch von seinen Sünden rein zu werden. Er hält jedoch die Sünde mehr als eine ceremonielle Befleckung

als eine Uebertretung des göttlichen Gesetzes. Es wird wohl noch lange dauern, bis sein Gewissen so geschärft ist, daß er über seine Vergehungen wirklich Schmerz und Reue empfindet und nach Gnade und Vergebung seiner Sünden verlangt. Bis jetzt begnügt sich das Volk mit der äußeren Reinigung und glaubt in seiner Blindheit dadurch Vergebung der Sünden zu erhalten. Kein Wunder, daß die Badeplätze sehr besucht werden.

Das religiöse Baden wird von den Hindus Snán genannt und von dem gewöhnlichen Baden für den Zweck der Reinigung unterschieden; beides wird jedoch von den Personen, welche am Ganges oder an einem andern heiligen Flusse wohnen, häufig vereinigt. Den Brahmanen wird es zur strengen Pflicht gemacht, die religiösen Waschungen täglich zu verrichten, dagegen soll es von den Andern geschehen, so oft sie es können. Während des Badens behalten beide Geschlechter ihre Kleidung an, damit der Anstand nicht verletzt werde, denn nach den Schasters der Hindus hält man es für eine große Sünde sich ganz entblößt zu baden. Man sagt, daß ein fürchterlicher Fluch Götter und Menschen, die es nicht befolgt, getroffen habe.

Begiebt man sich am frühen Morgen mit Sonnenaufgang zum Ganges, so sieht man bei Städten und Dörfern große Schaaren von Hindus, von allen Sekten und Kasten, Jung und Alt, Männer, Frauen und Kinder, welche sich baden und ihre Gebete laut hersagen. Beim Baden und Untertauchen hört man die Einen die Gebetsformel hermurmeln: „Bom Mahadeo! Bom Mahadeo!“ Andere sagen: „Síta Rám! Síta Rám!“ Die Andacht erleidet aber oft eine Unterbrechung, denn es ist nicht selten, daß Männer und Frauen dazwischen über verschiedene Gegenstände sprechen, lachen

und scherzen, und bei der geringsten Veranlassung überhäuft Einer den Andern mit Schelt- und Schimpfworten.

Was die Brahmanen anbetrifft, so wenden diese, wenn sie in's Wasser gehen, ihr Gesicht zuerst der aufgehenden Sonne zu, und verbeugen sich gegen dieselbe, wobei sie die beiden Hände flach zusammengelegt vor die Stirn halten. Dann senken sie die Hände nieder, und schöpfen mit beiden zusammengelegten hohlen Händen das Wasser des Ganges, halten es in die Höhe und bringen es der Sonne, indem sie es vor ihr ausgießen, und dabei ein kurzes Gebet hersagen, zum Trankopfer dar. Sie drehen sich darauf langsam herum, wobei sie am Anfange die Sonne im Auge behalten, verfolgen dann ihren Lauf, bis sie einen vollständigen Kreis beschrieben haben, und endlich mit ihrem Blick wieder auf ihr ruhen. Dann tauchen sie sich mehrere Male unter, fahren dabei fort, ihre Gebete laut herzumurmeln, und gebrauchen beim Reinigen der Augen, Ohren und eines jeden Gliedes ihres Körpers eine andere Gebetsformel. Ebenso haben sie auch ein besonderes Gebet beim Waschen der Brahmanenschnur, welche sie während ihrer Andachtsübung umbehalten und bei gewissen Stellen des Gebets vom rechten Ohre herabhängen lassen. Dies Alles haben sie nach einem bestimmten Ritus fünfmal des Tages zu vollbringen, die Meisten sind aber damit zufrieden, wenn sie es einmal gethan haben.

Sobald der Hindu seine religiöse Waschung oder Reinigung verrichtet hat, wirft er das reine, trockene Gewand über das nasse, und während er damit beschäftigt ist, dies um den Körper zu befestigen, macht er jenes los und läßt es unter dem reinen herabfallen. Nach dem Baden füllt er ein metallenes Gefäß, das die Meisten bei sich haben, mit Gan-

geswasser und trägt es entweder nach Hause, um dasselbe zu medicinischen und heiligen Zwecken zu verwenden, oder er begiebt sich damit nach dem Götzentempel, um daselbst eine religiöse Ceremonie zu verrichten. Manche bleiben jedoch am Fluß noch zurück, um am Ufer noch eine besondere Andacht zu halten.

Die Hindus glauben, daß man durch die religiösen Waschungen die größten leiblichen und geistlichen Segnungen empfange, besonders, wenn es in dem heiligen Ganges bei der Stadt Benares geschieht, die als die Pforte des Himmels betrachtet wird. Dort soll das Wasser zu allen Zeiten die sehr heilsame Wirkung besitzen, das Herz von Sünden zu reinigen, während die Gewässer an andern Oertern z. B. Hardewar, Allahabad, Hadschipur, Ganga Sagor u. s. w. nur an gewissen Tagen und zu bestimmten Zeiten diese eigenthümliche Beschaffenheit haben. Dies ist hauptsächlich bei Sonnen- und Mondfinsternissen der Fall. In dieser Zeit wird dem Baden ein ganz vorzüglicher Segen beigelegt und zwar nicht nur unmittelbar für die Leute selbst, die es ausüben, sondern auch für ihre Kinder und Vorfahren, viele Generationen zurück.

Der Grund, warum dem Baden bei Sonnen- und Mondfinsternissen eine so vorzügliche Wirkung zugeschrieben wird, ist folgender: Als die Götter die See butterten, und Amrit, das Wasser des Lebens, erlangten, wünschte Wischnu es den Göttern zu geben, aber den Dämonen ein berauschendes Getränk. Indessen ein Rátschas oder Dämon, mit Namen Ráhu, entdeckte den Betrug, nahm die Gestalt eines Gottes an, und setzte sich zwischen Sonne und Mond. Da Wischnu glaubte, daß er wirklich ein Gott sei, so gab er ihm von dem Amrit. Augenblicklich rief die Sonne aus:

Wischnu, was machst du, und der Mond hielt seinen Arm zurück. Sobald Wischnu seinen Irrthum bemerkt hatte, nahm er seinen Tschakar oder scharfen Diskus, und hieb dem Dämon den Kopf ab, aber es war zu spät. Rahu hatte schon von dem Amrit getrunken, und war unsterblich geworden. Aus Rache verfolgt er jetzt die Sonne und den Mond, und so oft er eins oder das andere erreichen kann, versucht er sie zu verschlingen. Da ihm aber die Sonne zu heiß ist, so beißt er sie nur an. Aus diesem Grunde haben wir nur theilweise Sonnenfinsternisse. Was aber den Mond anbetrifft, so verschlingt er ihn zuweilen gänzlich, weshalb die völligen Mondfinsternisse entstehen. Glücklicher Weise ist dem Dämon der Rumpf abgehauen, und er kann den Mond nicht lange bei sich behalten. Doch haben die Menschen auf dem Monde, wenn er durch seine fürchterlichen Zähne und durch seinen ungeheuren Rachen zu gehen hat, viel zu leiden. Wenn aber die Hindus zu dieser Zeit in dem Ganges baden, und den Brahmanen reiche Geschenke geben, so glauben sie, daß dadurch der Zustand der Menschen auf dem Monde erleichtert werde, und sie selbst erhalten Vergebung der Sünden.

Die Ufer des Ganges sind zu solchen besonderen Zeiten an den heiligen Oertern mit Tausenden von Männern, Frauen und Kindern, von allen Ständen, Klassen und Sekten bedeckt, und es findet daselbst ein ungeheures Gewühl und Gedränge statt. Alte und kranke Personen lassen sich oft viele Tagereisen in einem Palankin oder Sänfte, oder auf einem Bette, welches von einem Bambusrohr an Stricken herabhängt, auf den Schultern von Männern nach dem Ufer des heiligen Flusses hintragen, wo sie dann mit Hülfe ihrer Freunde den siechen Körper im Ganges untertauchen.

Schon den Tag vorher, wo die Finsterniß eintreten soll, sieht man verschiedene Gruppen in die Stadt hineinströmen. Gewöhnlich halten die Leute von einem Orte zusammen; hauptsächlich sind es Frauen von den nahen Städten und Dörfern, welche sich in Reihen langsam fortbewegen und einen Festgesang anstimmen. Ihre Gesänge beziehen sich meistens auf die Begebenheit, wo das Ungeheuer Rahu den Mond zu verschlingen sucht.

An dem Tage, wo die Mondfinsterniß erwartet wird, ist das Wogen des Volkes noch bedeutender. Von allen Gegenden versammeln sich die Hindus in dem Badeorte, um sich in dem Augenblick zu baden, wo jener wichtige Moment eintreten soll. Die Straßen und Nebenwege, welche zur Stadt führen, sind mit allen Volksklassen stark angefüllt. Alle bemühen sich zur rechten Zeit anzukommen, um einen guten Platz, dem heiligen Strom so nahe wie möglich, zu erhalten, damit sie in dem günstigen Augenblick, wo die Finsterniß beginnt, sie sei sichtbar oder nicht, in den Ganges hineinspringen können. Das Ufer des Ganges ist zur Zeit der Finsterniß eine sehr große Strecke der Stadt entlang, mit einer dichten Menschenmasse bedeckt, welche auf den wichtigen Augenblick wartet, wo das Ungeheuer Râhu den Versuch macht, den Mond zu verschlingen. Endlich wird dieser Zeitpunkt durch Blasen auf Hörnern und Muscheln und durch den Schall einer großen Pauke und vieler Tamburin's angekündigt. Plötzlich erschallt von unzähligen Stimmen der Freudenruf „Ganga má ki dschai“ Triumph der Mutter Ganga, und eine große Schaar von Männern und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen, Greisen und Kindern, stürzt sich jetzt auf einmal in den Fluß, damit ihr die heilsame Wirkung des Wassers in dem günstigen Augenblicke zu

Theil werde. Der Wirrwar ist zu solchen Zeiten außerordentlich groß.

Natürlich findet das Volk durch die religiösen Waschungen keine Vergebung der Sünden und keinen Frieden für's Herz, denn das Wasser des Ganges kann nicht die Sünden hinwegnehmen. Der Hindu hat nur die Genugthuung, daß er den Forderungen seiner Religion nachgekommen ist. Ein Ausspruch in den heiligen Büchern sollte aber in den Hindus ernstliche Zweifel und Bedenken erwecken, daß das Baden für das Herz doch unnütz sei, denn eine Stelle lautet also: „Wer ein schlechtes Gemüth hat und das ganze Leben hindurch seinen Körper mit Erde einriebe und dabei einen Berg verbrauchte und sich in dem Ganges badete, wird dennoch nicht rein.“ *) Die Brahmanen lassen aber solche wichtige Aussprüche wohlweislich unter dem Volke nicht bekannt werden, damit ihr Interesse nicht Schaden leide. Die Missionare sagen dies den Hindus, aber wie lange dauerts, ehe ihr Wort ohne Vorurtheil mit Glauben und Vertrauen gehört und angenommen wird.

15. Der Götzendienst in den heidnischen Tempeln.

Die Hindus haben ebenso wie wir die Zeit in Wochen getheilt, und die Namen ihrer Tage sind wie in Europa von der Sonne, dem Monde und den Planeten abgeleitet. Es ist aber unter ihnen das Andenken an den siebenten Tag, als dem Sabbath oder Tag der Ruhe und Heiligung, gänzlich verloren gegangen. Dafür feiern sie nun in jedem

*) Weil der Boden in Indien besonders am Ganges von lehmiger Beschaffenheit ist, so wird derselbe vom Volke zum Reinigen gebraucht.

Jahre unendlich viele Feste zu Ehren ihrer Götter, denn auch der natürliche Mensch hat das Bedürfniß sich das Wohlgefallen seines Gottes zu erwerben, und seinen Zorn durch mancherlei Opfer abzuwenden. Man kann es sich in einem christlichen Lande nicht vorstellen, wie abscheulich die indische Abgötterei ist. Das Allerschändlichste und Schmutzigste ist Gegenstand der Verehrung.

Fast jedes Dorf in Indien hat einen Götzentempel; in den Städten giebt es mehrere und in Benares, der heiligsten Stadt des indischen Reiches geht ihre Zahl weit über tausend hinaus. Wischnu und Schiwa nebst vielen anderen Gottheiten haben eine große Anzahl von Tempeln und Schreinen, Brahm dagegen hat in ganz Indien keinen Tempel. Er hat sich dieser Ehre, wie schon an einem andern Orte darauf hingewiesen, durch eine große Lüge verlustig gemacht und sich durch seine Liederlichkeit und Ausschweifung auch die Verachtung seiner Mitgötter zugezogen.

Man pflegt die Tempel in Indien auf den Spitzen der Hügel, in dunklen Hainen, unter schattigen Bäumen, dem Pipal-Baume „Ficus indicus“ und in der Nähe eines heiligen Flusses oder eines Teiches zu erbauen, damit vor der Anbetung die religiösen Waschungen verrichtet werden können. Im letzteren Falle führt gewöhnlich eine prächtige Treppe vom Wasser bis zum Tempel hinauf. Oft sind die Tempel von einem großen viereckigen Hof umgeben, welcher von einer Mauer eingeschlossen ist. Die Tempel sind nicht geräumig wie unsere christlichen Kirchen, welche zu einem Versammlungsort für die Jünger des Herrn und zur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit dienen, sondern sie haben innerhalb nur einen kleinen beschränkten Raum, weil derselbe nur eine Wohnstätte des stummen Götzen ist.

Zuweilen findet man darin eine Pauke oder große Trommel. In manchen Tempeln sieht man über dem Götzen, der immer auf einer mäßigen Erhöhung steht, eine große Glocke hängen. Gewöhnlich fällt das Tageslicht durch die Vorderthür, wenn sie weit aufgemacht ist in den innern Raum hinein; denn die Tempel haben keine Fenster, höchstens ein rundes Loch in der Mauer. Da die Götzenzelle in den meisten Fällen wenig erhellt ist, so wird dadurch ein geheimnißvolles Dunkel hervorgerufen. Dies ist hauptsächlich bei den Tempeln, die in dunklen Hainen stehen, oder von schattigen Gärten umgeben sind. Der Fremdling wird schon bei deren Betreten von einem unheimlichen schauerlichen Gefühl ergriffen, wohl deshalb, weil dort Werke der Finsterniß ausgeübt werden.

Dem Götzendienst in den heidnischen Tempeln stehen die Priester, die Brahmanen, vor. Diese wohnen meist in der Nähe des Tempels. Sie werden als die schirmenden und schützenden Diener des Götzen angesehen. Die Verehrer Wischnu's tragen auf der Stirn, Brust und den Oberarmen ein rothes, weißes oder gelbes Zeichen, welches perpendiculär ist. Schiwa's Anbeter tragen das Bild des Lingams oder einen Dreizack auf der Stirn, auch die Sonne als Zeichen des Feuers.

Der tägliche Kultus besteht in den mehr besuchten Götzentempeln gewöhnlich darin, daß der Platz um den Götzen herum von dem dienstthuenden Priester rein gefegt und das Götzenbild gewaschen oder gesalbt wird. Vor dem Bilde brennen Lampen, worauf Weihrauch verdunstet. In vielen Tempeln, besonders in Südindien, führen Götterdienerinnen unter lärmender Musik ihre heiligen Tänze auf. Diesen liegt es außerdem ob, das Lob der Götter zu besingen, die

Schreine zu verzieren und bei den Festen Kränze zu flechten. Sie sind von ihren Eltern schon von Jugend auf zu solchem Tempeldienst bestimmt. Oft sind sie die Buhlerinnen der Priester und werden von diesen, wie von den Eltern darüber belehrt sich als die Frauen und Lieblinge der Götter anzusehen; sie sind sogar berechtigt, was man kaum glauben wird, durch ihre Künste und Schmeicheleien die Zahl der Anbeter ihres Gottes zu vermehren, damit sie sich seiner Gunst und seines Schutzes erfreuen. Die Sünde der Wollust wird somit unter der göttlichen Autorität, als ein Zeichen der religiösen Anbetung, für gesetzlich erklärt.

Das Volk bringt im Tempel dem Götzen seine Opfer dar. Sie bestehen hauptsächlich in heiligen Blumen, Blättern und Kränzen; in Libationen d. h. in Trankopfern von heiligem Wasser, in Milch, Honig und Pisang, in Kokosnußöl, Zucker, Reis, Specereien und anderen Gegenständen, doch Geld, sagen die Brahmanen, sei das angenehmste Opfer für den Götzen. Der Göttin K a l i werden auch blutige Opfer: Büffel, Ziegenböcke und Schafe dargebracht. An jedem Tage vernimmt man des Abends nach Sonnenuntergang von manchen Tempeln ein langanhaltendes, dumpfes Glockengeläute und das Wirbeln auf einer großen Trommel. Der Priester will den Götzen dadurch aufmuntern, doch auf die Opfer die jetzt das Volk darbringt, zu merken und die Gebete der Opfernden zu erhören.

Der Götzendiener hat viele, zum Theil kleinliche Vorschriften zu befolgen, wodurch er hofft entweder mit dem erzürnten Gott ausgesöhnt zu werden, oder von ihm irdische Vortheile zu erlangen, oder seinen Zustand in der anderen Welt zu verbessern. Die Veda's enthalten Gebete für jede Gelegenheit, dagegen die Puran's schreiben den Hindus viele

Vorschriften vor, um das Volk recht in der Gewalt der Priester zu erhalten. Alle götzendienerischen Vorschriften lassen sich auf Abwaschungen, Fasten, Opfer, Gebete, Wallfahrten, Processionen und Selbstpeinigungen, die man für verdienstlich hält, zurückführen. Bei allen auf den Götzendienst Bezug habenden Handlungen, ist wesentlich die Abwaschung, die Mundreinigung und das Opfer erforderlich. Es befinden sich deshalb bei den Tempeln, die nicht an heiligen Flüssen stehen, zierliche, mit Steinen eingefaßte Teiche zum Baden.

Die Anbetung des Götzen in dem Tempel wird von Seiten des Volks in folgender Weise verichtet: Der Götzendiener begiebt sich, wenn er in der Nähe eines heiligen Flusses wohnt, zuerst nach demselben und badet sich darin z. B. in dem Ganges, und nimmt in einem Metallgefäß etwas von dem heiligen Wasser mit sich. Er kauft dann die nöthigen Opfer und begiebt sich nach dem Tempel. Sobald er in den Vorhof tritt, verbeugt er sich gegen den Götzen und geht dann um den Tempel ein, zwei, auch dreimal herum. Während er dies thut, murmelt er seine Gebete und Beschwörungsformel her. Da die Gebete in der Sanskritsprache sind, so weiß gewöhnlich das Volk nicht, was es sagt. Was der Hindu aber dadurch in den meisten Fällen von dem Götzen zu erlangen hofft, ist: Gieb mir Gesundheit; gieb mir Reichthümer; gieb mir Kinder; vernichte meinen Feind; erfülle den Wunsch meines Herzens; laß mir dieses oder jenes gelingen, ohne entdeckt zu werden, und solches ist öfters auf Betrug und Ruin des Nächsten abgesehen. Zu solchen Bitten werden die Hindus durch ihre eigenen Religionsbücher veranlaßt. Der Athárawán-Ved enthält viele Beschwörungsformeln um die Vernichtung der Feinde. In dem Sam Ved findet sich folgende Stelle,

„Vernichte, o heiliges Gras, meine Feinde, rotte aus meine Widersacher; vertilge, o köstlicher Edelstein, alle diejenigen, welche mich hassen." Und, „o Indra! vernichte alle unsere habsüchtigen Feinde, und erhalte alle unsere mildthätigen Freunde. Gieb uns tausend schöne Kühe und Pferde und rechne uns zu den Großen." An einer andern Stelle heißt es: „Wir suchen mehr Reichthümer von Indra, ob du sie von Menschen, oder von den Bewohnern des Himmels, oder von dem untern Himmel, oder von sonst einem Orte besorgst, mach uns nur reich." Solcher Stellen giebt es mehrere.

Der Götzendiener weiß nichts von inniger Andacht, von Dank für empfangene Wohlthaten und von Bekenntniß der Schuld; von einer Reue über seine Vergehungen ist nie die Rede. Kein Wort kommt über seine Lippen um Gnade und Vergebung seiner Sünden; oder um Kraft und Stärke zu einem Gott wohlgefälligen Wandel. Denn wie kann er um diese Dinge bitten, wenn er keine rechte Vorstellung von ihnen hat. Alles ist bei ihm neidisch, sinnlich und fleischlich. Jeder will erhört sein. Ist das Gebet zu Ende, dann nähert er sich dem Götzen, nennt seinen Namen, bringt ihm seine Opfer dar, und gießt auf denselben das heilige Gangeswasser als Trankopfer. In diesem Augenblicke schlägt der dienstthuende Priester an die große Glocke, die über dem Götzen herabhängt, damit er auf das verrichtete Gebet und dargebrachte Opfer merken möchte. Die Anbetung ist dann vorüber. Der arme Götzendiener begiebt sich darauf nach Hause und glaubt, daß sein Gebet erhört sei. Erhält er, was er will, so ist er zufrieden. Wenn aber die Erfahrung ihn vom Gegentheil überzeugt, dann glaubt er, daß er irgend ein Versehen in der Ceremoien gemacht haben muß, erneuert vielleicht bei demselben Götzen seine Púdscha

d. h. Anbetung, und verspricht noch größere Opfer zu bringen, im Falle ihm seine Bitte gewährt würde; oder er bricht bei dem nächsten Götzendienste in einen Strom von Verwünschungen über ihn aus, und wendet sich an einen andern der Götter.

Die Mutter verspricht nicht selten den ersten Sohn, den sie erhalten würde, Mahadeo, dem Gotte der Zerstörung opfern zu wollen. Wenn sie nun wirklich einen Sohn erhält, so verschweigt sie diesem ihr geleistetes Gelübde, bis er die Jahre der Mannbarkeit erreicht hat. Dann aber theilt sie ihm solches mit und gebietet ihm es zu erfüllen. Er hält es dann für seine Pflicht, der Mutter gehorsam zu sein, und betrachtet sich von nun an als einen Gott Geweihten. Ohne Jemand ein Wort zu sagen, was ihm die Mutter mitgetheilt hat, zieht er ein Pilgerkleid an, und besucht alle berühmten, dem Mahadeo geweihten Tempel, und zuletzt auf der Mela, die auf dem Mahadeoberge abgehalten wird, stürzt er sich von einer hohen Felswand herab. Die englischen Beamten haben schon viel aufgeboten dieser Sitte zu steuern, doch ist es ihnen nur theilweise gelungen.

An den großen Festtagen versammelt sich die Menge außerhalb des Tempels. Man betritt nur denselben, um dem Götzen entweder die Trank= Dank= und Friedensopfer, oder die besonderen Gebete vorzubringen. An dem Versammlungsorte selbst findet aber niemals eine Predigt statt. Es wird dort nichts zur Erbauung vorgenommen, um die Seele auf den Flügeln der Andacht von der Erde zum Himmel zu erheben, sie in der Erkenntniß des wahren Gottes zu unterweisen und mit dem Heilsplane zu unserer Seligkeit bekannt zu machen. Keiner wird vom Priester ermahnt die Sünden zu verlassen und der Heiligung nachzujagen, ohne welche

Niemand den Herrn schauen kann. Der ganze Hindu-Götzendienst besteht nur in einem Kreislauf von Opfern, verschiedenen Gebräuchen nnd Ceremonien und in der Ausübung von freiwilligen, auferlegten Selbstpeinigungen.

Der Götzendienst ist bei den Hindus ein wahrer Teufelsdienst und eine Sklavenarbeit. Sie machen sich einen Götzen, betrachten ihn mit feindseligen Augen und bestreben sich, ihn mit groben Schmeichelreden, mühseligen Wallfahrten, schweren Diensten und kostbaren Opfern, zu besänftigen. Aus Selbstsucht oder aus Furcht gehen sie in den Tempel. Sie kommen aus demselben wie von einer Arbeit und erlangen keinen weiteren Vortheil, als die Befriedigung ihrer bösen Leidenschaften, eine größere Entwürdigung ihres Charakters und Verhärtung ihres Herzens. So schänden und lästern sie Gott, werden voll Hochmuths, betrügen ihr Herz, verwunden ihre Seele und ihr Gemüth. Ihr Herz wird zuletzt ebenso gefühllos wie der Götze, der aus Holz oder Stein gebildet ist.

Die Opfer, welche die Hindus ihren Götzen an Geld, Früchten und anderen Erzeugnissen darbringen, sind sehr bedeutend. Männer und Frauen opfern fast täglich Etwas ihrem Götzen oder dem Priester. Niemand thut solches mit Murren, sondern eben so gern, als wenn er sonst die Kosten seines Haushaltes bestreitet, vorausgesetzt, daß Gott nach seiner großen Gnade und Barmherzigkeit, nach seiner Geduld und Langmuth, ihm das gewährt, was er von seinem Götzen bittet und erwartet. Die Opfer des Volks werden zum Unterhalte der Tempel und der großen Zahl der faulen, hochmüthigen und unzüchtigen Priester verwendet. Viele von den Tempeln gehören den Priestern als Eigenthum. Diese Wölfe sind sehr darauf bedacht den Götzen-

dienst unter dem Volke zu erhalten, und ihn durch alle Mittel demselben beliebt zu machen, um davon ihren Nutzen zu ziehen.

Fast alle Feste der Hindus werden hauptsächlich des Nachts gefeiert und zwar bei schreiender und lärmender Musik. Das Ganze hört sich recht unheimlich und teuflisch an; ja man bekommt den Eindruck, als wenn die Hölle im Aufruhr wäre.

16. Das religiöse Leben der Hindus.

Jeder Hindu hat seinen Götzen, dem er dient und dessen Zeichen er auf seine Stirn malt. Hauptsächlich ist es die Göttin des Schicksals und der Gott der Weisheit und des Reichthums, die eine allgemeine Verehrung genießen. Diesen Hausgötzen brennen sie bei Nacht eine Lampe und stellen ihnen Reis und Wasser vor, in der Meinung, sie genössen wenigstens die darin enthaltene Nahrungskraft. Wenn der Götze ihre Bitten nicht erhört, so stellen sie sich vor denselben hin und drohen ihm, daß, wenn er nicht bald helfe, sie ihn in einen Kasten ohne Licht sperren und ihm keinen Reis und kein Brot geben würden. Hilft das nicht, und wird die Sache noch schlimmer, so bringen sie zitternd den Götzen wieder an's Licht, setzen ihm Speise vor und bitten ihn knieend ab. Bei den Festen zu Ehren der Götter sind die Leute sehr verschwenderisch und scheuen dabei keine Unkosten.

Die Hindus geben ihre Religiosität in allen Lagen und Verhältnissen ihres Lebens zu erkennen. Wenn der Hindu eine Ehe schließt, so begeht er sie stets in heidnisch-religiöser Weise. Durch den Brahmanen wird das Jahr

und der Tag der Hochzeit festgesetzt. An dem Hochzeitstage selbst darf der Brahmane nicht fehlen. Die Götter werden angebetet und ihr Segen wird erfleht. Schenkt Gott dem Ehepaar ein Kind, so erhält es in vielen Fällen einen recht bezeichnenden Namen, der eine religiöse Bedeutung hat, z. B. Deoparsád, „Gottesgabe", Rámdayál, „der barmherzige Ram," Rámdás, „der Diener Rams", Gopál, ein Anbeter Krischna's u. s. w.

Jedes Kind der götzendienerischen Eltern wird am 6. Tage nach seiner Geburt der Göttin des Schicksals und am zwölften Tage dem Gott der Weisheit mit großem Gepränge geweiht. Bei dieser Gelegenheit werden dem Brahmanen Opfer gegeben. Die Feierlichkeit findet im Hause der Eltern statt. Die Mutter tritt mit dem Kinde auf dem Arme hervor und giebt zuerst selbst ein Opfer und betet den Götzen an; dann giebt sie dem Kinde eine Frucht oder etwas Reis, oder ein Stück Silber, oder eine Kupfermünze in die rechte Hand, hebt es vor dem Götzen in die Höhe, läßt das Geld in den Schoß des dienenden Priesters fallen, beugt den Kopf des Kindes vor dem häßlichen Götzen aus Holz, Lehm oder Stein, und weiht es so, ehe es den Vater- oder Mutternamen lallen kann, zu einem Götzendiener ein. Solche und ähnliche Ceremonien macht sie alle Tage, so lange es noch unmündig ist, und glaubt durch dies Alles den Götzen hoch zu verpflichten, damit derselbe sie und ihr Kind in dieser und in jener Welt segne. Beim Götzenfeste des Dschaganath sieht man, wie die heidnische Mutter sich angelegen sein läßt, das Köpfchen ihres Säuglings zu beugen, damit es schon frühe diesen Götzen anbeten lerne. Viele Eltern pflegen die Händchen ihrer kleinen Kinder, wenn der Götzenwagen durch die Straßen gezogen wird, auf das Seil zu

legen, und bemühen sich so dieselben, schon von Jugend auf in der Religion ihrer Väter zu erziehen und mit den religiösen Pflichten und Gebräuchen eines Götzendieners bekannt zu machen.

Auf diese Weise wird der Hindu zum Götzendiener herangebildet. Das Kind, das zuerst das Bild des Mahadeo, Ganesch, oder eines andern Götzen, als Steine oder Puppen betrachtete, sieht zuletzt, je mehr es heranwächst, dieselben als seine Götter an, obgleich ihn sein Verstand im Anfange vom Gegentheil belehrte, weil es von den Eltern zu ihrer Verehrung fortwährend angehalten wird. Der Ausspruch bleibt darum wahr: „Mit wem man umgeht, dem wird man zuletzt ähnlich.“ Geht der Mensch mit Gott um, so wird er ihm ähnlich, und geht er mit einem Götzen von Holz und Stein um, so wird er gleichsam versteinert und verliert Herz und Verstand.

Der Hindu nimmt die Götzenbilder, welche er vorhin als Steine ansah, schmückt und liebkost sie, ladet sie ein sich niederzusetzen, ihre Juwelen sich anzulegen, sich an dem Wohlgeruche der Blumen zu ergötzen, und sich an den köstlichen Speisen zu erfrischen. Er fächelt ihnen mit dem Fächer, damit sie sich der Kühlung erfreuen, und giebt ihnen mehr Kleider, damit sie sich nicht erkälten; er umgiebt sie mit Vorhängen, damit sie die Moskitos und Fliegen nicht belästigen; er beschmiert sie mit rother oder einer anderen Farbe, damit sie sich über ihre Schönheit freuen; er bringt sie in den Schlaf, damit sie sich ausruhen und dann fällt er vor ihnen nieder, betet sie an und bittet sie um Auslegung der Träume, der vorbedeutenden Zeichen und um andere Dinge. Der Hindu fürchtet die Berührung des Muhammedaners und Europäers, damit seine Götter nicht verunreinigt oder ver-

nichtet werden. Geschieht es, daß sie berührt werden, so werden die Götzenbilder gebadet und gereinigt. Zuweilen glaubt der Hindu, daß die Götzen krank sind; dann nimmt er dieselben heraus, damit sie frische Luft genießen. Das Wort der heiligen Schrift findet hierdurch seine Erfüllung, wenn sie von den verblendeten Götzendienern also spricht: „Die solche machen sind gleich also, und Alle, die auf sie hoffen.“ (Ps. 115, 8.)

Der Aberglaube und die Abgötterei haben das Gemüth des Hindu so durchdrungen und sind mit dem ganzen gesellschaftlichen Verkehr und dem alltäglichen Leben so innig verwebt, daß durchaus nichts geschehen kann, ohne in merklicher Beziehung zu einem schmutzigen Gott oder einem abscheulichen Gebrauche zu stehen. Wo der Hindu nicht weiß, wie er sich zu verhalten hat, da erbittet er sich bei allen wichtigen Ereignissen seines Lebens den Rath seines Purohits oder Seelsorgers. Jede Handlung, jede Tages- und Jahreszeit hat bei dem Hindu ihre gewissen Gesänge, Opfer und dergleichen, Alles ist aber schändlich vor Gott und schädlich dem Menschen.

So abgöttisch die Hindus sind, so giebt es doch kaum ein Volk auf der Erde, das so religiös in seiner Art, wie dieses ist. Ihre Begrüßungsformel ist mit dem Namen ihres Gottes z. B. in Oberindien: „Ram! Ram!“ In ihren Geschäftsbüchern und auch in ihren Briefen schreiben sie am Anfange den Namen ihres Gottes. Wenn ein Hindulehrer Kinder zum Lesen bringen will, so lehrt er diesen zuerst die **Rámá gattí** d. h. Ramas Heil, welches zu geben er in diesem Gebete angefleht wird. Diese **Rámá gattí** wird vor jeder Stunde hergeplappert, und wenn die Kinder schreiben, zuerst geschrieben. Wenn der Hindu zu zählen an=

fängt, sagt er statt eins Ram, und dann fährt er fort zwei, drei u. s. w. zu sagen. Begiebt er sich auf eine Reise, so bittet er Gott um einen glücklichen Erfolg.

Viele Hindus tragen einen Rosenkranz mit sich herum, der von der Frucht eines heil. Baumes, oder von dem Holz eines heil. Strauches verfertigt ist, nach welchem sie den Namen ihres Lieblingsgottes wiederholen. Sie haben nämlich den Glauben, je öfterer sie denselben hersagen, daß ihr Verdienst desto größer sei. Einige lassen sich sogar angelegen sein einem Papagei, den sie auf ihren Gängen in einem Käfig mit sich herum tragen, die Namen ihrer Götter vorzusprechen, indem sie sagen: „Bolo (sprich) Sitá Rám! Sitá Rám!“ oder: „Krischn Gopi!“ bis er zuletzt es sprechen lernt. Dadurch beabsichtigen sie sowohl die Seligkeit des Vogels als ihre eigene zu befördern.

Der Schiffer wird nie eine Fahrt antreten, ohne vorher das Fahrzeug, das sein Gott ist, und den Ganges, angebetet zu haben. Die Anbetung des Fahrzeuges geschieht in folgender Weise: Sobald der Schiffer eine Reise antritt, behängt er das Vordertheil des Bootes mit einem Kranz von Opferblumen. Er legt dann seine Hände flach zusammen, erhebt sie gegen die Stirn, verneigt sich gegen das Schiff und besprengt dasselbe mit heiligem Ganges-Wasser. Darauf besteigt er das Boot, und wenn er zu rudern anfängt, erhebt er mit seinen Gefährten den lauten Ruf: „Ganga má ki dschai!“ „Triumph der Mutter Ganges.“ Dieser Ausruf und die Anbetung des Bootes wird auf's Neue wiederholt, wenn der Schiffer am Ziel seiner Reise angelangt ist. Dies thut er darum, weil er sagt: „das Boot ernährt mich.“

Allenthalben wo die Hindus gehen und stehen, unterhalten sie sich von ihren Göttern und von dem, was sie gethan

haben. Sie zeigen in deren Geschichte eine große Bekanntschaft, wie man sie bei den Bekennern des wahren und lebendigen Gottes über die Thatsachen zu unserer Erlösung nur selten findet.

Was die Gebetszeiten der Hindus anbetrifft, so muß man ihnen nachrühmen, daß sie dieselben sehr gewissenhaft beobachten und sich in der Ausübung ihrer religiösen Pflichten durch nichts zurückhalten lassen. Schon am frühen Morgen hört man sie ihre Gebete hermurmeln und ebenso beim Sonnenuntergang. Besucht ein Europäer einen reichen oder vornehmen Hindu, so findet er sich durch den Besuch zwar sehr geehrt, sobald aber die Zeit der Hausandacht kommt, wo er zu seinem Götzen zu beten pflegt, da bittet er um Entschuldigung und spricht: „**Púdschá ka waqt áyá, ruchsat hai!**“ „Die Zeit der Anbetung ist gekommen, ich bitte sich zu empfehlen.“ Kommt aber Jemand zur Zeit des Hausgottesdienstes, so wird der Besuch nicht angenommen. Nur bei den Geringeren des Volkes findet eine Ausnahme statt. Diese lassen sich aber bei ihrem Gebet zu Ram oder Krischna, das sie mit großem Geschrei verrichten und wobei sie von Zeit zu Zeit mit einer kleinen Glocke klingeln, damit der Götze auf ihr Gebet achten möchte, durchaus nicht stören. Sind sie damit zu Ende, dann fragen sie, was man wünscht. Mancher hält jedoch bei dem lauten Hersagen seiner Gebetsformel inzwischen einen Augenblick inne und befiehlt dies und jenes für den Fremden zu besorgen und betet dann wieder laut fort.

Das Gebet des Hindu ist nur ein Lippenwerk. Sein Herz ist dabei ganz und gar zerstreut. Dies wird uns deutlich aus Folgendem entgegentreten: Mein Mitarbeiter besuchte einst einen alten, tauben Hindu. Er fand ihn auf

einer Fußdecke sitzen. Mit großem Geräusch und Geschrei verrichtete er sein Morgengebet. „Als ich kam“, erzählte er, „hielt er in dem lauten Hersagen seiner langen Gebetsformel einen Augenblick inne und gab Befehl mir einen Stuhl zu geben. Sodann betete er wieder laut fort und sahe dabei im ganzen Hofraum umher, was hie und da vorgehe. Als der Stuhl für mich nicht schnell gebracht wurde, hielt er wieder inne und rief, den Stuhl schnell zu bringen. Endlich war er gebracht, aber vom Diener nicht so gesetzt, wie er es wünschte, weshalb er wieder inne hielt, und erst ein wenig schalt und dem Diener sagte den Stuhl so zu setzen. Nachdem ich mich gesetzt, betete er ohne Unterbrechung sein Gebet laut schreiend und mit dem Leibe und den Händen verschiedene, lächerliche Bewegungen machend, bis zu Ende.“

Nach dem Morgengebet pflegt der Hindu seine religiösen Waschungen zu verrichten. Dann begiebt er sich nach dem Tempel, um dem Götzen seine Opfer darzubringen. Zu gewissen Zeiten macht der Hindu auch eine Pilgerreise nach Benares, Gaya, Dschagannath, Matthura oder einem andern Orte. Er hat stets das Heil seiner Seele vor Augen und lebt durchaus nicht gedankenlos in den Tag hinein; er läßt sich keine Kosten, Mühen und Beschwerden verdrießen und wendet ein gut Theil von seinen Ersparnissen für religiöse Zwecke an. Frägt man den Hindu: „Weshalb thust du dieses und jenes?“ so giebt er zur Antwort: „Akebat ke wáste“ d. h. für das Ende (oder die Zukunft), womit er sagen will, damit ich einst in jener Welt selig werde.

So geht durch das ganze Leben der Hindus bei all' ihren Handlungen, sie mögen von geringerer oder größerer Bedeutung sein, ein Zug zu dem Höheren hin; es ist ein

Streben ihrer Seele nach Vereinigung mit dem unbekannten Gott und der Wunsch durch das ganze Verhalten seine Gnade und sein Wohlgefallen zu erlangen. O wie Vieles könnten selbst Christen von diesen blinden Götzendienern lernen!

17. Die indischen Heiligen.

Es giebt in Ostindien eine große Anzahl Hindu-Heiliger, die von Almosen leben, welche sie vom Volke, theils in Geld, theils in Nahrungsmitteln erhalten. Ihre Absicht, wenigstens ihr Vorgeben ist, sich ganz der Gottheit zu weihen, und sich mit göttlichen Dingen zu beschäftigen. Mag es unter ihnen auch nicht an Personen fehlen, die, wahrscheinlich aus tiefen, religiösen Beweggründen den Freuden dieser Welt entsagen und sich den größten Selbstpeinigungen hingeben, um Ruhe für ihre Seele zu finden, so ist es doch gewiß, daß eine sehr bedeutende Anzahl sich den verschiedenen Orden oder Brüderschaften nur deshalb widmet, weil man beabsichtigt ein müßiges, herumstreifendes Leben zu führen, und unter der Maske der Demuth und Heiligkeit sich Schätze zu sammeln.

Die Hindu-Heiligen sind oft die größten Schurken und Betrüger, aber dennoch stehen sie, weil sie sich einen heiligen Schein zu geben wissen, beim Volk in großem Ansehen. Man schreibt ihnen eine ungeheure Macht zu, und man fürchtet ihren Fluch. Viele von den Heiligen gehen fast oder ganz nackt, indem sie dadurch anzeigen wollen, daß sie ihre fleischlichen Lüste und Begierden besiegt haben. Ihr Körper ist mit Asche von Kuhmist über und über beschmiert. Auf Gesicht, Armen und Brust haben sie Striche oder Zeichen, haupt-

sächlich von gelber oder rother Farbe, die in Beziehung mit der Anbetung des einen oder anderen Gottes stehen. Ihr Haar ist lang und von Schmutz zusammengefilzt. Einige tragen in der Hand einen Rosenkranz und wiederholen recht oft den Namen ihres Lieblings-Gottes; Andere haben ein Tigerfell, um dadurch anzudeuten, daß sie hauptsächlich in Wäldern leben u. s. w. Manchmal kommt man mit Hindu-Heiligen zusammen, welche wie Wahnsinnige aussehen, mehr einem Teufel als Menschen ähnlich. Ohne Zweifel giebt es Viele unter ihnen, deren geistige Kräfte wirklich gestört sind, wie man es bei dem Aberglauben des Volkes kaum anders erwarten kann; aber dann giebt es gewiß auch solche unter ihnen, welche durch die langen, beschwerlichen Wallfahrten und die ungeheuren Büßungen, die ihr Herz unbefriedigt gelassen haben, zu der schmerzlichen Ueberzeugung gelangt sind, daß in ihrer Religion nicht der Weg zum Frieden zu finden ist, und in sich ein großes Verlangen nach Erlösung tragen.

Man sieht die indischen Heiligen im ganzen Lande herumwandern, besonders besuchen sie Benares und andere berühmten Wallfahrtsörter, wo ein großer Zusammenlauf des Volkes stattfindet; es giebt aber auch solche, welche in stillen abgelegenen Orten leben und sich der religiösen Betrachtung hingeben.

Der gemeinsame Name für alle Heiligen ist Fakir, d. h. Heilige oder Bettler. Besonders sind es die Muhammedaner, welche dies Wort für alle religiösen und gewöhnlichen Bettler gebrauchen. Die Hindus hingegen machen zwischen beiden Klassen einen Unterschied, indem sie sowohl für die eine als für die andere eigene Namen haben. Die religiösen Bettler werden von ihnen insgesammt Sâdhû d. h. heiliger Mann, genannt. Man hat aber auch besondere Namen

für die verschiedenen Sekten oder Brüderschaften, z. B. Bairági, Gosáin, Dschogi Sanyási u. s. w., wodurch man sie nach ihren Lehren, die sie bekennen, und nach ihren Sitten, Gebräuchen und Büßungen, die sie ausüben, unterscheiden will. Unter diesen Orden giebt es wieder viele Unterabtheilungen. Am meisten sind die Bairági's und Gosáin's verbreitet. Diejenigen Fakire oder Hindumönche, welche eine Genossenschaft bilden, haben einen Mahant, d. i. Prior oder Leiter an der Spitze. Alle Bettler und Heiligen, welcher Art sie auch sein mögen, bitten in dem Namen Gottes um Almosen, indem sie ihre Stimme erheben, und laut rufen: „Gieb doch Etwas in dem Namen Gottes dem Fakir und Gott wird dich dafür segnen!" „Möchtest du und deine Kinder für immer glücklich sein!" Möchte deine Lampe nie aufhören zu brennen," womit sie sagen wollen: möchte deine Nachkommenschaft nie aussterben. Es würde zu weit führen, wollten wir uns mit den verschiedenen Heiligen genau bekannt machen, doch wollen wir das Leben der vornehmsten Orden etwas näher betrachten, damit der Leser sich von ihnen einigermaßen eine Vorstellung machen kann.

Alle Bairágis sind Anbeter des Wischnu und heißen deshalb auch Baischnau. Das Wort Bairági bezeichnet einen Menschen ohne Leidenschaft. Die Bairági's versichern, daß sie große Entsagungen, Büßungen und Selbstverläugnungen sich auferlegen, um ihre sinnlichen Begierden und Leidenschaften zu bezähmen und womöglich zu vernichten. Sie halten den Körper für den Sitz der Sünde und glauben, daß es am besten sei, durch die Zerstörung des Leibes von dem Bösen, nämlich von der bösen Lust, dem Zorn, der Habsucht, dem Stolz und der Weltliebe befreit zu werden. Sie zeigen sich für Freude und Schmerz und alle Ge=

nüsse dieser Welt unempfänglich und wollen durch ihre Büßungen und Entsagungen, weil der Mensch durch seine Sinne der Täuschung unterworfen ist, zur wahren Gotteserkenntniß gelangen. Viele von ihnen setzen sich der Kälte und der Hitze, dem Hunger und dem Durst und verschiedenen anderen Selbstpeinigungen aus. Einige knäufen ihren Leib mit einer eisernen Zange, welche sie zu diesem Zwecke mit sich herumführen, und schneiden sich mit einem Messer, bis das Blut in Strömen fließt. Andere lassen sich von den Zweigen eines Baumes, mit dem Haupte nach unten, herunterhängen, und über ein langsames Feuer vorwärts und rückwärts schwenken.

Die meisten Bairágis gehen fast ganz nackt, indem sie nur ein schmales Stück Zeug haben, was zwischen ihren Beinen hindurch geht und an beiden Enden an einem Strick, oder zuweilen an einer Kette, welche sie um ihre Lenden tragen, befestigt ist. Sie lassen ihr Haar, welches über ihre Schultern schmutzig und verfilzt herunterhängt, sehr lang wachsen. Etliche flechten es und haben dasselbe um den Kopf in der Form eines Turbans gewunden. Auf das Gesicht machen sie Striche oder Zeichen von gelber Farbe, und dieses wie der ganze Körper ist mit Kuhmistasche beschmiert. Wenn Jemand diese Leute noch nie gesehen hätte und sie zum ersten Mal in dunkler Nacht durch den Rauch beim Feuer auf dem Felde erblickte, während sie ihr Essen kochen, er würde diese hageren, fürchterlichen Gestalten eher für böse Wesen, als für Menschen halten. Es giebt unter diesen Personen eine große Anzahl, und zwar sind es die meisten Bairági's, die keine besondere Selbstverleugnung offenbaren, denn sie sehen wohlgenährt aus, was deutlich dafür spricht, daß sie mehr Zeit mit Essen, als mit Fasten zubrin=

gen. Aber es fehlt auch nicht an Solchen, welche sehr hager sind, und denen es ein Ernst mit ihrer Seligkeit zu sein scheint.

Die Bairâgi's geben vor mit der unsichtbaren Welt in vertrautem Verkehr zu stehen und übernatürliche Träume und Gesichte zu haben. Da sie ihre wilden Träumereien als Wahrheiten erzählen, so werden dieselben nicht selten vom Volke für Eingebungen der Götter und Geister gehalten. Man findet diese Heiligen in großer Anzahl bei den Ghâts, den Tempeln von Benares und anderen heiligen Oertern. Sie durchkreuzen das Land nach allen Richtungen, entweder einzeln, oder in einer Gesellschaft von 8 bis 10 Mann, und suchen sich häufig Geld oder Nahrung durch verheißene Segnungen oder angedrohte Flüche von den armen Dorfbewohnern zu erpressen; ja Manche sollen sich sogar körperliche Mißhandlungen erlauben, um ihren Forderungen Nachdruck zu geben. Das Volk fürchtet sich deshalb vor ihnen, wenn sie in ihren entlegenen Dörfern erscheinen, und bemüht sich ihren Wünschen so viel als möglich nachzukommen, um ihre Gunst zu erwerben.

Was die Gosâin's anbetrifft, so befleißigen sich dieselben eines frommen, tugendhaften Wandels und wünschen dadurch das Wohlgefallen Gottes zu erhalten. Sie haben ihre weltlichen Geschäfte nicht wie andere Orden ganz aufgegeben. Einige besitzen sogar Ländereien und bebauen sie; Andere treiben Handel und Gewerbe, aber Viele leben auch von Almosen. Diejenigen, welche sich mit weltlichen Geschäften abgeben, werden nie für so heilig wie die andern gehalten. Die Gosâin's stehen beim Volke sehr im Ansehen. Man fällt vor diesen Heiligen nieder, küßt ihnen die Füße, sagt ihnen große Schmeicheleien und bringt ihnen Opfergaben dar.

Fast Alle tragen ein einfaches Obergewand und ein Stück baumwollen Zeug, das die Lenden bedeckt, beides von orangengelber Farbe, und in der kalten Zeit eine Kappe von demselben gefärbten Stoff, deren Klappen bis über die Ohren reichen; aber in der heißen Zeit lassen sie gewöhnlich Kappe und Gewand weg. Außerdem beschmieren sie ihr Gesicht und den ganzen Körper mit Kuhmistasche, welche zusammen mit der orangengelb gefärbten Kleidung ihnen ein sehr auffallendes Ansehen giebt. Wenn der Hindu diese Kleidung sieht, so weiß er gleich, daß er einen Gosâin vor sich hat. Ein solcher Mann bekommt von Arm und Reich, so viel er nur immer will zu essen. Wo er hinkommt erhält er auf Reisen eine Bettstelle, eine Bettdecke, Tabak, Pfeife, kurz Alles, was er für die Nacht braucht, und wenn er des Morgens weggeht, so giebt er dies wieder. So lange ein solcher Mann in seiner Heiligenkleidung einhergeht, lassen es die Leute nicht an Achtung und Ehrenbezeugungen fehlen, wenn er aber dieselbe abgelegt hat, dann hört gleich Alles auf. Einst kam ein solcher Gosâin in seinen heiligen Kleidern auf unsere Station und wünschte Christ zu werden. Der Diener meldete diesen Mann bei meinem Collegen zum ersten Mal mit den Worten an: der Maharadsch d. i. „der große König, ist da,“ später aber, als der Gosâin seine Heiligenkleidung abgelegt und die gewöhnliche Kleidung angezogen hatte, und es auch bekannt wurde, daß er Christ werden wolle, sagte der Diener, so oft er ihn zum Unterricht anmeldete: der Fakir, d. i. „der Bettler“ ist da.

Die Gosâin's haben eine kleine dreieckige Flagge von orangengelber Farbe an der Spitze einer Bambusstange befestigt, welche sie bei ihren Tempeln, Wohnhäusern oder sonstigen Plätzen, wo sie sitzen und ihre Andacht verrichten, auf

richten. Diese Oerter sind gewöhnlich kleine Hütten oder Schuppen an dem Stamme des Pipal, des indischen Feigenbaumes. Man findet diese Gosain's entweder mit ihrer Andacht beschäftigt, oder man sieht sie lesen und Andere mit ihren Lehren bekannt machen. Einige derselben haben ihren Aufenthalt an Brunnen unter dem Schatten der Bäume an der Landstraße aufgeschlagen, wo sie den durstigen Reisenden mit frischem Wasser tränken. Diese Handlung wird im heißen Lande für etwas sehr Verdienstliches gehalten. Gewöhnlich sind die Brunnen von den Gosâin's selbst oder von ihren Verehrern gegraben. Auf diese Weise machen sie sich nützlich und werden vom Volke sehr geachtet. Andere reisen wie die Bairâgi's einzeln oder in Gesellschaften im Lande umher. Viele von ihnen gehen zu den Gebirgsvölkern in Central- und Nord-Indien, und suchen dort ihre Lehren unter den Ureinwohnern zu verbreiten. Es giebt mehrere Gosâin's, die Brahmanen sind, und diese werden vom Volke für doppelt heilig gehalten. In den Lehren dieses Ordens ist Pantheismus und Buddhaismus vermischt.

Das Wort Gosâin wird zur Bezeichnung der Gottheit gebraucht. Die Sekte dieser indischen Heiligen hat sich diesen Namen darum beigelegt, weil er bezeichnen soll, daß sie glauben, die menschliche Seele, oder, wie sie es ausdrücken, „dasjenige, welches spricht und denkt", ist Gott. Auf die Frage: „Wer ist Gott?" geben sie gewöhnlich zur Antwort: „Das, was in mir spricht, ist Gott." Sie halten nämlich die Sprache und die Vernunft für wesentliche Eigenschaften der Gottheit. Da nun die menschliche Seele das Vorrecht hat die Sprache und die Vernunft zu besitzen, so ist sie deshalb Gott. Doch wollen sie keineswegs damit sagen, daß jedes Individuum die göttlichen Eigenschaf-

ten besitze, sondern daß jeder Einzelne einen ergänzenden Theil jenes Wesens bilde, welches die Gottheit ausmacht. Die Gosâin's glauben wie die Buddhaisten, daß das göttliche Wesen von dem Weltall nicht getrennt, sondern, daß es das Weltall selber ist. Die Götter, welche zu verschiedenen Zeiten sich auf Erden verkörpert haben, sind wesentliche Theile derselben Gottheit. Auch nehmen sie an, daß der Mensch durch seine Frömmigkeit sich einen Einfluß selbst über die Götter verschaffen könne, und daß diese genöthigt sind ihnen, wenn auch mit Widerwillen, zu gehorchen. Die Lehre, daß in der Welt Alles Täuschung sei, haben sie mit anderen Sekten gemein.

Diejenigen von den Gosain's, welche im Lande umherreisen, beschäftigen sich häufig mit Musik und erwerben sich dadurch zum Theil ihren Unterhalt. Sie sind die Sänger des Volks, welche das Lob der Götter und der berühmten Heiligen besingen und den Gesang mit einem Instrument, einer Art Guitarre begleiten; einige ihrer Melodien sind sogar schön. Die Gosâin's lassen ihre Gesänge, wodurch sie die Lehren des Hinduismus in anziehender Weise unter dem Volke verbreiten, auf den Straßen, auf den öffentlichen Plätzen der Städte und auf den Melas hören.

Die dritte Klasse der indischen Heiligen sind die Dschogi's. Diese Klasse ist nicht so zahlreich, wie die der Bairagi's und Gosâin's. Es giebt auch Frauen, welche diesem Orden angehören. Das Wort Dschog bedeutet Vereinigung und hat Bezug auf ihre Andacht, ihre großen Büßungen und geheimnißvollen Ceremonien, welche sie ausüben, wodurch sie mit Gott und der Geisterwelt in Verbindung treten wollen. Diejenigen, welche diesem Orden angehören, suchen wie die Bairagi's den Sitz des Bösen in der Mate-

rie. Sie ziehen sich, wie es ihnen das Gesetzbuch empfiehlt, in öde, entfernte Gegenden, in die stille Einsamkeit zurück, wo sie durch Fasten, durch Bezähmung aller sinnlichen Begierden und durch die verschiedensten Selbstpeinigungen sich sowohl die Gunst der Götter, als auch die höchste Seligkeit erwerben wollen. Sie glauben durch ihre Bezähmungen, denen sie sich unterziehen, den Göttern jede Bitte abtrotzen zu können und erwarten nach ihrem Tode gleich in die Gottheit aufzugehen. Es giebt indessen auch Dschogi's, welche man in Benares und an anderen vielbesuchten Plätzen sieht. Ihre Kleidung und Erscheinung ist oft sehr fanatisch. Einige gehen nackt, Andere tragen ein Tigerfell und haben ein Stück rothes Zeug um ihre Lenden. Sie haben ihr Haar in mancherlei Weise gewunden oder geflochten; ihr Körper ist mit Kuhmistasche eingerieben und außerdem haben sie verschiedene Striche, hauptsächlich von rother und gelber Farbe, an ihrem Leibe. Einige tragen eine Halsschnur von Menschenknochen und haben eine gemachte Schlange um ihr Haupt befestigt. Andere haben in einer Hand eine ausgehöhlte Kürbisschale oder einen Menschenschädel, worin sie Alles hineinthun, Geld, Reis, Früchte und was sie sonst empfangen, und in der anderen einen großen Stock, den sie ohne Zweifel auch dazu gebrauchen, um sich die Gaben mit Gewalt zu verschaffen, wo man ihnen dieselben nicht gutwillig giebt. Da Niemand einen solchen Menschen vor seiner Thür zu sehen wünscht, so giebt man ihm schnell etwas, damit er nur fortgeht.

Obgleich sich Viele diesem Orden aus Selbstsucht widmen, um unter dem Deckmantel der Frömmigkeit ihr gottloses Leben ungestört führen zu können, — denn schon Mancher hat große Verbrechen begangen und ist in dem öffentlichen

Gerichtshofe für schuldig erfunden; — so giebt es doch auch solche unter ihnen, welche das Gelübde, ein Dschogi zu werden, wohl darum ablegen, weil ihr Herz mit schweren Sünden belastet ist, und ihr Gewissen sie drängt, die Strafe dafür zu büßen und ein heiliges Leben zu führen, wie dies in der römisch-katholischen Kirche oft vorgekommen ist.

Das Volk glaubt, daß die Dschogi's übernatürliche Kräfte besitzen, magische oder teuflische Künste treiben, und sie selbst sind eifrig bemüht, es in diesem Wahne zu erhalten, damit sie ungestört und ungestraft ihre Verbrechen ausüben können. Nur selten hat Einer den Muth, sie bei der Obrigkeit anzuklagen, oder als Zeuge gegen sie aufzutreten, weil Jedermann ihre Rache fürchtet. Selbst die eingebornen Polizeibeamten, meist Hindus, haben eine abergläubische Furcht vor ihnen und sind nicht schnell zur Hand, diese Nichtswürdigen zu fangen.

Die Dschogi's halten ihr Thun und Treiben sehr geheim. Sie haben geheimnißvolle Symbole und Ceremonien. Viele glauben, daß sie geheime, übernatürliche Kräfte besitzen und mit den bösen Geistern der Finsterniß im Bunde stehen. Diejenigen, welche in diesen Orden aufgenommen zu werden wünschen, müssen durch gewisse Mysterien gehen und empfangen dann die Parole oder das Wahrzeichen, das sie niemals einem Andern mitzutheilen haben.

Das im Aberglauben versunkene Volk erzählt oft schreckliche Dinge von den Dschogi's und Vieles mag davon wahr sein. Wahrscheinlich sind Einige von ihnen mit den geheimen Künsten der Gaukler vertraut, wodurch sie ihre Behauptung, daß sie übernatürliche Kräfte besitzen, unterstützen.

Die Büßungen der Dschogi's, wodurch sie die Vereinigung mit Gott suchen, sind sehr mannigfaltig und oft un-

glaublich. Einige liegen im Winter im kalten Wasser, oder stehen Tagelang auf den Zehspitzen; Andere werfen sich den Krokodillen im Ganges hin oder stürzen sich von Felsen; noch Andere lassen sich den Rücken mit eisernen Haken durchbohren oder an einem großen Rade schwingen. Manche liegen auf einem Stachelbette, oder stehen so lange frei, bis ihre Glieder geschwollen oder geschwürig geworden sind; oder sie bleiben auf einem Fuße stehen, bis der andere verdorrt ist. Einige halten einen oder beide Arme in die Höhe bis sie dieselben nicht mehr herunterbringen können, und die Säfte zu circuliren aufhören. Andere wälzen sich um einen Felsen herum, der einen großen Umfang hat; oder sie hängen sich mit den Beinen an einem Baume auf, oder sie tragen einen eisernen Ring um ihren Hals und Fesseln an ihren Gliedern. Manche lassen sich mit schweren Ketten behängen und bringen ihre ganze Lebenszeit in einem Käfig zu; wieder Andere messen den Weg von Benares oder einem andern Orte bis Dschagannath mit der Länge ihres Körpers, (siehe darüber Seite 68 und 69) und erdulden unterwegs Frost und Hitze, Hunger und Durst.

Dann giebt es auch solche Dschogi's, welche mit Nägeln beschlagene Schuhe anziehen, deren Spitzen hindurch gehen, worin sie große Reisen machen. Andere gehen oder kriechen auf ihren Händen und Knieen, bis sie zusammengezogen und ganz entstellt sind. Viele binden sich mit Stricken und Ketten an Bäumen, bis sie so ihren Tod finden; oder sie vergraben sich und lassen in der Erde nur eine kleine Oeffnung übrig, durch welche sie athmen. Noch Andere sitzen zwischen vier Feuern mit der brennenden Sonne über ihrem Haupte. Endlich findet man auch solche, welche mit einem stieren, unverwandten Blick nach dem Himmel se-

hen, bis zuletzt die Muskeln des Nackens sich zusammenziehen und sie nicht im Stande sind, feste, sondern nur flüssige Nahrung zu sich zu nehmen.

Die Dschogi's sind die Gymnosophisten oder nackten Philosophen der Alten, mit denen schon das Kriegsheer des Alexander auf seinem Zuge nach Indien zusammenkam.

Richten wir noch unsern Blick auf die Sanyasi's. Diese sind im Alter schon vorgerückt und werden wegen ihrer besondern Heiligkeit mit großer Achtung und Ehrfurcht behandelt.

Der Sanyasi ist ein solcher Heiliger, der in der Welt Alles, was ihm lieb ist, verlassen hat. Der, welcher ein Sanyasi werden will, muß vor einem Guru seiner Frau, seinen Kindern wie seinem Vermögen gänzlich entsagen, um die Familie zu unterhalten. Er trägt zu Ehren des Schiwa über der Schulter ein Tigerfell, läßt die Nägel stets wachsen, scheert weder sein Haupthaar noch seinen Bart, macht keine geheiligten Zeichen an seinem Körper, sondern bestreut sich bloß nach dreimaligem, täglichen Baden mit der Asche von Kuhmist und nimmt Almosen von den Vorübergehenden, doch ohne ein Wort zu sagen. Bei seinem Eintritt in's Haus, fällt man ihm zu Füßen. Er besucht nie einen Tempel, opfert auch nicht, beschäftigt sich nicht mehr mit der Betrachtung des Sichtbaren, sondern bloß mit der Betrachtung des unsichtbaren Gottes und dessen unendlichem Wesen. Die Büßungen und Selbstpeinigungen dieser Heiligen sind oft außerordentlich. In der Regenzeit stehen sie bei den heftigsten Regengüssen unbedeckt und ohne Kleidung und in der kalten Zeit tragen sie ein feuchtes Gewand. Manche von ihnen legen das Gelübde ab, daß sie den rechten Arm oder beide Arme so lange in die Höhe halten wollen, bis dieselben er-

starren und sie nicht mehr herunterbringen können. Zuweilen dauert das Gelübde bis zum Tode, zuweilen nur eine Zeit lang. In diesem Falle suchen sie den Armen die frühere Geschmeidigkeit und Brauchbarkeit dadurch wieder zu geben, daß sie diese mehrere Wochen lang mit geschmolzener Butter einreiben.

Wenn Jemand entschlossen ist, ein solcher Heiliger zu werden, so ruft er seine Freunde und Anhänger zusammen, und macht sie mit seinem Entschlusse bekannt. Er spricht dann einen fürchterlichen Fluch über Jeden aus, welcher ihm davon abrathen oder ihn nachher befreien will. Er wird dann an einen Pfahl in der Stellung, welche er zu haben wünscht, gebunden. Und wenn er einmal angebunden ist, so kann er bitten, schelten oder fluchen, er wird dennoch nicht losgemacht; eben so wird man auch nichts thun, um nachher seinen Untergang zu verhindern. Die Sanyasi's stehen beim Volke sehr im Ansehen und werden als große Heilige verehrt.

Man glaubt, daß die Sanyasi's gleich nach ihrem Tode zur höchsten Seligkeit gelangen und niemals zur Erde zurückkehren, wie es mit den Seelen der andern Menschen der Fall ist, die erst durch viele Thierkörper zu wandern haben, ehe sie in den Himmel kommen. Ihr Tod wird daher nicht beweint, weil ihnen die höchste Seligkeit zu Theil geworden ist. Man begräbt sie sitzend, mit eingebogenen Händen und Füßen in einer mit Salz angefüllten Grube, reibt den Kopf mit einer Kokosnuß ein und vertheilt die Stückchen dieser Nuß als etwas sehr Heiliges an die Umstehenden.

Die meisten Hinduheiligen verehren nur den Gott, den das Bild darstellt, doch giebt es auch solche, welche keine Götzen anbeten.

19. Der Muhammedanismus.

Die Muhammedaner glauben an Einen Gott und an Muhammed, den falschen Propheten. Ihr Glaubensbekenntniß ist: „La illá il lilláh Muhammad o Rassúl Alláh“ d. i. es giebt nur einen Gott, und Muhammed ist Allah's Prophet. Das Religionsbuch derselben ist der Koran, das nach der Erklärung von Einigen ein Buch bedeutet, das gelesen werden soll; Andere übersetzen es mit „sammeln“, also etwas Gesammeltes. Muhammed hat darin seinen Anhängern den Glauben daß es nur Einen Gott giebt, sehr eingeschärft, dagegen den Götzendienst, insbesondere den Sterndienst und die Vielgötterei streng verboten.

Die Muhammedaner theilen sich in zwei Hauptklassen, in die Sunni's und Schia's. Die Ersten nehmen außer dem Koran noch die Hadi's an, worin die Traditionen oder Ueberlieferungen von Muhammed enthalten sind, während die Letzten dieselben als apokryphisch und unglaubwürdig verwerfen. Es bestehen unter den Muhammedanern 72 Sekten von denen, wie sie selber sagen, nur eine für den Himmel bestimmt ist, während die anderen zur Hölle fahren; nun aber behauptet eine jede Sekte von sich, daß sie diejenige ist, welche Gott für den Himmel bestimmt hat.

Der Koran ist den Muhammedanern das, was den Christen die Bibel ist. Sie sagen, Gott hätte den Menschen 104 Bücher vom Himmel gesandt, von diesen wären aber nur die vier letzteren, nämlich: das Gesetzbuch (durch Moses), die Psalmen (durch David), die prophetischen Bücher und das Evangelium oder das Neue Testament (durch Christum) erhalten; aber Juden und Christen hätten diese Schriften

verfälscht. Zuletzt hätten wir den **Furkán** oder Koran bekommen, der die letzte Offenbarung Gottes durch Muhammed an die Menschen enthält, und wir haben jetzt nichts mehr zu erwarten. Die früheren Bücher sind durch diese letzte Offenbarung aufgehoben, während der Koran allein in seiner Kraft besteht.

Muhammed sagt, der Koran sei ihm von Gott durch den Engel Gabriel geoffenbart worden, und daß es von dem Original, welches noch jetzt im Himmel aufbewahrt werde, eine Abschrift sei. Er hat den Inhalt desselben nicht auf einmal, sondern zu verschiedenen Zeiten in Abschnitten empfangen. Es sind in dem Koran viele Thatsachen der Bibel auf das Entsetzlichste entstellt, und man muß sagen, das ganze Buch enthält ein Gemisch von Lüge und Wahrheit.

Muhammed beabsichtigte durch die Lehren, die er dem Volke verkündigte, den Heiden, Juden und Christen zu gefallen, und für Alle eine gemeinschaftliche Religion herzustellen, und um dies zu erreichen, suchte er sich Allen anzubequemen. Leider hat er durch den Schein der Wahrheit Viele für seine Lehre gewonnen, um so mehr, da es Niemand nöthig hat, mit der Sünde zu brechen, sondern ihr ungestört fröhnen kann, weil er für sein beunruhigtes Gewissen in seinem Religionsbuche eine Stütze und einen Rückhalt findet. Diejenigen, die sich zu dieser, angeblich von Gott geoffenbarten Religion bekennen, nennen sich Muselmán oder Moslemim (von Moslem) „Gläubige", oder nach Muhammed, den Begründer ihrer Religion Muhammedaner. Man wird ein Mitglied ihrer Gemeinschaft durch die Beschneidung, die an den muhammedanischen Knaben zwischen dem 6. und 10. Jahre vollzogen wird, sobald sie ihr Glaubensbekenntniß ablegen können. Die Religion selbst heißt Islám, d. i. Hin-

gebung (des Menschen in den Willen Gottes). Der Islám zerfällt in Imán und Dín. Der Imán ist den Muhammedanern der Glaube an und für sich in seiner Theorie und dazu gehört: 1. Der Glaube an Gott, 2. an seine Engel, 3. an die heiligen Schriften, 4. an die Propheten, 5. an die Auferstehung und den Gerichtstag und 6. an Gottes unwiederbringlichen Rathschluß und die Vorherbestimmung des Guten und Bösen; dagegen ist Dín die Religion in ihrer Praxis, wozu sie rechnen: 1. Die Waschungen und Reinigungen, 2. das Gebet, 3. Fasten, 4. Almosen geben und 5. Wallfahrten.

Die Muhammedaner glauben, daß Gott 24,000, nach Anderen 124,000 Propheten in die Welt gesandt habe, damit sie der Menschheit sein Wesen, seine Eigenschaften, seinen Willen und zukünftige Dinge verkündigen möchten; unter Allen ist Muhammed der größte Prophet, auf den schon die vorhergehenden hingewiesen haben. Alle Propheten sind nach ihrer Meinung rein von schwerer Sünde.

Muhammed, der falsche Prophet der Muhammedaner, ist der Sohn eines Heiden, Namens Abdullam. Er war zu Mekka in Arabien im Jahre 571 geboren. Bis zu seinem vierzigsten Jahre war er Kaufmann und lernte auf seinen Reisen die Religion der Juden und Christen, aber nur in ihrer Entartung kennen. Im Jahre 610 trat er mit der Behauptung auf, daß Gott ihn zu seinem Propheten berufen habe. Er verkündigte dies der Welt, und die ersten Gläubigen des Islam waren sein Weib Chadidscha, sein Schwiegersohn Ali, sein Vetter Haretha und sein Sklave Said. Die Muhammedaner glauben, Muhammed sei der letzte Prophet, der in die Welt gekommen ist, und behaupten er ist der, von dem schon Moses geweissagt, wenn er spricht:

„Einen Propheten wie mich wird Gott erwecken, den sollt ihr hören.“ Ja, sie sagen, Christus selbst habe von ihm geweissagt, indem er seinen Jüngern verheißen, ihnen den Paraklet, das sie in Paraklut entstellt haben, zu senden. Antwortet man ihnen, daß dieses Wort den Tröster, den heiligen Geist bedeutet, und die Jünger Jesu Christi, die auf die Erfüllung seiner Verheißung in Jerusalem warten sollten, ihn bereits am Pfingstfeste empfangen hätten, ja daß jeder wahre Christ ihn noch jetzt erhalte, und es deshalb Muhammed nicht sein könne, so wollen sie es nicht glauben. Dann behaupten die Muhammedaner, um die Hoheit und Herrlichkeit ihres Propheten zu beweisen, daß er der Fürst dieser Welt sei, von dem Christus in den Worten: „Es kommt der Fürst dieser Welt“, gesprochen habe. Man zeigt ihnen aber darauf aus der Schrift, daß der Fürst dieser Welt der Satan ist. Ja Muhammed dünkt sich selber in seinem Hochmuth über Alles erhaben, indem er im Koran von sich spricht, daß Gott zu ihm gesagt habe: „O Muhammed, wenn du nicht wärest, dann hätte ich nicht den Himmel und die Erde geschaffen.“

Um die Ehre des Herrn Jesu Christi zunichte zu machen, erzählen die Muhammedaner oft Folgendes: In den Hadis ist die Nachricht, daß einst Jemand zu Muhammed sagte, daß der Herr Jesus doch wirklich groß gewesen sei, weil er mit den Worten: „Qum baázan Allah“ d. i. „stehe auf, auf den Befehl Gottes,“ die Todten erweckt habe, worauf Muhammed antwortete, er kenne Jemand, der doch noch herrlicher und mächtiger sei, weil er mit den Worten: Qum ba izzini (issini) d. i. stehe auf, auf meinen Befehl, die Todten erweckte. Zwar bekennen die Muhammedaner, daß Christus lebt und Muhammed todt sei, um aber

seine Ehre zu retten, sagen sie: „der Herr schläft, bis ihn sein Diener aufweckt.“

Der Gott, den Muhammed bekannt gemacht und den seine Anhänger anbeten, ist nicht der wahre und lebendige, der heilige und gerechte, der treue, wahrhaftige und unveränderliche Gott, wenn sie ihm auch viele herrlichen Eigenschaften beilegen, sondern er ist vielmehr ein Hirngespinnst seiner sündlichen Phantasie, ein Götze, den er sich nach den Gelüsten seines eigenen Herzens gemacht hat. Nach dem Religionsbuche der Muhammedaner ist Gott der Urheber der Sünde und Heiligkeit, des Guten und Bösen, ja selbst des Götzendienstes, den wir in der Welt vorfinden. Obgleich Gott beim Beginn jeder Sure oder jedes Abschnittes in dem Koran als der Barmherzige gepriesen wird, so sind doch viele Menschen nur deshalb von ihm geschaffen, damit sie in dieser Welt sündigen und nachher verloren gehen. Ein Mensch kann und darf nicht anders thun, wie es vorher in seinem Schicksal bestimmt ist, es sei Gutes oder Böses, und nachher bestraft ihn Gott dafür, wenn er etwas Böses begangen hat. Gottes Gerechtigkeit steht ebenfalls nur dem Namen nach im Koran, indem Nichts dafür spricht, sondern Alles vom Gegentheil zeigt, daß er höchst ungerecht und grausam sei. Denn, wenn ein Mensch in diesem Leben auch gottlos gewesen ist, hat ihn aber Gott für den Himmel bestimmt, so kommt er dahin, während ein Anderer, der in seinem ganzen Leben fromm gewesen, zur Hölle verstoßen wird.

In Bezug auf die Prädestination oder Vorherbestimmung wird im Koran in den stärksten Ausdrücken gelehrt, daß Gott durch einen unbedingten Rathschluß das ganze Schicksal, ja selbst die moralische Beschaffenheit des Menschen unabänderlich bestimme, und zwar das Gute durch seine Lei-

tung, sein Wohlgefallen und Befehl, das Böse dagegen durch Irreleitung, Mißfallen und Verbot. Die Bösen werden stufenweise in ihrer Sündhaftigkeit bestärkt, bis sie die höchste Strafe verdienen. Durch diese Lehre des Fatalismus pflanzte Muhammed seinen Anhängern fanatische Todesverachtung, Muth und Gleichgültigkeit, aber mitunter auch Unthätigkeit in Gefahren ein. Dieselbe mußte schon frühzeitig heftigen Widerspruch erfahren, ist aber dessenungeachtet die herrschende Ansicht unter den Muhammedanern geworden.

Was die religiöse Moral der Muhammedaner anbetrifft, so wird ihnen Ergebung, Vertrauen und Dankbarkeit gegen Gott anbefohlen. Im Umgange mit ihrem Glaubensgenossen empfiehlt der Koran vorzüglich die Tugenden der Wahrhaftigkeit, Treue, Dankbarkeit, Wohlthätigkeit, Gerechtigkeit, Sanftmuth, Ausdauer und Geduld; dagegen wird Ehebruch, Meineid, Mord, Verläumdung, falsches Zeugniß, Wucher, Spiel und Trunk streng verboten. Beim Verkehr mit Andersgläubigen finden sich die entgegengesetzten Aussprüche im Koran. Das Lügen ist ihnen in gewissen Fällen erlaubt; sie können ihren Eid brechen, den sie Andern geschworen. Wenn den Bekennern des Islam auch Gastfreundschaft anempfohlen wird, so wird ihnen das Gebot der Nächstenliebe doch nirgends zur heiligsten Pflicht gemacht, im Gegentheil es wird ihnen befohlen gegen die Ungläubigen, die sie Kâfir nennen, Religionskriege zu führen, die bei ihnen der „Weg Gottes“ heißen und, wenn sie nicht ihren Glauben annehmen, mit dem Schwert umzubringen und ihre Ländereien sich anzueignen, oder sie sich tributpflichtig zu machen. Wer Krieg gegen Ungläubige führt und in irgend einer Weise dabei behülflich ist, verrichtet eine verdienstliche That und erwirbt sich dafür den Himmel. Diejenigen, die

in einem solchen Religionskriege sterben, heißen Märtyrer. Die moralische Tedenz im Koran ist eine sehr unheilige, und wenn die Muhammedaner nicht wie in alter Zeit Unheil und Verderben anrichten, so ist es aus dem Grunde, weil ihre Macht gebrochen ist, doch hat selbst die neuere Zeit in Indien und Syrien gezeigt, wie gern sie ihrem Fanatismus Luft machen möchten.

Was die Sittenlehre und religiösen Pflichten der Muhammedaner anbetrifft, so sind diese, wie schon oben angegeben 1) die Waschungen und Reinigungen, 2) das Gebet, 3) Fasten, 4) Almosengeben und 5) Wallfahrten. Die Waschungen und Reinigungen sind meist ceremonieller Art und fast in denselben Fällen geboten, wie dem Volke Israel. Es giebt aber auch religiöse Waschungen, die jedesmal dem Gebet voran gehen müssen. Die letzteren Waschungen geschehen immer von der Spitze der Finger bis zu dem Ellbogen, und von der Fußsohle bis zu dem Knie, als denjenigen Theilen, die der Befleckung am meisten unterworfen sind. Man findet deshalb bei allen Moscheen, welches die Gotteshäuser der Muhammedaner sind, Wasser in vielen Gefäßen für diesen Zweck aufgestellt. Wer an dem Gebet in den Moscheen nicht Theil nehmen kann, unterläßt häufig diese Waschungen.

Das Gebet soll fünfmal am Tage stattfinden, nämlich Morgens, gegen Mittag, Nachmittags, Abends und Nachts, wobei kurze Gebetsformeln herzumurmeln sind. Das Gebet erfordert bei den Muhammedanern körperliche Reinheit, einen reinen Ort, genau die bestimmte Zeit, jedesmal die Richtung des Gesichts nach Mekka, und verschiedene Stellung des Leibes und Richtung der Hände und Finger, darunter vorzüglich das Aufrechtstehen, die Beugung, das Hinwerfen

auf den Boden und die sitzende Stellung u. s. w. zu befolgen sind. Die fünfmaligen Gebetszeiten werden nur von dem sehr frommen Muselmán gehalten; die Meisten begnügen sich nur dreimal des Tages zu beten, nämlich beim Sonnenaufgang, gegen Mittag und beim Sonnenuntergang. Diese Gebetszeiten werden den Gläubigen durch das laute feierliche Ausrufen: „**Ayasú fullá: Lá illá il lilláh Muhammad o Rasúl Alláh**“ „dies ist der Befehl: Es ist nur ein Gott und Muhammed ist Allah's Prophet“, angekündigt. Jedenfalls liegt dabei der Gedanke zu Grunde, daß das Volk, indem es an Gott und seinen Propheten erinnert wird, doch daran gedenken möchte, seiner Pflicht gegen ihn nachzukommen. Das Ausrufen geschieht entweder von den Minnarets d. h. von den Thürmen an den muhammedanischen Bethäusern, oder von der bei den Moscheen erhöhten und zum Gebet bestimmten Plattform. Der Ausrufer schreit so laut wie er kann, und pflegt dabei seine Hände flach auf's Ohr zu legen, oder die Fingerspitzen in's Ohr zu stecken. Das Rufen vertritt gewissermaßen das Glockengeläute und macht einen recht feierlichen Eindruck auf den Fremdling. Sobald man den Ruf vernommen hat, begeben sich alle frommen Muhammedaner nach der Moschee, um dort ihr Gebet zu verrichten. Sie stehen dabei auf der erhöhten Plattform, mit dem Gesicht nach Mekka gerichtet, Einer voran, die Andern hinter ihm in Reihen aufgestellt, und während sie das Gebet hersagen, fallen sie häufig auf ihr Antlitz nieder.

Wer die Moschee oder den Gebetsplatz zur Gebetszeit nicht besuchen kann, verrichtet sein Gebet, wo er sich gerade befindet, selbst auf dem freien Felde, auch in Gegenwart von anderen Menschen. Vornehme Muhammedaner führen auf Reisen zu diesem Zweck einen kleinen Teppich mit sich. Frauen

dürfen bei den öffentlichen Gebeten nicht mit beten, auch nicht mit ihren Männern zugleich die Moschee besuchen. Die Moscheen und Gebetsplätze nehmen in dem Orte die besten Plätze ein und sind gewöhnlich an Straßenecken errichtet. Ueberhaupt lieben es die Muhammedaner, ihre Heiligkeit und Gerechtigkeit zur Schau zu tragen.

Die verschiedenen Gebetszeiten haben ihre besonderen Namen. Namaz heißen diejenigen Gebete, welche durch das muhammedanische Gesetz vorgeschrieben und fünf mal am Tage zu verrichten sind. Jedes andere freiwillige Gebet heißt Dua „Anrufung.“ Einige der Gebete stammen von Muhammed selbst her. Die Tasbihat oder Lobpreisung besteht in dem Hersagen der 100 Namen, nämlich des Eigennamens Alláh und der 99 Eigenschaften Gottes, wobei man sich eines Rosenkranzes (Tasbih), von 33, 66 oder 99 Kugeln an einer Schnur, an denen man die Namen abzählt, bedient. An den Gräbern der Vornehmen sind Beter mit gutem Einkommen angestellt. Die Sprache der Hauptgebete und vieler anderer Gebete ist arabisch, sonst die Landessprache.

Das Fasten geschieht von den Muhammedanern im Monat Ramadán oder Ramasán, der neunte muhammedanische Monat, in welchem der Koran vom Himmel herabgekommen sein soll. Es wird von ihnen den ganzen Monat hindurch, an jedem Tage von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, ein strenges Fasten beobachtet, indem sie sich in dieser Zeit von Speisen, Getränken, Tabakrauchen und anderen Genüssen enthalten; sie pflegen aber nachher sich reichlich zu entschädigen.

Die Almosen (Zakát), sind nach dem Gesetz $2^1/_2\%$ vom Vieh, Geld, Getreide, Früchten und Waaren, zu ent-

richten und zwar im zwölften Monat; dazu kommen noch die außergewöhnlichen Gaben, welche von dem freien Willen eines jeden Gläubigen abhängen. Mit dem Wallfahrten sieht es aber in Indien, da die Muhammedaner von dem Wallfahrtsorte Mekka weit entfernt leben, sehr schlecht aus. Nur Wenige begeben sich dahin, wo sie die Kaaba d. i. den Tempel zu Mekka, vom schwarzen Stein ausgehend, siebenmal umkreisen. Die, welche es thun, stehen unter dem Volke im großen Ansehen; man nennt sie Hádschi oder Wallfahrer.

Die Muhammedaner glauben durch alle diese Handlungen sich ein großes Verdienst zu erwerben. Außerdem erwähnen wir über ihre Pflichten noch Folgendes:

Die Polygamie ist den Muhammedanern erlaubt, doch dürfen sie nur 3 bis 4 Weiber nehmen. Die Ehescheidung geschieht durch die einfache Verstoßung der Frau, und man darf sie erst dann wieder nehmen, wenn sie das Weib eines Andern gewesen ist, der sie ebenfalls verstoßen hat. Was den Genuß des Weins und des Schweinefleisches und Blutes anbetrifft, so ist ihnen dies streng untersagt.

Der Kultus oder Gottesdienst besteht bei den Muhammedanern in Gebet und Predigt. Ihre Feste und Feiertage sind 1. der wöchentliche Feier- und Ruhetag, 2. Jid, 3. Bakra Jid, 4. Schabi Barát und 5. Muharram. Der wöchentliche Feier- und Ruhetag ist der Freitag. Von 10 Uhr Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags pflegt kein Muhammedaner zu arbeiten. Der Freitag ist ihnen das, was den Christen der Sonntag ist. Wer sonst die Moschee nicht besucht, thut es am Freitage. Jeder wäscht und reinigt sich, zieht reine Kleider an und begiebt sich nach der Moschee, um dort sein Gebet zu verrichten.

An diesem Tage wird jedesmal von dem Maulwi (Doktor der muhammedanischen Theologie) in der innern Halle des Gebäudes eine Predigt gehalten, worin die Gläubigen zur Treue im Glauben, zum Festhalten an den Lehren Muhammed's u. s. w. ermahnt werden.

Jid ist ein heiliger Festtag. Er wird durch besondere Feierlichkeiten, Gebete und andere Dinge ausgezeichnet. Die Muhammedaner pflegen sich an diesem Tage in großer Anzahl in den Moscheen zu versammeln, wo eine Ansprache an sie gehalten wird, und wer sonst nicht viel an Gott gedacht und zu ihm gebetet hat, thut es an diesem Festtage.

Bakra Jid ist das Fest, welches auf die große Fastenzeit folgt, wo jeder Hausvater zum Andenken an das Opfer Abrahams, und wie es scheint auch als ein Versöhnungsopfer, für seine Familie einen Ziegenbock schlachtet. Das Fleisch wird nachher von der Familie aufgegessen. In Delhi ist ein Tempel, 1/4 Meile von der Stadt entfernt, der den Namen Jidgah führt, wo alle Ziegen geschlachtet und nachher in die Stadt gebracht werden.

Schabi Barát, das Lampen- oder Todtenfest, ist am 14. Tage des Monats Schábán, an welchem der Todesengel und die beiden schreibenden Engel ihre Bücher im Archiv des siebenten Himmels auswechseln. Die Muhammedaner bringen an diesem Tage den Geistern der verstorbenen Verwandten mancherlei Opfer, die von Mehl, Butter und Zucker gemacht sind, und nachher aufgegessen werden. Am Abend findet ein großes Feuerwerk statt.

Muharram ist das Märtyrerfest. Es wird an diesem Feste das Andenken an den Tod des Husein, Sohn des Ali, der bei Kufa getödtet und bei Karbala in Irak begraben wurde, zehn Tage lang gefeiert. Die Muhammedaner

verehren ihn als einen Schahîd, d. i. Märtyrer ihres Glaubens. Es giebt Viele, die ihn anbeten und ihm Geld und andere Dinge opfern. Bei dem Muharram finden große feierliche Processionen statt, die götzendienerischer Art sind. Da Viele dies nicht billigen, so kommt es manchmal zwischen den Anhängern des Islám, bei diesem Feste zu harten Kämpfen.

Die Moscheen, die Gebets- oder Gotteshäuser der Muhammedaner, bilden gewöhnlich ein längliches Viereck und haben zwei oder mehrere sehr schlanke, oft achteckige, etagenweise übereinandersteigende Thürme mit einem Halbmond an der Spitze. Von der bei Festen und Feierlichkeiten stattfindenden Beleuchtung heißen die Thürme Minnaret's d. i. Leuchtthürme. Das Innere der Moscheen ist einfach verziert, die Wände weiß angestrichen, manchmal mit Koransprüchen beschrieben. Der Boden ist beim Gottesdienst nicht selten mit Teppichen belegt. Außerdem befindet sich in dem inneren Raum eine niedrige Kanzel, aber sonst weder Tisch noch Bänke. Von Außen sind die Moscheen mit einem Vorhof und einer niedrigen Mauer umgeben. Wenn ein Europäer die Moschee betreten will, so verlangen die Muhammedaner von ihm, daß er aus Achtung gegen das Heiligthum die Schuhe auszieht und auf Strümpfen hineingeht.

An der Spitze der Geistlichkeit steht der Mufti, dessen Verordnungen unter den Muhammedanern gesetzliche Kraft haben. Die anderen Beamten sind der Maulwi, der die Predigt und bei der Moschee auch Schule hält. Ferner gehört dazu der Vorbeter, der Ausrufer, der Küster, der Ausfeger und der Todtenwäscher; außerdem giebt es noch Fakire.

Wie die Hindus, so haben auch die Muhammedaner ihre Heiligen, die sie göttlich verehren. Am heiligsten gilt

ihnen ihr Prophet Muhammed, an den sie ihre Gebete richten, damit er, der bei Gott in so großer Gunst steht, sich für sie verwenden möchte. Ihm zunächst erfahren die Sayyad's, die Nachkommen von Husein, einem Enkel des Muhammed, die größte Verehrung. Man geht oft zu ihren Gräbern. In der Nähe derselben findet man gewöhnlich eine Tukia oder Fakirhütte, wo ein Fakir wohnt. Hauptsächlich sind es Frauen, die sich gegen Abend nach dem Grabe eines Sayyad's begeben und die nöthigen Opfer mit sich nehmen. Alles wird dem Fakir mit der Bitte übergeben, das Opfer dem Heiligen darzubringen und ihn zu bitten, damit dieser sich bei Gott für das besondere Anliegen des Opfernden verwende. Bei der Anbetung wird immer eine Lampe angezündet, welche in die Nische eines am Kopfende des Grabes aufrechtstehenden Steines hineingesetzt wird. Die anderen Gaben werden von dem Fakir dem Sayyad mit einem Gebet präsentirt, und der Opfernde spricht ebenfalls dabei sein stilles Gebet.

Was den Glauben der Muhammedaner an die übersinnliche Welt anbetrifft, so sagen sie, daß es einen Himmel und eine Hölle, gute und böse Engel giebt. Der Himmel ist nach dem Koran in sieben Abtheilungen getheilt, er ist aber nicht ein Ort, worin Heiligkeit und Gerechtigkeit wohnt und die Seligkeit im Anschauen Gottes besteht, sondern er ist ein sehr sinnlicher Ort, wo Schwelgerei, Ueppigkeit und Ausschweifung sanctionirt sind, indem die Gläubigen, welche fromm gewesen, im Paradies die köstlichsten Speisen, Getränke und schöne Jungfrauen erhalten, herrlich und in Freuden leben. Unter den guten Engeln, die sich im Himmel befinden, nehmen sie vier Erzengel an: 1) Gabriel, den Offenbarer des Willens Gottes, den Einige für

den heiligen Geist (Rúh i Quds) halten, 2) Michael, den Freund und Beschirmer der Juden, 3) Azrail (Afrail) den Engel des Todes, und 4) Jsrafil, den Engel, der bei der Auferstehung die Posaune blasen wird. Die Folterengel Munkir und Nekir befragen den Verstorbenen und thun dem Gottlosen die sogenannte Grabespein an.

Die Hölle wird als ein schaudererregender und schreckensvoller Ort mit einem ewigen Feuer dargestellt. Sie hat ebenfalls sieben Abtheilungen, nämlich: 1) Dschahannam für gottlose Muhammedaner; 2) Ladha für Juden, 3) Hotama für Christen, 4) Sair für Sabianer; 5) Sakar, für die Magier; 6) Aldschahim für die Götzendiener, und 7) Al-Hawiyát, der schlimmste Ort für Heuchler. Kein Muhammedaner wird auf ewig verdammt. Die schlechtesten gehen zur Hölle, werden aber, nachdem Alles abgebüßt ist, wieder erlöst, dagegen wird kein Kafir, „Ungläubiger," selig, sondern er geht ewig verloren. Unter den bösen Engeln führt das Oberhaupt derselben, der Teufel, den Namen Iblis, der vor seinem Fall, ehe er vom Himmel verstoßen wurde, Azazil (Afáfil) hieß. Er soll sich bei der Schöpfung Adams gegen Gott empört haben. Dann giebt es für die verschiedenen Sünden und Leidenschaften noch besondere Teufel. Außerdem nehmen die Muhammedaner zwischen Engeln und Menschen noch gute und böse Geniusse an, die aus Feuer geschaffen sind, essen, trinken und sich fortpflanzen.

Von dem Gerichtstage wird gesagt, daß an demselben das Gericht oder Urtheil durch das Wiegen der guten und bösen Handlungen auf der Wage (Mizân) geschieht. Die mit überwiegend guten Werke kommen in's Paradies, die Sünder gehen zur Hölle. Die mit gleichwiegend guten und bösen Werken kommen in einen Mittelzustand und werden aus

diesem durch die Vermittelung Muhammed's in's Paradies versetzt. Das Erscheinen des Antichrists geht nach Einigen dem Gerichtstage voran, an welchem Christus, selbst nach dem Koran, die Welt über ihre Werke richten wird.

Der orthodoxe Muhammedaner, der sich angelegen sein läßt den Himmel zu verdienen, weiß nichts von Wiedergeburt, von Heiligkeit und Gerechtigkeit. Ihm genügt es, wenn er die äußeren Vorschriften des Korans befolgt. Wir finden deshalb bei Allen eine große Selbstgerechtigkeit. Die Meisten sind anmaßend, stolz und hochmüthig. Höchst selten ist es der Fall, daß Einer die schwere Sündenlast fühlt und ein Verlangen nach Erlösung offenbart. Die Bitte um Gnade und Vergebung der Sünden kommt nur bei sehr Wenigen über ihre Lippen. Ueberhaupt haben sie in ihrem Wesen und Charakter mit den Pharisäern zu Christi Zeiten viel Aehnlichkeit.

Der Einfluß, den die muhammedanische Religion auf das Herz und Gemüth seiner Anhänger ausübt, ist ein sehr trauriger. Der Muhammedaner wird durch seine Religion nicht aus seinem Sündenschlaf aufgeweckt, sondern vielmehr darin bestärkt. Man möchte fast sagen, ein Muselmán wird durch seine Religion nicht besser, sondern schlechter, wie er schon von Natur ist. Die Missionsthätigkeit ist unter diesem Volke eine schwierige, denn es zeigt sich für die Wahrheiten des Evangeliums sehr unempfänglich.

Ein sehr trauriges Bild gewährt uns ein Muhammedaner, der über seine Sünden erschreckt ist, und an den Tod und das jüngste Gericht gedenkt. Muhammed selbst ist bei dem Gedanken an den Tod und das jüngste Gericht mit banger Ahnung erfüllt gewesen, denn er betete fünfmal des Tages: „Rabná átainá waqiná azában nár, azábul qabr

azábul haschr“ d. i. „O Gott errette mich von der Hölle von der Pein des Grabes und von der Qual der Auferstehung.“ Giebt ein Muselmann der Stimme des Gewissens Gehör, daß im Himmel ein heiliger und gerechter Gott ist, der die Sünde nicht ungestraft läßt, so erfüllt ihn der Glaube an Gott mit Furcht und Zittern, denn er weiß nicht, wie er zur Versöhnung mit ihm gelangen und Vergebung der Sünden erhalten kann. Betrachtet er das Leben Muhammed's seines Propheten, den er für einen Vermittler zwischen Gott und den Menschen hält, so muß er gänzlich an ihm irre werden und ihn verwerfen. Er fühlt, ein Mittler muß heilig und gerecht sein, und ein vollgültiges Sühnopfer ist nothwendig für seine Sünden; aber seine Religion giebt ihm keinen Trost und keinen Frieden und überläßt ihn der Folter und Qual eines aufgeschreckten Gewissens. Und ereilt ihn der Tod, dann stirbt er ohne Gewißheit der Vergebung seiner Sünden und ohne Hoffnung des ewigen Lebens.

III.

Die Missionsthätigkeit.

1. Beginn der Missionsthätigkeit.

Nach einem Aufenthalt von 14 Monaten in Ostindien machten wir im Februar 1844 die ersten Versuche im öffentlichen Predigen in Ghazipur. Daß wir uns nicht schon früher zu den Volksmassen auf offener Straße begaben, geschah aus dem Grunde, weil wir noch nicht im Stande waren

den wahrscheinlichen Einwürfen mit gehöriger Gewandtheit zu begegnen und uns vielleicht für immer um unser Ansehen bei dem Volke hätten bringen können. Wir wandten uns zunächst mit der Predigt des Evangeliums an arme Leute, die zum Empfange von Almosen nach unserm Hause kamen und keinen Widerspruch befürchten ließen. Auch vermieden wir in der ersten Zeit unsres öffentlichen Auftretens absichtlich die volkreichen Plätze und suchten mehr die einsamen Straßen auf. Aber der Herr löste bald das Band unserer Zunge, so daß wir uns frei in der Landessprache bewegen konnten, und gab uns Muth und Freudigkeit von seinem Namen auch vor großen Volksversammlungen von Hindus und Muhammedanern ein Zeugniß von Christo abzulegen.

Das Predigen auf dem Markte und auf den Straßen ist sehr eigenthümlicher Art. Der Missionar geht früh am Morgen zur Stadt und stellt sich auf einen besuchten Platz, gewöhnlich auf den Bazar (Marktplatz) hin, oder er begiebt sich nach einer belebten Straße, wo er immer Leute antrifft, die des Morgens baden und opfern gehen. Womöglich wählt er sich eine Straßenecke, oder eine kleine Anhöhe, oder er betritt auch eine offene Verandah, damit er die Zuhörer übersehen und von Allen recht verstanden werden kann. Darauf nimmt er ein neues Testament oder einen Psalm oder einen passenden Traktat in der Sprache der Eingebornen und fängt an daraus vorzulesen, als hätte er schon eine Versammlung vor sich. Kaum hat er damit begonnen, so bleibt von den Vorübergehenden der Eine und der Andere stehen. Allmählich sammeln sich die Leute um ihn herum, und ehe er einen kurzen Abschnitt zu Ende gelesen, hat er 20, 50, 100 ja noch mehr Zuhörer. Zuweilen aber ereignet es sich, daß alle Leute es eilig zu haben scheinen, denn

Niemand bleibt stehen, um das verlesene Wort anzuhören. Doch läßt er sich dadurch gar nicht irre machen. Er beginnt auf's Neue den Schriftabschnitt oder Traktat vorzulesen, und er kann ziemlich gewiß darauf rechnen, daß jetzt wenigstens Einige stehen bleiben. An diese hält der Missionar eine Ansprache. Und siehe, während er zu den Heiden von dem Sündenfall und Sündenelend des Menschen spricht, von seiner Schuld und Hülflosigkeit, von der Sünde und Thorheit des Götzendienstes, von der Ohnmacht der Götter, uns von der Sünde zu befreien, indem sie selbst Knechte der Sünde waren und die Strafe dafür büßten; und wenn er dann an ihre Erlösungsbedürftigkeit anknüpft und ihnen den Rathschluß Gottes zu unserer Seligkeit kund thut, wächst die Zahl der Zuhörer immer mehr. Obgleich nicht Alle die ganze Rede mit anhören, indem Einige inzwischen weggehen, so hat man doch oft eine ziemlich große Versammlung vor sich.

Unter den Zuhörern sind wohlgenährte Brahmanen und arme Tagelöhner, schmutzige, fast ganz nackte Fakire, die den Leib und das Gesicht mit Kuhmistasche beschmiert und verschiedene Zeichen mit weißer, gelber oder rother Farbe auf Stirn, Arme und Brust gemacht haben; Hindus, die eben von dem Ganges kommen, wo sie, wie sie meinen, ihre Sünden abgewaschen haben; stolze Muhammedaner, in deren Gesichtszügen Ismaels Gesinnung ausgedrückt ist; Kaufleute, die auf dem Wege stehen bleiben, um zu hören, was der Padri zu sagen hat, Bettler und Vagabunden, die zum Zuhören immer genug Zeit haben, Kinder, die von der Neugierde herangezogen, manchmal durch ihr Plaudern stören; und nicht selten hören auch vornehme Eingeborne zu, auf Elephanten, Kameelen oder Pferden reitend, oder im

Wagen sitzend, so daß die ganze Versammlung ein gar buntes Aussehen hat.

Man sieht es Vielen schon am Gesicht an, was für einen Charakter sie haben. Der Eine ist ein schlauer, geldgieriger Brahmane, ein Anderer ein bigotter Götzendiener, noch ein Anderer ist ein Wollüstling; dieser ist ein einfältiger Tagelöhner, aus dessen Augen nicht viel Verstand hervorleuchtet, jener ist ein sogenannter Gelehrte, der nicht, um zu hören, sondern um zu disputiren kommt und auf eine Gelegenheit wartet, vor Andern seine Weisheit zu zeigen. Auch der Mammonsdiener findet sich nicht selten ein, dessen Aufmerksamkeit nur erregt wird, wenn er das Wort Paisa (eine Kupfermünze) oder Rupie (eine Silbermünze) hört.

Zuerst hat die Predigt den Reiz der Neuheit. Die Leute hören mit Aufmerksamkeit zu und geben der Rede ihren vollen Beifall, wenn man ihnen sagt, daß in dem Herzen Wollust, Haß, Zorn, Feindschaft, Geiz, Habsucht und viele andere Sünden wohnen, und daß das Wasser des Ganges nur den Leib, und nicht die Seele berührt, und darum wohl den Leib nicht aber die Seele vom Schmutz der Sünde reinigen könne. Macht man die Hindus auf die Hülflosigkeit ihrer Götter aufmerksam, die z. B. beim Ausbruch eines Feuers, wenn man sie nicht aus dem Hause hinaus trägt, selbst verbrennen, so geben sie zu, daß diese nimmer im Stande sein können, sie vom ewigen Feuer zu befreien. Wenn sie aber nachher sehen, was wir mit unserer Predigt beabsichtigen, so macht sich bei ihnen allmählig Haß und Feindschaft geltend.

Der Hindu bekommt in der Predigt Dinge zu hören, die er in seinem Leben noch nicht vernommen hat. Wenn man ihm die frohe Botschaft verkündigt, daß Gott also

die Welt geliebt hat, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben; oder wenn man ihm von der großen Sünderliebe des Heilandes erzählt, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist: so ist dies dem Heiden etwas ganz Neues, was er von seinem Gott und seiner Incarnation noch nie gehört hat. Denn sein Brahmane, der Priester, hat ihm bis jetzt nur mitgetheilt, wie der und jener Gott, dem er göttliche Ehre erweist, gelogen, betrogen, Mord, Ehebruch, Hurerei und andere schreckliche Sünden begangen habe.

Oft sind unter den Zuhörern solche, die noch nie mit einem Missionar in Berührung gekommen, entweder aus der Stadt, oder vom Lande. Nicht selten ist ein Pilger gegenwärtig, der jetzt zum ersten Mal erfährt, warum er sich auf seinen langen und beschwerlichen Wallfahrten bisher vergeblich bemüht hat, sein geängstetes Gewissen zu stillen und Ruhe für seine Seele zu finden, und was er thun muß um selig zu werden. Bisweilen sind auch Solche zugegen, welche, ohne viel darauf zu achten, was der Missionar sagt, ihn unterbrechen und sagen: „Eure Religion ist gut für euch, die unsere ist gut für uns; bleib bei deiner Religion, wir wollen bei der unsrigen bleiben. Ein jedes Land hat seine Religion, andere Länder andere Sitten.“ Oder sie schimpfen, streiten und zanken. Bleibt der Missionar dabei still und gelassen, so werden die Hauptzänker endlich müde und sagen zu den Umstehenden: „Warum hört ihr diesem zu? Geht doch weg! Die verführen euch“ u. s. w., und so gehen sie fort und nehmen eine Menge mit sich.

Ereignet es sich, daß man an einem Festtage auf den Bazar geht, so hat man immer eine große Anzahl Zuhörer.

Der Missionar nimmt dann Veranlassung über die Geschichte des betreffenden Gottes zu predigen, zu dessen Ehren das Fest gefeiert wird. Bei einem Feste z. B. des Krischna weist er den Hindus nach, daß Krischna kein Gott ist, sondern ein Hurer, ein Dieb, ein Zauberer, ein Lügner, ein Säufer und Mörder, der zuletzt sich selbst ermordet und im Walde von Vögeln und Thieren gefressen worden sei. Und wenn er ihnen dabei seine Geschichte aus ihren eigenen Büchern anführt, so werden sie über die Predigt durchaus nicht erbittert, im Gegentheil, sie lachen über ihren Gott und geben zu, daß es allerdings Thorheit sei, was sie thäten, aber sie meinen, es sei ein Volksfest, das sie feiern und einmal so Brauch und Sitte. Der Missionar weist dann auf Jesum Christum hin, und zeigt den großen Unterschied zwischen Krischna und Christum, wie Ersterer ein unreines und unheiliges, Letzterer ein reines und heiliges Leben auf Erden geführt habe und daher auch sie heiligen und von Sünden reinigen könne und wolle, und zuletzt fordert er sie auf an ihn zu glauben. — Auch nimmt er oft Veranlassung davon zu reden, daß, weil er von der Wahrheit seiner Religion überzeugt ist und den Segen derselben an seinem Herzen erfahren hat, er deshalb einen Weg von vielen Tausend Meilen zurückgelegt hat, um ihnen das Wort des Lebens zu bringen. Denn es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darin wir können selig werden, als der Name Jesus (Apstg. 4, 12.). Während sie aus Erfahrung wissen, daß durch ihre Religion keine Vergebung der Sünden und kein Frieden des Herzens zu erhalten sei, deshalb hielten sie es auch der Mühe nicht werth zu andern Völkern zu gehen und sie mit ihrer Religion bekannt zu machen.

Nur selten gelingt es dem Missionar den Vortrag ruhig zu vollenden, weil der Eine und der Andere ihn mitten in der Rede unterbricht und frägt: „Was lehrst du?“ „Was ist die christliche Religion?“ oder: „Wer ist Jesus Christus?“ „Hat sich Jesus, als er auf Erden war, wirklich als Sohn Gottes erwiesen?“ Oder sie sagen auch: „Zeige mir Jesum, so will ich an ihn glauben. Kurz, die Eingebornen bringen die verschiedensten Fragen vor, die der Missionar gleich beantworten muß. Doch läßt er sich jetzt auf lange Erörterungen nicht ein, sondern er bittet sich bis zur Beendigung der Ansprache zu gedulden, wo er ihnen dann über Alles Aufschluß geben wolle. Geht der Fragende darauf ein, so vollendet der Missionar den Vortrag, und am Schluß fordert er die Zuhörer auf, jetzt ihre Fragen, Zweifel und Bedenken vorzubringen; es beginnt dann oft eine lange Disputation oder Religionsgespräch.

Zwei ganz gewöhnliche Frage der Hindus sind: „Wie ist die Welt entstanden?“ und: „Wie ist die Sünde in die Welt gekommen?“ Der Hindu-Philosoph tritt mit der Behauptung auf: „Gott ist die Welt und die Welt ist Gott.“ „Es giebt keine Sünde; Gott wohnt in mir und thut Alles; denn der in mir spricht das ist Gott.“ Der Muhammedaner macht dagegen sehr häufig Einwendung gegen die Gottheit Christi. Er sagt: „Wie kann Gott einen Sohn haben? Wo ist sein Weib?“ Andere aber sprechen nur, um Beifall von Menschen zu erhalten. Zu unserer Freude trifft man aber, wenn gleich selten, doch auch heilsbegierige Seelen an, welche ihre Zweifel mit Milde und Bescheidenheit vorbringen, und sich eine nähere Erklärung ausbitten, wie sie zum Frieden ihres Herzens kommen können.

Unter denen, welche als Vertheidiger der falschen Re-

ligion auftreten, sind es hauptsächlich die Brahmanen und Muhammedaner. Diese bieten Alles auf, um ihren Glauben theils durch Gründe, theils durch Schmähungen gegen die Christen, in Schutz zu nehmen. Bei den Religionsgesprächen ist Alles sehr gespannt, um zu sehen, auf welche Seite der Sieg sich hinneigen wird. Einige können bei solcher Gelegenheit nicht unterlassen der christlichen Wahrheit vollen Beifall zu schenken und dem Missionar ihre Achtung zu bezeigen. Andere aber rufen laut aus, sobald sie merken, daß es auf die Vernichtung ihrer Religion und den Sieg des Christenthums abgesehen ist, mitten oder am Schluß des Gesprächs: „Sitá Rám ki dschai," „Triumph dem Gotte Ram und der Göttin Sita," worin gewöhnlich Viele von den Umherstehenden einzustimmen pflegen, um als treue Anhänger ihrer Religion zu erscheinen; auch kommt es vor, daß Manche mit den Händen klatschen und dadurch ihrem Herzen Luft machen. Zuweilen ist der heidnische Lärm so gewaltig, daß man aufhören muß zu sprechen und genöthigt ist mit betrübtem Herzen über die Blindheit der Heiden davon zu gehen. Es wiederholt sich demnach noch heute in der Heidenwelt dasselbe, was bei der Missionspredigt des Apostels Paulus geschah, wo auf Veranlassung des Goldschmieds Demetrius, welcher der Diana silberne Tempel machte und davon mit seinen Handwerksgenossen nicht geringen Gewinn hatte, alles Volk schrie und sprach: „Groß ist die Diana der Epheser!" (Apostg. 18, 28.)

Bei den Disputationen lassen wir uns womöglich auf unnütze Fragen gar nicht ein und suchen bei der Hauptsache zu bleiben. Die Frage: „Wer ist Christus?" giebt dem Missionar Gelegenheit die ganze christliche Lehre in ihren Hauptzügen auseinander zu setzen. Es ist eine allgemeine Erfah=

rung, daß die einfache Erzählung von dem Leben, Leiden und Sterben Jesu Christi für die Sünden der Welt, und daß er Allen, die an ihn glauben, die Seligkeit aus Gnaden schenkt, einen tiefen Eindruck auf das Gemüth der meisten Zuhörer macht. Die einfache Predigt vom Kreuz verbannt den Geist des Streitens und des Zankens und nöthigt dem Heiden das Bekenntniß ab, daß unsere Religion besser als die ihrige ist. „Gut! gut! dies ist Alles gut und schön", ist die Antwort, welche man von Vielen erhält, wenn sie von Jesu Christo und seinem Versöhnungstode gehört haben. Dem, der da fragt, wie kann ich Jesum sehen, sagt man, daß es nur mit den Augen des Geistes geschehen könne.

Bei der Frage: „Wie ist die Sünde in die Welt gekommen?" legt man den Zuhörern an's Herz, daß sie doch erst suchen möchten von der Sünde loszuwerden und dann nach ihrem Ursprung sich zu erkundigen, wie man ja auch bei einer Krankheit zuerst bemüht ist, gesund zu werden und sich nicht vorher in lange Erörterungen einläßt, wie die Krankheit entstanden sei; oder, wenn in einem Hause Feuer ausbricht, man zuerst Sorge trägt, den Brand zu löschen, erkundigt sich aber nicht vorher, wie das Feuer entstanden, oder wer der Brandstifter gewesen sei. Man bittet sie deshalb dem Götzendienst, dem Wallfahrten, den Waschungen, das ihnen bis jetzt nichts genützt habe, zu entsagen und an Jesum zu glauben, und sie würden dann erfahren, daß er in Wahrheit der Heiland ist.

Denen, welche ihre Weisheit zur Schau tragen, zeigt man, daß sie die Hauptsache nicht wissen, wie sie aus der Knechtschaft der Sünde befreit werden, einen gnädigen Gott erhalten und dem zukünftigen Zorne entrinnen. Nimmt Jemand Anstoß an der Niedrigkeit des Herrn, so macht man

auf die vielen Wunder des Herrn aufmerksam, durch welche seine göttliche Majestät aus seiner Knechtsgestalt hervorstrahlte, und daß er dem Tode die Macht genommen und durch seine eigene Kraft auferstanden ist. Die bigotten Hindus und Muhammedaner sucht man aber womöglich durch eine Menge Beweisgründe zum Stillschweigen zu bringen. Man zeigt ihnen, daß ihre Religion, weil sich in ihren heiligen Büchern Widersprüche auf Widersprüche und viele ungöttliche Thatsachen vorfinden und nirgends davon die Rede ist, was zur Tilgung der Sünde geschehen, und wie der Mensch ein neues Herz, Kraft und Stärke zu einem heiligen Wandel empfange, durchaus nicht die wahre sein könne. Alle Fragen dagegen, die von den bekümmerten und heilsbegierigen Seelen vorgebracht werden, sucht man, wie es gerade die Umstände mit sich bringen, in der gebührenden Weise zu beantworten. Man giebt ihnen Rath und ist bemüht von ihrem Gemüthe Furcht und Zweifel zu entfernen.

Nimmt die Straßenpredigt einen guten Verlauf, was in den meisten Fällen einzutreten pflegt, so giebt der Missionar denen, welche lesen können, Traktate oder Abschnitte der heiligen Schrift und bittet Jeden, der sich über Religion näher zu besprechen wünscht, daß er nach seiner Wohnung kommen möchte.

Wenn der Missionar sich etwa zwei Stunden in der Stadt aufgehalten hat, geht er nach Hause. Auf dem Rückwege laufen ihm oft noch Manche nach und schreien: „Mein Herr, ein Buch! Bitte, geben Sie mir ein Buch!“ Er giebt ihnen dann ein Buch, das sie mit einem Salam und einer Verbeugung annehmen und sich darauf entfernen.

Der Hindu und Muselmann läßt sich die Bücher geben, um darin entweder die Wahrheit zu suchen oder gegen

das Christenthum Beweise zu finden. Nach dem Tode finden die Kinder diese Bücher und denken, der Vater hat die Lehre geachtet, welche darin steht; deshalb lesen sie diese Schriften mit weniger Vorurtheil und werden dem Christenthum geneigt. Auf diese Weise wird der Hinduismus und Muhammedismus untergraben und dem Christenthum im Heidenlande Bahn gemacht, wenn es dem Missionar manchmal auch lange verborgen bleibt, was das ausgestreute Wort an den Herzen der Hindus ausgerichtet hat.

2. Reise von Ghazipur nach Calcutta.

Von der Abreise unserer Bräute von Europa nach Ostindien zeitig in Kenntniß gesetzt, begaben wir uns im Monat Juli 1844 auf den Weg nach Calcutta, um ihre Ankunft daselbst abzuwarten. Leider wurden sie uns auf unsern Wunsch nicht direkt von London aus mit einer Missionsfamilie, der sie sich hätten anschließen können, nach Calcutta geschickt, sondern auf dem großen Umwege über Singapur, wo sie unterweges mancherlei Gefahren ausgesetzt waren. Ehe der Herr uns das fröhliche Wiedersehen erleben ließ, nahm er sowohl uns als unsere Verlobten und künftigen Lebensgefährtinnen und Gehülfinnen in unserm Amte in seine Schule.

Wir legten unsere Reise von Ghazipur nach Calcutta auf dem Ganges in einem Fahrzeuge der Eingebornen zurück und besuchten auf dem Wege hinunter die verschiedenen Missionsstationen, welche an diesem Flusse liegen. Schon waren wir dem Ziele unserer Reise ganz nahe gekommen. Wir befanden uns bereits am 22. August auf dem Hugly, einem Arm des Ganges, bei Kásipore, zwei englische Meilen

von Calcutta. Den Tag über hatten wir etwas stürmisches Wetter von Norden her, jedoch nicht stark, und, da es Tag war, ohne Gefahr. Gegen Abend wurde der Wind etwas schwächer, und unsere Bootsleute warfen vor Kasipore Anker. Wir ahnten keine Gefahr und legten uns ruhig schlafen. Bald darauf als ich eingeschlafen war, hatte ich einen Traum. Mir kam es vor, als wären alle Gewässer in der Hand des Herrn, und als sähe Gott auf unser Fahrzeug herab. Was, dachte ich, sieht Gott auf uns herab und hält er alle Gewässer in seiner Hand, so kann uns kein Unglück treffen! Aber siehe in der Nacht vom 22. auf den 23. August wurden wir um Mitternacht von einem heftigen Sturm und schrecklichen Regenwetter aus dem Schlafe geweckt. Der Wind hatte sich gewandt, und es stürmte jetzt von Süden her. Die Nacht war rabenschwarz, Blitze durchzuckten wild den Himmel, und die Erde dröhnte vom mächtigen Donner. Der Regen stürzte in Strömen vom Himmel herab und drang durch alle Fugen und Oeffnungen in's Boot hinein. Der Sturm wurde immer stärker und stärker, und machte unsere Lage in unserm indischen Fahrzeuge sehr bedenklich. Da wir wußten, wie äußerst gefährlich der Hugly besonders in der Regenzeit ist, wo er in all seinen Ufern voll ist und hie und da einem See gleicht, fingen wir an ein wenig besorgt zu werden und seufzten in der Stille zum Herrn, er möge uns doch gnädig bewahren. Indeß wir fürchteten noch immer keine Gefahr, weil wir dachten, wir seien nicht weit vom Ufer vor Anker. Auf einmal aber fing unser Boot, das durch den Sturm mit seinem Anker fortgerissen und mitten auf dem Strome hinuntergetrieben wurde, dermaßen an zu schwanken, daß die Wellen über dasselbe hereinschlugen und unser Schifflein zu versinken drohte. Diese Gefahr wurde

noch dadurch vermehrt, daß unser Fahrzeug in stockfinsterer Nacht vom Winde und von der Strömung auf andere Böte hingetrieben und dadurch stark beschädigt wurde.

Zuerst bemühten sich die heidnischen Bootsleute das Wasser auszuschöpfen, da aber die Schwankung des Bootes zunahm und neues Wasser hineinstürzte, gaben sie gleich alle Hoffnung auf Errettung auf. Sie ließen Alles stehen und liegen, bestiegen das Dach des Bootes und schrieen zu ihrem Gott: „Ram! Ram! Ram! Ram!“ damit er sich ihrer erbarmen möchte. Ich versuchte nun selbst das Wasser aus dem Boote zu schöpfen, aber je länger ich schöpfte, desto mehr kam herein, bis ich endlich von Anstrengung erschöpft zu meinen Brüdern sagte: Ich kann nicht mehr. Schon hatten wir uns zum Sterben bereitet und schwebten mehrere Stunden in großer Todesgefahr. Der Gedanke fuhr mir selbst durch die Seele, in's Wasser zu springen und mich durch's Schwimmen zu retten. Doch wohin? Man konnte nichts vor sich sehen. Wie leicht kann dies dein Tod sein, dachte ich bei mir; das Beste ist, du bleibst bei deinen Brüdern. Und so reichten wir uns die Hände und warteten, was der Herr über uns beschlossen hatte, es gehe zum Leben oder zum Tode. Nach einiger Zeit, es mochte gegen 3 Uhr Morgens sein, rief uns der Kapitain, ein heidnischer Hindu, zu: „Es ist mir als sehe ich Land.“ Auch uns kam es so vor, doch waren wir uns unserer Sache nicht ganz gewiß. Bald darauf sprang der Kapitain in's Wasser. Da wir sahen, daß er festen Boden unter seinen Füßen hatte, sprangen wir ihm gleich nach und halfen ihm und seinen Leuten das Boot an's Land ziehen und am Ufer zu befestigen, damit es von der Strömung nicht fortgerissen würde und wir womöglich unsere Sachen retten könnten.

Wie freuten wir uns, daß wir jetzt festen Boden unter unseren Füßen hatten! Das Gefühl des Dankes und der innigsten Freude, das jetzt unsere Brust erfüllte, läßt sich nicht beschreiben. Soeben hoffnungslos im Rachen des Todes gewesen zu sein und im nächsten Augenblick gerettet und sicher am Ufer. Wir waren, mit Ausnahme des Bruders R., der einen Schlafrock anhatte, noch in unserm Nachtanzuge. Jetzt wo es Tag wurde fanden wir, daß wir durch den Zusammenstoß mit anderen Fahrzeugen in stockfinsterer Nacht das Steuerrad verloren hatten, und obwohl wir Anker geworfen, durch die Gewalt des Sturmes in die Mitte und zuletzt auf die andere Seite des breiten Stromes getrieben waren. Bruder D. und ich suchten nun schnell mit den Bootsleuten unsere Sachen an's Ufer zu bringen, von denen nur Einiges theils beschädigt, theils verloren gegangen war, während Bruder R., da wir europäische Häuser in der Nähe erblickten, halbnackend wie er war, ohne Schuhe und Hut, gleich wegging, um Hülfe zu holen. Er ging zu mehreren Häusern, bis es ihm endlich gelang, einen englischen Kaufmann aus dem Schlafe zu wecken, der uns in seinem Hause freundlich aufnahm, uns sogar sein Schlafzimmer zum Ankleiden einräumte und für die nöthige Erwärmung und Erfrischung auf's beste sorgte. In der That, wenn uns nicht diese Liebe und Aufmerksamkeit wäre zu Theil geworden, wir würden wahrscheinlich Alle sehr schwer erkrankt sein, da wir körperlich und geistig in der verflossenen Nacht viel durchzumachen hatten. Gelobt und gepriesen sei der Herr, der alle Gefahren in Gnaden abwandte.

Nach eingenommenem Frühstück brachte uns der Kaufmann, da Sturm und Regen sich gelegt hatten, in seinem Wagen nach Calcutta. Wie erstaunten wir, als wir auf

unserem Wege am Ufer viele zertrümmerte Fahrzeuge fanden, die uns lebhaft an unser eigenes Schicksal erinnerten und auf's Neue in unserm Herzen das Gefühl der Freude und des Dankes gegen den Herrn erweckten. Als wir durch die Vorstadt fuhren, mußten die Pferde bis zum Leibe im Wasser gehen; ja das Wasser kam selbst in unseren Palankin-Wagen hinein, so daß wir, um trockene Füße zu behalten, dieselben in die Höhe heben mußten. Noch nie hatte der Engländer, mit dem wir fuhren, etwas der Art gesehen, obgleich er schon lange in Indien war. In den Straßen fingen die Leute Fische. Ein plötzlicher Wolkenbruch war die Ursache von dieser großen Ueberschwemmung.

In Calcutta kamen wir den 23. August an. Wir besuchten hier unsere alten Freunde und Bekannten, die sich herzlich freuten uns wohlbehalten wiederzusehen.

3. Wartezeit in Calcutta.

Wir hatten damals nicht die geringste Ahnung, daß wir genöthigt sein würden, uns in Calcutta lange aufzuhalten, sondern hofften, daß unsere Verlobten nach wenigen Tagen, da sie schon im Monat Mai zur See gegangen waren, eintreffen würden. Da wir wünschten bald nach ihrer Ankunft die Rückreise nach unserer Station anzutreten, so besorgten wir gleich die nöthigen Sachen für unsere Wirthschaft. Bald nach unserer Ankunft wurde im Monat September in Calcutta das Durgafest gefeiert, das in jedem Jahre in ganz Bengal mit großem Gepränge begangen wird. Es ist sehr zu bedauern, daß Viele von den Europäern sich bei der Feier dieses Götzenfestes betheiligen, und dadurch viel Anstoß und Aergerniß geben.

Reiche Hindus haben die Göttin Durga aus Gold, Silber, Messing, Kupfer, Krystall, Stein oder gemischtem Metall, welche täglich angebetet wird. Ein solcher Götze bleibt als Erbstück in der Familie und wird vom Vater auf den Sohn, wie andere Güter, vererbt. Zu dem Feste aber hat man von der Göttin noch andere Bilder, die von Holz, Thon oder aus einem andern wohlfeilen Material bereitet und überall auf offener Straße zum Verkauf ausgestellt sind. Die Größe der Götzenbilder beläuft sich von einigen Zoll bis zur Höhe von zehn, funfzehn und zwanzig Fuß. Die gewöhnlichen Figuren sind von Mannesgröße. Alle haben ein und dieselbe äußere Gestalt, weil darüber bestimmte Vorschriften stattfinden. Die Götzendiener können sich das Götzenbild aus irgend einem Material so groß machen wie sie wollen. Es sind in Calcutta von Profession eine große Anzahl Götzenfabrikanten, deren Gewerbe sehr einträglich ist, weil jede Familie zum Fest ein Götzenbild braucht. Bei dem Feste der Durga werden ihre Thaten, ihr siegreicher Kampf mit einem Riesen, der Götter und Menschen unterdrückte und alle religiösen Ceremonien abschaffte, auf's Neue von der anbetenden Menge besungen.

Das Fest an dem die Anbetung der Durga stattfindet, währt drei Tage, aber mit den vorangehenden Ceremonien vergehen zwei Wochen. In den letzten acht Tagen ruhen alle öffentlichen und weltlichen Geschäfte, sie mögen Namen haben wie sie wollen, zu Land und zu Wasser, in den Städten und Dörfern.

Früh am Morgen der drei großen Festtage beginnt der feierliche Ritus, die Götzenbilder einzuweihen. Der dienstthuende Brahmane tritt mit Blättern vom heiligen Baume und mit andern Dingen versehen zum Bilde, be-

rührt mit dem Zeigefinger und Mittelfinger seiner rechten Hand die Brust, die beiden Wangen, die Augen und die Stirn desselben und sagt bei jeder Berührung mit hörbarer Stimme: „Möge der Geist Durga's herab kommen, und von diesem Bilde Besitz nehmen.“ Von nun an wird das leblose Bild, nachdem noch verschiedene Ceremonien verrichtet und Zaubersprüche „Mantra's“ gesprochen worden sind, als die Wohnung der Gottheit betrachtet und man glaubt, daß es durch dieselbe eben so, wie der menschliche Leib durch die Seele wirklich belebt sei. Sobald die Götzenbilder geweiht sind, beginnt die Anbetung derselben, und man bringt denselben verschiedene Opfer von Blumen, Früchten, ja selbst blutige Opfer dar, indem viele Ochsen, Schafe und Ziegen geschlachtet werden.

Wie der Morgen des ersten Tages zur Einweihung der Götzenbilder gewidmet ist, so wird der Morgen des vierten zur Entweihung derselben, weil sie ausgedient haben, gebraucht. Das Götzenbild wird dann nach der Straße getragen, auf ein Gestell gesetzt und von Männern auf ihren Schultern fortgeschafft. Doch wird es noch immer, weil es zum Aufenthalt der Gottheit gedient hat, mit großer Ehrfurcht und Hochachtung behandelt. Ein zahlreiches Gefolge mit Musik und Gesang begleitet das Götzenbild zum Flusse, auf beiden Seiten gehen Personen, mit langen Wedeln versehen, die den Staub abwischen und Moskitos und Fliegen wegjagen, damit sie dasselbe nicht entweihen oder belästigen. In der Nähe des Flusses sieht man von allen Seiten große Menschenmassen mit ihren Götzenbildern unter großem Lärm herbeiströmen. Sobald die letzten Ceremonien vorüber sind, fallen die Träger über die Götzenbilder her, zerbrechen sie in Stücke und werfen diese, unter dem lauten Getöse von

musikalischen Instrumenten und lärmenden Menschenstimmen in die Tiefe des Wassers, und die Volksmenge kehrt dann nach Hause zurück.

Indem so Manches an uns in Calcutta vorüber ging, wurde unser Herz allmählig mit banger Besorgniß erfüllt. Denn der Monat September und October ging dahin, aber noch immer erhielten wir keine Nachricht von unseren Verlobten und warteten mit großer Sehnsucht vergeblich auf ihre Ankunft. Die Frist, in der gewöhnlich die Reise von Singapur nach Calcutta zurückgelegt wird, verstrich. Mehrere Schiffe, die später dieselbe Reise angetreten hatten, kamen wohlbehalten in Calcutta an, nur das Schiff, auf welchem unsere Lieben anlangen sollten, blieb aus. Zuletzt machte sich bei uns die Besorgniß geltend, daß ihnen irgend ein Unglück zugestoßen sein müßte, indem nach aller Berechnung, wenn die Fahrt auch noch so langsam gewesen wäre, sie schon längst hätten in Calcutta eintreffen müssen. In dieser unserer bangen Ahnung wurden wir durch die Aussage eines Kapitains bestätigt, der ein Schiff in einer gefährlichen Gegend auf dem Wege von Singapur nach Calcutta wollte gesehen haben. Wir konnten nicht anders denken, als daß dies das Schiff sei, auf dem unsere Verlobten müßten Schiffbruch gelitten haben, um so mehr, da sie in der gefährlichsten Jahreszeit im bengalischen Meerbusen, wo fürchterliche Stürme, plötzliche Windstöße herrschen und Wasserhosen in großer Anzahl sich zu bilden pflegen, die Reise zu machen hatten.

Auch unsere Freunde und Bekannten theilten mit uns unsern Schmerz und unsere Besorgniß. Schon gingen wir mit dem Gedanken um, uns zur Abreise nach unserer Station fertig zu machen, indem wir wenig oder gar keine

Hoffnung hatten, daß unsere Verlobten je ankommen würden. Für den Fall, daß sie noch ankommen sollten, wollten wir unsere Freunde ersuchen für ihre schnelle Weiterbeförderung zu sorgen. Doch was geschah? Ganz wider Erwarten wurde unsere Traurigkeit in große Freude verwandelt. Denn eines Tages erhielten wir nach langem, schmerzlichen Sehnen und Warten Briefe von unseren Lieben, von Arracan in Hinterindien, worin sie uns meldeten, daß ihr Schiff in der Nacht am 8. October bei Präparis in der Nähe der Aandamanen-Inseln, von einer heftigen Strömung ergriffen auf ein Felsenriff geworfen und nur durch Gottes gnädige Bewahrung vor einem gänzlichen Untergang bewahrt geblieben sei. Auch theilten sie uns mit, daß sie nach dem nächsten Hafen ihre Zuflucht genommen hätten, damit ihr Schiff, das schwer beladen sei und Wasser ziehe, untersucht werden möchte, und daß sie in Calcutta bald einzutreffen hofften. Einige Tage darauf empfingen wir die Nachricht, daß das Schiff Faiz Robahny, auf dem unsere Verlobten sich befanden, bei Sandheads in Kedgery, (an der Mündung des Hugly) angekommen sei. Wir mietheten uns deshalb gleich ein Boot und fuhren ihnen auf dem Fluß entgegen.

Am 6. November kamen wir mit unseren Verlobten zusammen. Die große Freude des Wiedersehens nach so schweren und ernsten Führungen und wunderbaren Bewahrungen unseres barmherzigen und treuen Gottes läßt sich zwar denken, aber nicht so leicht beschreiben. Am folgenden Tage, den 7. November erreichten wir mit unsern Lieben glücklich Calcutta.

Unsere Vermählung fand am 18. November 1844 im Hause des Herrn Dr. Häberlin statt. Dr. Häberlin mit seiner Frau und die Missionare de Lacroix und Ma-

kai, ersterer von der Londoner, letzterer von der Schottischen Missionsgesellschaft waren unsere Trauzeugen. Die Vermählungsfeier war einfach und endete mit einem fröhlichen Mahl, das Dr. Häberlin uns seinen Gästen, und all' seinen Freunden gab.

Welch eine wunderbare Fügung vom Herrn, daß er sowohl uns auf dem Ganges, als unsere Lieben auf dem indischen Ocean, ehe er uns mit einander vereinigte, in die allergrößte Gefahr führte und uns mit seinem starken Arm herrlich errettete. So hatten wir Alle das Leben aus der Hand des Herrn neu geschenkt erhalten. Wie konnte es da wohl anders sein, als daß wir auf's Neue dem Herrn gelobten, uns ganz seinem Dienste zu weihen.

Die Fahrt meiner lieben Frau nach Calcutta, die anfangs einen sehr glücklichen Verlauf hatte, war zuletzt mit allen Gefahren einer Seereise verbunden. Da es wohl Manchem von Interesse sein wird, etwas davon zu hören, so will ich von der durch Gottes wunderbare Hülfe glücklich beendeten Seereise von den wichtigsten Erlebnissen meiner Frau hier Einiges folgen lassen. Gewiß wird Manches dem Leser zur Glaubensstärkung dienen, wenn er sieht, wie der Herr die Gebete der Seinigen erhört, und daß der Herr, wenn die Noth auch noch so groß ist, dennoch mit seiner starken Hand aus aller Gefahr zu erretten weiß.

4. Aus dem Tagebuche meiner lieben Frau.

Meine liebe Frau theilt mit Hülfe ihres Tagebuches Folgendes mit: Meine Freundinnen A. B., J. S. und ich wurden am 25. April 1844 unter Gebet und Segenswün-

schen einer überaus zahlreich versammelten Missionsgemeinde zu B. im Missionsbetsaale entlassen. Der apostolische Gruß: Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi sei mit euch, wurde uns in der Abschiedsrede des Herrn Prediger K. mitgegeben als ein starker Schutz gegen alle Gefahren, als ein fester Anker, eine Quelle alles Heils und alles Segens. Und die ganze Gemeinde sagte dazu wie aus einem Munde: „Amen. Die Gnade unsres Herrn Jesu Christi sei mit euch. Amen". Darauf knieten wir nieder, man betete über uns, und wir empfingen den Segen des dreieinigen Gottes. Wir reisten darauf am 27. April von Berlin nach Hamburg und nahmen von dort auf dem Schiff Esmeralda über die Fluthen des weiten Meeres unsern Weg nach Singapur in Hinderindien.

Sonntag den 5. Mai Nachmittags 4 Uhr, begab ich mich mit meinen beiden Gefährtinnen an Bord des Schiffes. Am Ufer war eine große Menge Menschen versammelt, unter denen wir auch viele theilnehmende Freunde und Freundinnen, die wir in Hamburg kennen gelernt, bemerkten. Die Kanonen wurden abgefeuert, und Alle winkten uns ihr letztes Lebewohl zu. Es war mir recht wehmüthig ums Herz, als wir die Elbe hinab fuhren und so manches flatternde Tuch erblickten, das uns den Abschiedsgruß zuwehte, und nun das letzte Band, das uns an die theure Heimath fesselte, sich löste. Bis Cuxhafen begleitete uns noch der Bruder unseres Kapitains, der so freundlich war Briefe von uns an die Unsrigen nach Hamburg mitzunehmen, um sie dort mit der Post zu befördern. Unser Kapitain, ein tüchtiger, erfahrener Seemann, zeigte sich sehr gefällig gegen uns und suchte uns den Aufenthalt auf dem Schiffe so angenehm, wie möglich zu machen. Unsere Fahrt ging sehr schnell und glücklich von Statten. Beim Kap der guten Hoffnung, wo wir

gerade zur Winterzeit vorbeifuhren, hatten wir sehr stürmisches Wetter. Hier sahen wir das großartigste Schauspiel der Natur und bekamen einen tiefen Eindruck von der Größe und Majestät Gottes.

Am 10. August sahen wir nach dreimonatlicher Fahrt zum ersten Mal wieder Land. Es war dies die Insel Java. O wie erquickte uns der Anblick! Fünf Tage darauf warfen wir auf der Rhede von Batavia Anker. Da unser Kapitain hier Ladung einzunehmen hatte und deshalb viel auf dem Lande sein mußte, miethete er in einem Hotel 2 Zimmer für uns, wo wir durch Gottes Gnade vor einer großen Gefahr bewahrt blieben. Hier sahen wir die ersten Malayen, die zu einer eigenthümlichen Menschenrace gehören. Sie sind stark, nervig, haben eine dunkelbraune Farbe, langes, glänzend schwarzes Haar, eine große, aber abgeplattete Nase und große, feurig glänzende Augen. Die asiatischen Malayen bekennen sich meistentheils zur muhammedanischen Religion und lieben den Handel.

In einem chinesischen Hause sahen wir beim Hineintreten geradezu an der Wand in einer Nische das Bild von drei chinesischen Gottheiten, die man in der Hütte fast jedes Chinesen findet, das Bild in der Mitte stellte einen Krieger, das links einen Greis und das rechts eine weibliche Figur dar; vor dem Bilde stand eine Lampe, die immer brennend erhalten wurde.

Nach einem zehntägigen Aufenthalt verließen wir Batavia am 25. und setzten unsern Weg, der sich durch viele romantische Inseln hindurchwand, nach Singapur fort. Am 4. September ankerten wir auf der Rhede bei Singapur. Es dauerte nicht lange, so kam ein Boot mit 2 Herren, einem deutschen Kaufmann Herrn Meyer, (Sohn des Se-

nator Herrn Meyer in Hamburg) und dem Missionar Herrn Kisberry. Letzterer lud uns ein während der Zeit unseres Aufenthalts in Singapur bei ihm zu wohnen bis wir ein Schiff zur Weiterreise gefunden hätten. Wir erfuhren viel Liebe in seinem Hause und fühlten uns in seiner Familie recht wohl. Herr Meyer und manche der Engländer luden uns ein und suchten uns den Aufenthalt recht angenehm zu machen. Wir besuchten hier den chinesischen Tempel in Begleitung des Missionars Kisberry, und waren höchst erstaunt über dies kunstvolle und großartige Gebäude. Es enthielt eine große Anzahl Hallen, in denen sich sehr viele Götzen befanden.

Endlich nach 14 Tagen fand sich ein Schiff, welches von China kam und nach Calcutta segeln wollte. Da auf demselben Platz war, so setzten wir mit diesem Fahrzeug unsere weitere Reise in Gottes Namen fort. Mehrere lieben Freunde begleiteten uns in einem Boote am 16. September nach unserm Schiffe der „Faiz Robahny,“ wo wir vom Kapitain und seiner Frau sehr freundlich empfangen wurden. Bald verließen uns nun auch unsere Freunde, und wir waren allein auf unserm neuen Schiffe, welches uns nach Calcutta bringen sollte. Das Schiff war aus Bombay, fast 900 Tonnen groß und stand unter der Leitung des Kapitain Steward. Wir bemerkten bald, daß wir die von der Esmeralda her gewohnte Ordnung und Reinlichkeit, hier vergeblich suchten. Kakerlaken, schwarzbraune Käfer, etwa noch ein Mal so groß als Maikäfer, liefen hier über den Schiffszwieback auf dem Eßtisch und benahmen uns den Appetit. Regelmäßig alle Abende um 8 Uhr kamen diese Thiere durch alle Ritzen und Spalten zu Hunderten in der Kajüte zum Vorschein und setzten uns in Angst und Schrecken. Die Schiffsmann=

schaft bestand aus Negern, Malayen, Chinesen u. s. w., welche sich von den deutschen Matrosen auf der Esmeralda nicht wenig unterschieden.

Am 17. September Nachmittags um 5 Uhr wurden die Anker gelichtet und unsere Reise sollte nun vor sich gehen. Ein sonderbarer Anblick war es, zu sehen, wie hier alle Matrosen, 60 an der Zahl, sich lange bemühten den Anker heraufzuwinden, wozu wenige unserer deutschen Matrosen auf der Esmeralda nur etliche Minuten gebraucht haben würden. Dabei fiel hier der hübsche Matrosengesang fort, und statt dessen erhoben diese Menschen ein so furchtbares Geschrei, daß man hätte davon laufen mögen. Auf der einen Seite stand ein Matrose mit einer Violine, auf der er ganz unbarmherzig geigte und auf der anderen Seite ein anderer mit einer gellenden Pfeife. Zu dieser Musik trat die übrige Mannschaft mit den Füßen den Takt. Mir war bei dieser Scene eigen zu Muthe. Es kam mir dies Alles vor wie ein Götzenfest. Ich mußte in meine Kajüte eilen und mich satt weinen. Eine bange Ahnung erfüllte mein Herz, als sollte diese Reise keine so glückliche als die erste sein. Auch in Singapur hatte man uns schon auf eine gefahrvolle Fahrt vorbereitet, denn im Monat September und October soll wegen der ungünstigen Winde die schlimmste Zeit zu einer Reise von dort nach Calcutta sein. Der Herr ist mit uns, tröstete ich mich, er wird uns wohl behüten.

Während wir unsere Reise durch die Malakkastraße fortsetzten, pflegten die heidnischen Matrosen an Tagen, wo wir Windstille hatten, in ihren Mußestunden ihre sonderbaren Tänze aufzuführen. Alle tanzten in verschiedenen Gruppen und sprangen durcheinander wie Wahnsinnige. Das wilde Geschrei der Tanzenden war ebenso unharmonisch wie

die Musik, doch die Leute fühlten sich offenbar glücklich bei diesen Höllenquadrillen.

Mühsam bewegte sich unser Schiff bei schlechtem Winde weiter vorwärts. Täglich hatten wir die furchtbarsten Gewitter und sehr gefährliche Winde, daß es manchmal schien, als sollte unser Schiff in die Tiefe versenkt werden. Auf der ganzen Reise von Hamburg nach Singapur wußte ich nicht, was es heißt, Furcht haben, obgleich wir beim Kap einen heftigen Sturm zu bestehen hatten, aber auf diesem Schiffe lernte ich reichlich kennen, was es heißt, Angst auf dem Meere ausstehen.

Am 23. September sahen wir die Insel Pinang vor uns, und am nächsten Tage warfen wir daselbst Anker. Unser Kapitain ging an's Land und meldete uns, daß er wohl einige Tage sich hier aufhalten werde, da er noch Ladung bekommen habe. Der hiesige Hafenmeister, Herr Gottlieb, ein lieber frommer Mann, kam, als er von uns gehört hatte, an Bord und lud uns freundlich ein mit ihm in sein Haus zu gehen und daselbst zu bleiben, bis unser Kapitain weiter fortfahre. Dieses Anerbieten nahmen wir hocherfreut an, zumal da wir auch von ihm hörten, daß hier ganz in der Nähe ein deutscher Missionar sei, dem er schon geschrieben, ihn auch zu besuchen, damit wir zusammen einen schönen Tag verleben könnten. Wir wurden sehr freundlich von Frau Gottlieb empfangen. Nicht lange darauf erschien Herr Bausum, der deutsche Missionar, und seine Freude in uns Deutsche zu finden, war ebenso groß als die unsrige. Bei Tische erzählte er uns von den Schwierigkeiten mit denen er zu kämpfen habe und klagte, daß das größte Hinderniß die katholischen Priester wären, die ohne Unterricht zu ertheilen nur taufen, und daß sie schon 1000 Anhänger

hätten, die aber jetzt noch ebenso gut Heiden wären, als vor ihrer Taufe. Wir fanden in ihm einen recht treuen, lieben Jünger des Herrn, der mit großem Fleiß und großer Treue schon 8 Jahre im Weinberge des Herrn arbeitete, bis jetzt aber noch keinen Erfolg seiner Arbeit gesehen hatte.

Am folgenden Tage fuhr Frau Gottlieb mit uns zu einem gewissen Frl. Deyer, die eine chinesische Schule hatte. Wir sahen hier 16 chinesische Mädchen, welche in einer englischen Bibel lasen und die ihnen von dem Frl. Deyer in englischer Sprache vorgelegten Fragen malayisch beantworteten. Zum Schluß sangen sie einen englischen Choral. Am nächsten Tage ganz früh fuhr Herr Gottlieb und Missionar Bausum mit uns aus, um uns auf Pinang einen herrlichen Wasserfall zu zeigen. Wir fuhren durch reizende Gegenden, bis wir endlich am Fuße eines Berges ausstiegen, um denselben zu ersteigen. Der Weg ging erst durch eine sehr schöne Muskatennuß-Plantage und Brotfruchtbäume, wurde aber bald immer enger und unwegsamer, dabei war das Gras oft so hoch, daß es uns bis an den Arm reichte. Manchmal kamen wir an Stellen, wo wir gar nicht weiter konnten, sondern wo erst die Herren mit Messern Baumzweige und Schlingpflanzen wegschneiden mußten. So erreichten wir bei all' den Mühseligkeiten das Ziel unserer Wanderung.

Wir standen auf der Spitze eines Berges, von welchem wir eine herrliche Aussicht hatten. Auf der anderen Seite erblickten wir einen Berg, dessen Gipfel bis an die Wolken ragte. Aus seiner Mitte stürzte ein breiter Wasserfall herab, der mit großem Lärm an uns vorüber rauschte. Die Kunst hatte an diesem Platze noch nichts gethan, und die Natur war, wenngleich wild, doch wunderschön. Prächtige Bäume wuchsen hier, einer neben dem andern, von de-

nen herab verschiedene Affen schrieen; schöne Blumen blühten überall in verschiedener Farbenpracht. —

Die Sonne mahnte uns bald an den Rückweg, und wir langten ziemlich naß (von dem Regen, der noch auf den Bäumen saß) bei unserm Wagen an. Wir besahen zwei am Wege liegende Götzentempel der Chinesen und Bengalesen. Ersterer war gleich einem kleinen Hause. Man trat erst in eine Vorhalle, die an drei Seiten offen war, und in der vierten eine große Nische hatte, in der eine menschliche Figur, aus Bronze gemacht, saß. Dieser Götze war mit Blumen umgeben und hielt einige frische in der Hand. Vor ihm stand auf einem Stein ein Rauchfaß mit einigen anderen Gefäßen. Der andere Tempel war spitz zulaufend gebaut und von außen mit vielen Arabesken und Zierrathen umgeben. Der Götze war ziemlich derselbe, wie der erste. Als wir diesen Ort verließen, kamen eben Leute, um zu opfern. Vor ihnen gingen zwei Priester mit ganz glatt geschorenen Köpfen in dunkelgelbe schleppende Gewänder gehüllt; in ihren Händen trugen sie einen Stab. Hinter ihnen kamen Frauen und Kinder mit Reis, den sie ihren Götzen opfern wollten. Dieser Anblick erfüllte meine Seele mit Trauer.

Um 1 Uhr gingen wir wieder an Bord; Missionar Bausum begleitete uns und blieb bei uns bis die Anker hochgezogen waren. Er ermunterte uns zum Vertrauen auf Gott und empfahl uns auf unserer Reise dem Herrn. Wie tröstlich uns solcher Zuspruch von deutscher Zunge war, und wie nöthig wir ihn sobald brauchen würden, ahnten wir damals freilich nicht. — Halb 5 Uhr verließen wir mit gutem Winde Pinang, doch ging unsere Reise sehr langsam vorwärts. Immer wieder hatten wir die schrecklichsten Gewitter und heftige Winde oder Squalls, von denen unser

Schiff tief erschüttert wurde. Der Lärm war bei solchen Gelegenheiten auf unserm Schiffe furchtbar. Wir wußten uns in unserer Noth nicht anders Rath, als uns im Gebete zum Herrn zu wenden. Was unsere Angst noch erhöhte war, daß unser Kapitain sich mit seinem Officier entzweite, ihn seines Amtes entsetzte und in seiner Kajüte einschloß. Dieser rief nach einem Messer, und schrie, er wolle sich das Leben nehmen. Ohne Officier war nun der Kapitain genöthigt dessen Amt beim Messen der Sonne des Mittags durch seine Frau — eine Indobritin — versehen zu lassen. Diese weigerte sich zwar und bat ihn einen der Passagiere dazu zu gebrauchen, weil sie ihre Untüchtigkeit einsah, doch ging er hierauf nicht ein.

Endlich kamen wir durch die Malakka=Straße und gelangten in den Bengalischen Meerbusen. Hier hatten wir täglich Gewitter und die fürchterlichsten Squalls, daß uns oft bange wurde und wir oft in unserer Angst und Noth zum Herrn um Hülfe flehten.

Am 8. October schien sich günstiger Wind einzustellen und unser Schiff ging schnell vorwärts. Der Wind wuchs aber so gewaltig, daß uns, obwohl wir uns freuten, daß es so schnell vorwärts ging, doch etwas beklommen wurde, was durch eine Aeußerung der Frau des Kapitain erhöht wurde, welche zu uns kam und uns auf der Karte den Ort zeigte, wo wir uns befanden, indem sie die Bemerkung hinzufügte: „Wir haben hier ein gefährliches Felsenriff, Namens Preparis (südwestlich von Birma und nördlich von den Andamen) zu passiren, und Mr. Steward wünscht noch vor Abend dort vorbei zu kommen, denn es ist ein sehr gefährlicher Ort.“ Am Abend gingen wir auf dem Verdeck noch etwas spazieren, doch da der Wind zu heftig blies, begaben

wir uns schon früh nach unserer Kajüte. Ich schrieb noch in mein Tagebuch und schloß den Tag mit den Worten: „Der Herr wird uns durch alle Gefahren, die uns noch treffen können, hindurch helfen; auf ihn hoffe ich, er wird mich nicht zu Schanden werden lassen; ohne seinen Willen kann mir nichts geschehen. Amen.“ Wir begaben uns nun, in der festen Meinung, wie wir es bei unserm deutschen Kapitain gewohnt waren, der Kapitain werde, da wir die gefährliche Stelle noch nicht hinter uns hatten, selbst auf dem Verdeck bleiben, bis wir diesen Ort passirt, ruhig zu Bette.

Ich hatte etwa eine Stunde geschlafen, als ich erwachte, und indem ich über einen gehabten Traum nachdachte, mich selig fühlte. Wahrscheinlich muß ich den Spruch: „So du durch's Wasser gehst, will ich mit dir sein, daß dich die Ströme nicht ersäufen, und so du durch's Feuer gehst, will ich bei dir sein, daß dich die Flamme nicht anzünde,“ im Schlaf laut hergesagt haben, denn ich war ganz davon erfüllt und beseligt. Ich träumte unser Schiff sei auf Felsen gerathen, und sämmtliche Matrosen versuchten vergeblich es darüber fort zu ziehen. Da erwachte ich, und als ich nach meiner Uhr sah, war es erst 10 Uhr. Endlich schlummerte ich wieder ein, wurde aber durch ein Geräusch auf dem Schiffe wieder aufgeschreckt. Ich stand auf und sahe durch das Fenster unserer Kajüte, welche nach der Hauptkajüte führte, und bemerkte, daß einer der Leute schnell hinunter kam, beim Kapitain anklopfte, denselben weckte und sagte: „Kapitain, es ist 12 Uhr, eine sehr schöne Nacht, aber ich sehe Land.“ „Land?“ entgegnete der Kapitain, „Land? das kann nicht sein!“ Sogleich sprang er auf, um nachzusehen.

Unterdeß erwachten meine beiden Gefährtinnen und

wir fingen an mit einander zu sprechen, während draußen Befehle ertheilt und schnell ausgeführt wurden, und die Matrosen einen entsetzlichen Lärm bei dem Wenden der Segel machten. Wir kleideten uns nun schnell an, sahen wieder durch's Fenster und bemerkten, daß Alles in großer Geschäftigkeit war. Der großen Finsterniß wegen hatte man Laternen aufgehängt, was der ganzen Sache einen recht schauerlichen Anblick gab. Hierauf erzählte ich den Schwestern meinen Traum und indem ich sagte: Hört mal, ich glaube wir sitzen fest, gab es einen fürchterlichen Stoß und Krach, daß wir gegen einander fielen. Wir hörten den Anker hinunterrasseln und gedachten nun an Preparis. Sogleich fielen wir auf unsere Kniee und riefen in unserer Angst und Noth den Herrn um Hülfe an, oder so es anders sein heiliger Wille sei, daß wir hier unsern Geist aufgeben sollen, um freudige Ergebung in seinen Willen, und um Trost für die theuren Hinterbliebenen.

Plötzlich klopft Jemand an unserer Thür; wir öffnen, und zitternd, mit bleichem Angesicht tritt die Frau des Kapitains herein und sagt: „Unser Schiff ist gescheitert; ziehen Sie sich schnell an." Einigermaßen hatten wir uns schon angekleidet. Wir nahmen nun schnell noch ein Tuch um und gingen hinaus.

Die beiden Herren, unsere Passagiere, kamen eben vom Deck herunter und sagten mit bebender Stimme: „Wir sind verloren: was fangen wir an? Es ist finstere Nacht; unser Schiff sitzt auf einem Felsen!" Als wir etliche Minuten so dastanden, kam auch der Kapitain zu uns und sagte: „Meine Damen, das Schiff ist auf Felsen gerathen; es ist finstere Nacht, wir können aber jetzt nichts thun und müssen geduldig warten, bis es Tag geworden ist. Ich bitte Sie

daher ruhig in Ihrer Kajüte zu bleiben." Es war dies eine schreckliche Botschaft. Zurückgekehrt nach unserer Kajüte, vereinigten wir uns wieder im Gebet und riefen den Herrn um Hülfe, Ergebung und um ein seliges Ende an. Nach dem Gebete nahmen wir die Loosung des Tages, die also lautete: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich. — Wir haben unzählige Proben von seiner Treue, die täglich neu, o könnten wir ihn würdig loben, ihn, der so unaussprechlich treu, so gut, so liebreich, so voll Huld und voll erbarmender Geduld!" Und der Lehrtext lautete: „Sind nicht ihrer zehn rein worden? Wo sind aber die neun? Hat sich sonst Keiner gefunden, der wieder umkehre und gebe Gott die Ehre, denn dieser Fremdling? — Nimm du o Lamm zum Opfer hin uns selbst mit Allem, was wir haben. Nimm Geist, Seel, Leib, Herz, Muth und Sinn zum Eigenthum statt andrer Gaben." Zum großen Trost gereichten uns diese Worte. Wir waren ruhig und ergeben in dem Willen des Herrn.

Zum Glück hatte sich der Wind vor Kurzem gelegt, sonst wäre das Scheitern des Schiffes unvermeidlich gewesen. Matt und entkräftet von Angst und banger Erwartung legten wir uns auf unsere Matratze nieder, mußten aber bald aufstehen, indem die Strömung unser Schiff empor hob, wo es dann immer wieder mit furchtbarer Gewalt auf den Felsen, worauf wir gekommen waren, stieß, so daß das Wasser in Strömen zu unsern Fenstern herein kam, und unser Kopf von den gewaltigen Stößen ungemein litt. In dieser Lage hatten wir eine lange Nacht, Gott weiß unter welchem Seufzen und Flehen zu durchleben; jede Stunde wurde uns zur Ewigkeit. Endlich um 5 Uhr Morgens pochte es wieder an unserer Thür und herein trat Frau Steward und

sagte uns: „Kommen Sie nun mal nach meiner Kajüte.“ Wir thaten es, und was erblickten unsere Augen? In einiger Entfernung sahen wir drei hohe Felsen mit schäumender, zu uns herüber brausender Brandung. Es war ein schauderhafter Anblick für uns. Noch dämmerte der Tag. Als es heller wurde, sahen wir auch ganz in unserer Nähe eine nackte Insel, aber kein Strauch, kein Baum war zu erblicken.

Um 6 Uhr wurde auf Befehl des Kapitains, der stumm auf dem Verdeck saß und sich um Niemand kümmerte, ein Boot mit 10 Mann fortgeschickt, um die Tiefe ringsherum zu messen und auf diese Weise einen Ausweg zu suchen; denn das Schiff war durch seine große Nachlässigkeit zwischen Felsklippen gerathen. Die Vermessung blieb fruchtlos. Viele Stunden waren die Leute umhergefahren, doch immer kamen sie mit der höchst traurigen Nachricht zurück, daß nirgends für das Schiff, welches 18 Fuß im Wasser ging, die erforderliche Tiefe gefunden werden könne, und es sei kein anderer Ausweg als wieder über dieselbe Klippe über welche das Fahrzeug von der Strömung hinweg gerissen war, zurück zu gehen. Ganz eigenthümlich war uns zu Muthe, wenn wir unsere Lage durchdachten. Bei schönem Wetter und ganz ruhiger See ein so kühles Grab vor sich offen zu sehen. Schrecklich war uns auch das Gespötte und Witzemachen der andern Passagiere, welche dadurch nur zu deutlich alle ernsten Gedanken an Tod und Ewigkeit vertreiben wollten, mit anzuhören. Einer von den Passagieren, ein Kaufmann, ging zum Kapitain und bat denselben, ihm ein Boot zu geben, damit er zu der uns nahen Insel fahren könnte, was ihm jedoch mit den Worten: „Ich brauche es selbst,“ verweigert wurde. Tausend Gedanken durchzogen mit Blitzesschnelle mein Gemüth. Bald war ich im Geiste

in Berlin bei den lieben Meinen, bald in Indien und nahm im Herzen Abschied von Allen. Ich blickte rückwärts und vorwärts, auf die durchlebte Gnadenzeit und auf die Ewigkeit, die nun vor meiner Seele stand. Die 3 großen Felsen erschienen mir wie 3 Grabdenkmale für uns drei Schwestern. O ernste Augenblicke!

Um 2 Uhr ließ der Kapitain die Untersuchung einstellen. Er faßte den Entschluß, da für unser Schiff kein anderer Ausweg zu finden war, wieder über dieselbe Klippe, über die es hergekommen, zurück zu gehen. Zu diesem Zweck befahl er die Segel aufzuziehen; denn er gedachte um 5 Uhr die Anker zu lichten, um mit dem Winde vom Lande, der um diese Zeit sich einzustellen pflegt, zu versuchen, auf Leben und Tod von hier fortzukommen. Alle Vorbereitungen zur etwaigen Rettung wurden getroffen, um im schlimmsten Falle das Leben Einiger auf der naheliegenden Insel zu retten. Ein Boot, welches hinunter gelassen wurde ging in Stücke, weil unser Kapitain nie dieselben naß machen ließ, das zweite hatten die Leute, um den Ausweg zu suchen, und so hatten wir noch ein kleines und ein großes Boot, in welchem die Ladung des Schiffes gewöhnlich an's Land gefördert wird, übrig. Unter den erwähnten Vorkehrungen saßen wir drei Schwestern in unsrer Kajüte und suchten uns durch Gebet und Gottes Wort zu stärken. Wer vermag auch nur schwach zu schildern, wie in diesen Stunden uns zu Muthe war! Wie lernte ich erst jetzt mein verzagtes, kleingläubiges Herz kennen, und wie beugte es mich, daß ich mich nicht glaubensvoller an Gottes Wort und Verheißung halten konnte! Indem ich so innerlich zu kämpfen hatte, und mich im Gebet an Gott, wie ein Kind an die Mutter anklammerte, da fiel mir auf einmal der Spruch ein: „Kauft man nicht

zwei Sperlinge für einen Pfennig und doch fällt derselben keiner auf die Erde ohne euren Vater im Himmel, darum fürchtet euch nicht, ihr seid besser denn viele Sperlinge, nun aber sind auch alle eure Haare auf dem Haupte gezählt." Diese Worte schienen mir ganz neu; mein armes Herz erquickte sich daran; jedes Wort war Balsam für mich. Fröhlich konnte ich mich nun in Gottes Arme werfen und ihm meinen Leib und meine Seele übergeben.

Inzwischen war auch die ernste und entscheidende Stunde herangekommen. Der Wind erhob sich, und der Kapitain befahl die Anker zu lichten. Die Passagiere hatten sich alle Kostbarkeiten zusammengepackt oder auf den Körper gebunden, um diese zu retten. Wir drei Schwestern standen am Ausgange der Hauptkajüte und riefen einander Worte der Aufmunterung und des Trostes zu. Plötzlich fing das Schiff an sich zu bewegen, aber auch in demselben Augenblick stieß es mit furchtbarem Gekrache wieder auf dem Riff auf, wo wir saßen und ging nicht weiter. Verzweiflung lag nun auf allen Gesichtern. Der Kapitain verlor alle Besinnung und warf in der Verzweiflung Fernrohr, Stuhl u. dergl. vom obern Verdeck hinunter und lief händeringend umher. Wir umarmten uns und sagten für diese Welt ein kurzes Lebewohl und hofften uns droben wieder zu sehen. Da auf ein Mal trat die Frau des Kapitains, beladen mit allen Kostbarkeiten, die sie aus China mitgebracht, zu uns und sagte: „Wollen Sie sich nicht etliche Sachen einpacken, um nach jener Insel zu fliehen, wenn's möglich ist?" Ich wandte mich um und ging nach der Kajüte, um Einiges zu holen, und indem ich mir mein Testament und die Psalmen einsteckte, fiel mir wieder mein Spruch ein: „Kauft man nicht ꝛc." und unsere heutige Loosung und erhielt die Gewißheit in

mir, daß wir hier an diesem Orte noch nicht unser Leben beschließen würden.

Einer der Passagiere, ein Franzose, hatte dem Kapitain den Rath gegeben das Ankertau durchzuhauen. „Ich denke“ sagte er, „das Schiff wird sich wieder heben.“ Ja er nahm selbst die Axt und hieb das Ankertau durch, und es geschah, was er erwartet hatte. Denn als wir wieder hinausgingen kamen uns schon die Herren voller Freude entgegen und sagten: „Unser Schiff ist flott, es geht wieder, wir können Hoffnung auf Errettung haben.“ Wir gingen darauf in unsere Kajüte zurück und bemerkten durch's Fenster, daß drei Matrosen, welche in einem Boote hinten am Steuer etwas zu thun hatten, dadurch, daß das Boot auseinander ging, in's Wasser fielen. Einer von ihnen hielt sich an einem herunterhängenden Tau noch fest und hing am Hintertheil des Schiffes. Gleich reichten wir ihm die Hände hinaus und zogen ihn zu unserm Fenster herein. Die andern Beiden aber wurden von den Wellen weiter fortgetrieben. Als ich die beiden armen Matrosen in ihrer Angst um Hülfe rufen hörte, eilte ich auf's Verdeck und bat den Kapitain doch ein Boot nach den Leuten zu schicken und sie vom Untergange zu retten. Dieser aber antwortete kalt: „Ich muß jetzt für mein Schiff sorgen, habe keine Zeit dazu.“ „Herr Kapitain, entgegnete ich, die Leute sind ja mit behülflich gewesen, daß wir aus der Lebensgefahr gerettet sind, wollen Sie nicht so freundlich sein und sie retten lassen?“ Da ich keine Antwort bekam, ging ich betrübt hinunter, sahe aber bald, daß er doch ein Boot mit 2 Leuten fortschickte, um die Unglücklichen zu retten. Es gelang ihnen auch endlich und so ging bei diesem Orte Niemand verloren.

Während unser Schiff ging, waren Viele beschäftigt,

demselben Fahrt zu verschaffen. Das vorausgeschickte Boot mit der Mannschaft blieb immer dicht vor uns, um uns die Tiefe des Wassers anzuzeigen. Der Steuermann saß im obersten Mastkorbe und hörte auf den Zuruf der Vorausgeschickten. Etwas tiefer auf der Strickleiter stand einer der Passagiere, Herr Turner, der, sobald er vom Ersten Nachricht empfangen hatte, dem Kapitain zurief, der auf dem Hintertheil beim Kompas sich befand und darnach steuern ließ. Als man die Stimme der Bootsleute der Entfernung wegen nicht mehr hören konnte, wurde die Tiefe durch Fahnenschläge angegeben. Auf diese Weise wurde uns der Ausweg gezeigt. Bald wurde das Wasser immer tiefer und tiefer, die Leute im Boote kehrten zurück und kaum waren wir eine Stunde gefahren, so erhob sich ein starker Wind, der uns aus dieser unheimlichen Gegend herausbrachte.

Mit der hereinbrechenden Nacht verloren wir die Felsen aus den Augen. Der Wind wurde immer heftiger und auch hierin erkannten wir die gnädige Hand Gottes. Denn hätte dieser Wind sich 2 Stunden früher erhoben, unser Schiff wäre ohne Zweifel auf den Felsklippen zerschellt worden. Das hat der Herr gethan und ist ein Wunder vor unsern Augen. Unser Herz und Mund strömte über von Lob und Preis gegen den lieben, treuen Herrn, der uns aus so großer Lebensgefahr errettete.

Am nächsten Tage, als wir auf dem Verdeck saßen und uns der gestrigen Ereignisse erinnerten, kam plötzlich einer der Leute und sagte zum Kapitain: „Wir haben im untersten Schiffsraum 15 Zoll hoch Wasser.“ Erschrocken darüber ließ er sich eine Laterne bringen, um sich selbst davon zu überzeugen. Es wurden sogleich 2 Pumpen angelegt, und nun wurde Tag und Nacht gepumpt. Uns wurde wieder

bange, aber der Herr gab uns Gnade, daß wir uns im Glauben an ihn halten konnten. Das, was er nur wenige Stunden zuvor uns erwiesen hatte, war uns Bürgschaft, daß er uns auch jetzt nicht werde umkommen lassen. Die Leute mußten ununterbrochen pumpen, und als sie nicht mehr konnten, wurden sie dazu geprügelt. Außerdem war der Kapitain seit der Zeit, daß wir auf Präparis waren, gegen uns Passagiere so unfreundlich, daß es schwer zu ertragen war. Er sprach kein Wort mit uns, ja selbst mit seiner Frau nur wenig. Das Wetter war auch sehr unfreundlich geworden. Wir hatten nichts als Squalls und Squalls; kaum war einer vorüber, so war ein zweiter da, und so ging es Tag und Nacht. In 10 Tagen hatten wir keinen Sonnenstrahl gesehen.

Am 18. October kam die Frau des Kapitains wieder zu uns und sagte ängstlich: „Ach, ich glaube Herr Steward hat den Weg verloren; wir wissen nicht, wo wir sind.“ Ein schöner Trost für uns. Als wir des Nachmittags auf dem Deck waren, sagte einer der Leute zu uns: „Dort ist Land!“ Unsere Mitpassagiere beriethen sich nun, was das wohl für Land sein könne. Sie sagten uns dann, daß sie Willens seien, dem Kapitain einen Brief zu schreiben, daß er, da sie sich auf diesem Schiffe nicht sicher fühlten, an's Land fahren möchte, damit das Schiff dort untersucht werde, und fragten uns, ob wir unsere Namen nicht auch dabei unterzeichnen wollten. Bei unserer Stimmung und in unserer Lage war uns ein solches Anerbieten ganz willkommen. Wir unterschrieben uns, und der Brief wurde dem Kapitain übergeben. War der Kapitain schon unfreundlich, so wurde er es durch diesen Brief noch viel mehr, doch bemerkten wir, daß er wirklich dem Lande zusteuerte.

Am folgenden Tage sahen wir das Land ganz deut-

lich. Es war Arrakan. Um 10 Uhr bekamen wir schon einen Lootsen, der uns sicher in den Hafen brachte. Als der Lootse unser Schiff sah und hörte, was wir in den letzten 2 Wochen Alles durchgemacht hatten, schlug dieser die Hände zusammen und wunderte sich, daß wir mit unserem schweren Schiffe wieder vom Felsen fortgekommen waren. Wir erkundigten uns sogleich, ob hier in Arrakan Missionare wären. Als wir erfuhren, daß hier ein Amerikaner sei, so baten wir den Lootsen, denselben von unserer Lage in Kenntniß zu setzen und ihn zu bitten, daß er uns drei Verlassene doch besuchen und uns mit Rath beistehen möchte. Am anderen Tage kam der Lootse wieder, theilte uns aber mit, daß der Missionar nicht komme und zwar aus dem Grunde, weil er Baptist ist und wir nicht. So standen wir denn auch hier wieder verlassen und rathlos da. Doch der liebe Herr ließ es gewiß nur zu, daß wir immer mehr von Menschen und Menschenhülfe absehen und einzig und allein auf ihn hoffen und uns an ihn halten sollten.

Gegen Abend kamen von Akyab 2 Engländer in einem Boote an Bord mit einer Einladung vom Gouverneur, Major Bogle, den nächsten Tag in seinem Hause zuzubringen, da unser Schiff noch lange hier vor Anker liegen werde. Wir nahmen die Einladung mit Freuden an und wurden am anderen Tage früh um 8 Uhr vom Schiffe abgeholt. Major Bogle, ein sehr freundlicher Herr, that Alles, um uns den Tag recht angenehm zu machen. Hier in Akyab erlebten wir auch ein großes Fest der Birmanen, welche in Thierhäute gehüllt ihre Tänze aufführten. Die Leute, welche wir hier sahen, waren von brauner Farbe und hatten ein hübsches Aeußeres. Ihre Tracht gefiel mir. Sie waren in bunte Seide gekleidet, trugen auf dem Kopf einen weißen Tur-

ban, um den ihr schwarzes Haar gewunden war, und im rechten Ohrläppchen ein Blumenbouquet. Wir sprachen viel mit Major Bogle, ob es denn nicht möglich wäre von hier aus zu Lande nach Calcutta zu kommen, doch die Herren riethen entschieden ab, ja sie hielten es ganz unmöglich für uns.

Von Akyab schickten wir Briefe nach Calcutta und theilten unsern Schiffbruch mit. Am Abend gingen wir wieder auf unser Schiff. Der Kapitain hatte hier dasselbe untersuchen lassen, und da es zu tief ging, mußte er etwas Ladung zurücklassen, was uns 3 Tage aufhielt. Wir gingen dann von Arrakan fort. Da wir aber viel Windstille hatten, so konnten wir nicht vom Fleck kommen.

Sonntag den 27. October, nachdem wir unsere Predigt ausgelesen hatten, hörten wir in die große Kajüte Leute hereinkommen und den Kapitain rufen, konnten aber nicht verstehen, warum es sich handele. Als wir auf's Deck kamen, was erblickten wir? Zwei mächtige Wasserhosen ganz in unserer Nähe. Ein majestätischer, aber schrecklicher Anblick. Auf allen Gesichtern lag wieder Furcht und Verzweiflung. Der Kapitain kam herausgestürzt, den Seifenschaum noch halb im Gesicht und befahl die Kanone, die einzige an Bord zu laden, um die Wasserhose zu zersprengen, wenn sie näher käme. Gnädig wandte der Herr auch diese Gefahr von uns ab; denn da wir keinen Wind hatten, zergingen die Wasserhosen, ehe sie zu uns herankommen konnten. Bei solchen Gelegenheiten unsern Kapitain zu sehen, gab wenig Muth. Er war bei jeder Gefahr der Verzagteste. Auch heute lief er ganz verzweifelt umher und war blaß wie eine Leiche.

Endlich bekamen wir ein wenig Wind und sahen am 30. October die Lootsenschiffe und erhielten einen Lootsen, der das Kommando auf unserm Schiffe übernahm. Wie

freuten wir uns, das Schiff jetzt in anderen Händen zu sehen. Unser Schiff ging nur sehr langsam vorwärts, weil es schwer beladen war; und manchmal auch den Grund des Hugly berührte. Nachts wurde der Anker geworfen, und des Morgens gingen wir mit der Fluth weiter. Unsere Passagiere verließen unser Schiff, sobald sie konnten, und fuhren in einem kleinen Fahrzeuge nach Calcutta ab. Durch Briefe hatten wir unseren Lieben in Calcutta von unserer Ankunft auf dem Hugly und unserem Befinden Nachricht gegeben und sie gebeten, uns sobald wie möglich von diesem Schiffe abzuholen.

Am 6. November, als wir eben der Gefahr von einem Dampfschiffe übergefahren zu werden, entkommen waren, und ich ganz verzagt und kleinmüthig in der Kajüte auf- und abging, kam der Lootse und sagte mir: „Dort kommt ein Fahrzeug mit 3 Europäern.“ Gleich ging ich und rief meine beiden Gefährtinnen, und als wir hinauskamen, erkannten wir in den 3 Europäern unsere Verlobten. Die Freude des Wiedersehens nach zwei einhalbjähriger Trennung war unbeschreiblich groß. So oft die Ebbe eintrat, und auf unserm Schiffe der Anker geworfen wurde, bestiegen wir das Boot unserer Lieben und fuhren ans Land. Da aber die Ufer des Hugly bei der Ebbe sehr schlammig sind, und wir nicht wagen konnten aus dem Fahrzeug herauszusteigen, ohne in den Morast zu sinken, so wurden wir von je zwei Hinduhbootsleuten auf ihren untergebreiteten Armen, die uns zum Sitze dienten, herübergetragen und trocknen Fußes an den Strand gesetzt. Hier machten wir einen kleinen Spaziergang, ergötzten uns an Indiens Fluren und kehrten nach einiger Zeit zu unserm Schiffe zurück, um unsere Fahrt mit der Fluth weiter fortzusetzen. Am 7. kamen wir in Cal-

cutta wohlbehalten an, wo wir Schwestern im Hause des Herrn Dr. Häberlin freundliche Aufnahme fanden. Jetzt ging es an ein Erzählen und aufs Neue trat das Gefühl unserer Errettung uns lebendig vor die Seele. Aus vollem Herzen konnten wir nun in das Lied einstimmen: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.

So weit die Mittheilung meiner lieben Frau, die uns in vielen Umständen das treue und gnädige Walten unseres Gottes, dem unser Seufzen nicht verborgen ist, und der jederzeit über Bitten und Verstehen hilft, so sichtbar erkennen läßt.

5. Unsere Reise zu Wasser nach Ghazipur. Ankunft und baldiger Heimgang eines neuen Missionars.

Noch an demselben Tage, am 18. November 1844, wo unsere Vermählung stattfand, gingen wir auf unser Boot, das wir uns zu unserer Reise gemiethet hatten. Es war dies ein Bodgerow, ein nettes, indisches Fahrzeug, welches ein schönes, geräumiges Zimmer zur Arbeit, ein anderes zum Schlafen und ein Badezimmer enthielt. An der Seite hatte es Glas- und Jolousiefenster. Außerdem hatten wir noch ein anderes Paquetboot, auf dem sich unsere Küche und Kisten nebst anderen Sachen befanden. Die Bootsleute unseres Fahrzeuges waren lauter Muhammedaner, die des anderen Bootes lauter Hindus.

Erst am 21. November machten wir uns am Abend bei eintretender Fluth auf den Weg nach Ghazipur. Wir wählten diese Reise, um die verschiedenen Missionsstationen und Missionsfamilien am Ganges zu besuchen. Die Stationen, welche wir berührten waren: Berhampur, Krischna-

gar, Baglipur, Monghir, Patna, Dinapur und Tschuprah. Ueberall wurden wir von den Missionsgeschwistern herzlich bewillkommt und fanden eine freundliche Aufnahme.

Die Fahrt den Ganges hinauf ging nur sehr langsam vorwärts; sie hatte viel Angenehmes aber auch manches Gefährliche. Das Boot wird nämlich, wenn man nicht mit günstigem Winde hinaufsegeln kann, von den Leuten an einem langen Strick den Strom hinaufgezogen. Da die Ufer auf der einen Seite sehr hoch und steil sind, sich aber dort gewöhnlich das Fahrwasser befindet, so kommt es nicht selten vor, daß große Erdschollen, besonders wenn man bald nach der Regenzeit reist, hinunterstürzen, die im Wasser eine solche Aufregung verursachen, daß das Schiff in Gefahr ist umzuschlagen und unterzugehen, wie es schon mit so manchem Fahrzeuge geschehen ist. Auch wir kamen öfters in Gefahr, aber Gott hatte uns gnädig bewahrt. Da das Flußbett des Ganges einem großen Wechsel unterworfen ist, indem es bald auf der einen bald auf der anderen Seite des Ufers große Landstrecken ansetzt, so entstehen sehr oft an vielen Stellen, wo kurz vorher gutes Fahrwasser war, seichte Stellen, ja selbst Sandbänke, an welchen das Boot festläuft. Tritt dies ein, dann kommen die Bootsleute und fangen an das Fahrzeug mit ihrem Rücken und ihren Schultern zu schieben und zu stoßen, was manchmal mehrere Stunden dauert, bis sie es losbekommen. Dabei pflegen die Schiffer sich zur Aufmunterung zuzurufen: Hari! Hari! — Hari! Hari! d. h. o Wischnu! o Wischnu! — o Wischnu! o Wischnu! Zuweilen aber will das Schieben und Stoßen nicht gelingen, und es sammelt sich am Boot eine Menge Triebsand an. In diesem Falle nehmen sie die Ruder zur Hülfe, stechen mit denselben dicht beim Boote hinunter in's Wasser

und lockern den Boden auf, den der Strom schnell wegführt, worauf dann das Boot flott wird. Manchmal hört das Fahrwasser auf der einen Seite des Ufers ganz auf, und die Bootsleute sind dann genöthigt, sich eine neue Wasserstraße aufzusuchen. Oefters müssen sie auch wegen der großen Krümmung des Flusses bis zu den Hüften ja bis zum Halse im Wasser waten, und es ist sehr zu verwundern, daß nicht häufig bei diesen Leuten Unglücksfälle vorkommen, weil in dem Ganges viele Schlangen und Krokodille sind.

Da das Koch- und Paquetboot von unserm Fahrzeuge nicht selten durch mancherlei Hindernisse getrennt wurde, so pflegte unser Koch dem Steuermann des Passagierbootes über dem Ganges mit lauter Stimme zuzurufen, er möchte entweder langsamer vorwärts gehen oder Halt machen, oder hinüber kommen, weil das Essen fertig sei. Am Abend legten wir gewöhnlich bei einem Dorfe an, wo die Bootsleute am Ufer sich ihr Essen kochten, während wir auf- und niedergingen und uns mit dem Einen oder Andern der Hindus in ein Gespräch einließen, und ein Wort an ihr Herz richteten. Nicht selten hatten noch andere Reisende an demselben Platze Halt gemacht. Es war oft interessant mit anzusehen, wie die verschiedenen Gruppen in der Dunkelheit bei ihrem Feuerheerde hockend ihr Essen kochten, und, während der Dampf aus ihren Kochgefäßen emporstieg, sich ihre Erfahrungen und Erlebnisse mittheilten. Nach dem Essen gingen unsere Bootsleute auf das Verdeck und stimmten einen Chorgesang an.

Wenn wir am Ufer unsern Spaziergang machten, wurden wir oft von den Eingebornen groß angestaunt. Die eingebornen Frauen riefen sich einander zu auf meine Frau hinweisend: „Wiláyati mem hai,“ „es ist eine ausländi-

sche Frau.“ Auch die Thiere glotzten uns wegen unserer weißen Hautfarbe mit großen Augen an, und wir waren oft in Gefahr, von den Büffeln, die in Indien zahm sind, aufgespießt zu werden. Schon manchen Europäer haben sie in Schrecken gesetzt. Gewöhnlich stieren sie den weißen Mann zuerst an, und dann laufen sie auf ihn zu. Besonders können die Thiere die rothe Farbe nicht leiden. Nicht selten ist ein englischer Soldat, der eine rothe Uniform trägt, von ihnen aufgespießt worden. Sonst lassen sich die Büffel von den kleinen schwarzen Kindern, an deren Farbe sie gewöhnt sind, mit Leichtigkeit regieren. Wenn wir mit diesen Thieren zusammen kamen, riefen wir den Eingebornen zu, sie aus dem Wege zu bringen. Trafen wir sie ganz unvermuthet an, so suchten wir uns, wenn sie uns verfolgten, dadurch zu retten, daß wir unsern Schirm plötzlich aufspannten und ihnen vor die Augen hielten, wodurch sie bestürzt wurden. Da die Büffel an großer Hitze leiden, so pflegen sie oft, wenn sie sich satt gefressen haben, zusammengedrängt bis zum Halse im Wasser zu stehen, wobei ein Thier dem andern den Kopf auf den Nacken legt.

In der letzten Hälfte vom Januar im Jahre 1845 trafen wir in Ghazipur ein, wo schon einige Tage früher die Geschwister D. angekommen waren. Hier wurde meiner lieben Frau gleich am anderen Tage nach ihrer Ankunft eine große Freude zu Theil, indem ihr Bruder, mein Schwager, der Missionar U., der bereits schon mehrere Jahre in Indien auf dem Missionsfelde thätig und in der Nacht von Benares nach Ghazipur gekommen war, sie ganz unerwartet überraschte. Am folgenden Tage machten wir uns auf den Weg nach Benares, sahen uns dort die Merkwürdigkeiten an, besuchten den Visheschwar-Tempel, die alte

Sternwarte und bestiegen die Minarets der von Aurangzeb erbauten Moschee, von der man eine herrliche Aussicht auf die Stadt und Umgegend hat. Von Benares reisten wir noch nach Mirzapur, wo wir der Schwester meiner lieben Frau einen kurzen Besuch abstatteten. Wir kehrten dann nach unserer Station zurück, um hier unsere Missionsarbeit fortzusetzen.

Bald nach unserer Rückkehr nach Ghazipur hatten wir die große Freude, unsere Mission durch die Ankunft eines neuen Missionars verstärkt zu sehen. Es war dies der liebe Br. Schultze, der am 27. Januar 1845 in Calcutta und am 7. April in Ghazipúr wohlbehalten eingetroffen war. Noch erinnere ich mich lebhaft, wie er sich außerordentlich freute, als ich auf die Anzeige, daß er am Landungsplatze sei, zu seinem Boote kam, um ihn abzuholen.

Es war uns nicht vergönnt diesen lieben Bruder, der durch seine herrlichen Gaben und seinen glühenden Eifer für die Ausbreitung des Christenthums zu großen Hoffnungen berechtigte, und mit dem wir unser Arbeitsfeld erweitern sollten, lange in unserer Mitte zu haben. Kaum hatte er einen erfreulichen Anfang mit der Erlernung der Sprache des Landes gemacht und sich ein wenig in die indischen Verhältnisse hineingelebt, kaum hatte die erste Stunde seines Tagewerks geschlagen, da mußte er seine Hände sinken lassen. Er sieht die Heiden in ihrem Elende, aber ehe er sich ihnen verständlich machen kann, was ihren Seelen Heil und Frieden giebt, da verstummen seine Lippen, es stockt sein Odem, und er muß davon: „Kommt wieder Menschenkinder, werde zur Erde, wovon du genommen bist“ spricht sein Herr und Schöpfer zu ihm. Es gefiel Gott diesen unsern lieben Bruder mitten in der Blüthe seiner Jahre nach einem kur-

zen Krankenlager am 1. October 1845, nach einem Aufenthalt von 9 Monaten in Ostindien und ein halbes Jahr nach seiner Vereinigung mit uns, aus dieser Zeit in die selige Ewigkeit zu rufen.

Den Tag darauf übergaben wir den Leichnam der Erde auf dem dortigen Stationskirchhofe, weil das Klima eine schnelle Beerdigung nothwendig macht. Er wurde nach unserer Weise beerdigt mit den Gebeten unserer Agende. Die am Orte wohnenden Engländer waren beim Begräbniß gegenwärtig. Der Sarg wurde mit seinem Talar überzogen.

So ruht er in dem Schooße des Heidenlandes, dem er hatte zurufen wollen: O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort! Ein aus Stein gehauenes Denkmal, das wir ihm haben setzen lassen mit der Aufschrift: Selig sind die Todten die in dem Herrn sterben," bezeichnet die Stelle, wo seine Gebeine auf den Tag der Auferstehung harren.

6. Fortsetzung der Missionsarbeit.

Nach unserer Rückkehr nach Ghazipur, ließen wir uns angelegen sein, die Missionsarbeit mit frischem Muth und mit erneuter Kraft fortzusetzen. Das Werk der Ausbreitung des Christenthums in Ostindien wird auf vierfache Weise getrieben: 1. durch Predigt, 2. durch Vertheilung von Büchern, 3. durch Schulen und Waisenanstalten und 4. durch Missionsreisen.

1. Predigt.

Ueber die Art und Weise des Predigens auf den Straßen und Märkten der Stadt ist schon früher die Rede gewesen (siehe Seite 281). Diese Thätigkeit setzten wir

jetzt getrost weiter fort, und dehnten dieselbe auch auf die benachbarten Dörfer aus. Da das Volk es liebt in Gleichnissen zu sprechen und seine Gedanken darin Andern anschaulich zu machen, so beobachteten wir dasselbe Verfahren.

Je mehr es uns mit des Herrn Hülfe gelang uns die Landessprache anzueignen, je mehr wir mit den Gräueln des uns umgebenden Heidenthums und dem nachtheiligen Einfluß der Irrlehren des Korans bekannt wurden, und je kräftiger wir deshalb dagegen auftreten konnten: desto lauter wurde auch der Widerspruch unter unsern Zuhörern und desto entschiedener die Schmach, welche wir um des Namens Jesu willen zu erdulden hatten. Denn sobald wir die Schäden und Gebrechen aufdeckten, und die Leute einzusehen anfingen, daß sie mit ihren heidnischen Sitten und Gewohnheiten brechen, ihr Vertrauen auf ihre Götter, Heiligen, und verdienstlichen Werke als: Wallfahrten, religiöse Waschungen, freiwillige Büßungen, Almosengeben u. dergl. daran geben müßten und einzig und allein durch Buße und Glauben der Gnade Gottes, der Vergebung der Sünden und des ewigen Lebens theilhaftig werden könnten: da regte sich auch gleich die Feindschaft in dem Herzen der Eingebornen. Diese hatten nicht genug daran uns bei unserm öffentlichen Predigen durch Gegen- und Zwischenreden zu unterbrechen, uns zu schmähen und zu lästern und Zank und Streit mit uns anzufangen, sondern sie stellten sogar mehrere Versuche an, um uns allen Muth und alle Freudigkeit für die Verkündigung des Evangeliums zu rauben und unserer Thätigkeit wo möglich ein Ziel zu setzen. Auf diese Weise wollten sie die etwaigen Nachtheile für ihre Religion abwenden.

Schon gegen das Ende des ersten Jahres nach der Wiederaufnahme unserer Missionsthätigkeit, zeigten sich Spu-

ren von der großen Feindschaft gegen das Evangelium, besonders von Seiten der Muhammedaner. Als ich mit Bruder D. eines Tages in der Stadt war, und dieser aus einem Traktate vorlas und sich durch die Schimpfreden eines Muhammedaners nicht stören ließ, trat Letzterer ganz in unserer Nähe auf eine Erhöhung und begann ebenfalls aus einem Buche zu lesen, wodurch er einen Theil unserer Zuhörer um sich sammelte. Unter lauten Verhöhnungen und Schimpfreden der tobenden Menge mußten wir den Platz verlassen, und mit einem über das verblendete Volk betrübten Herzen nach Hause gehen. Das Jahr darauf widerfuhr mir dasselbe, doch nahm die Sache diesmal ein günstigeres Ende. Ich stand eines Tages in einer Straße und predigte. Mehrere Zuhörer hatten sich bereits um mich versammelt. Da bemerkte ich, daß aus einem nahen Hause ein Muhammedaner mit einem großen Buche unter dem Arme kam, und eine Menge von seinen Glaubensgenossen begleitete ihn. Derselbe stellte sich nun nicht weit von mir an die entgegengesetzte Straßenecke hin und fing an, wie es die Missionare zu thun pflegen, aus seinem Buche zu lesen — es schien die Hadis zu sein, worin die Traditionen und Aussprüche Muhammeds enthalten sind — und darüber an seine Zuhörer eine Ansprache zu halten. Seine Absicht war mich dadurch zum Stillschweigen zu bringen, oder wenigstens mir meine Zuhörer abwendig zu machen. Ich ließ mich aber nicht stören, sondern fuhr fort zu reden, und seufzte inzwischen zum Herrn, daß er mir Weisheit und Kraft verleihen, und Alles zum Besten lenken möchte. Denn, dachte ich, sollte es ihm gelingen über mich zu triumphiren, so würde dies für meine fernere Thätigkeit zum Nachtheil gereichen. Und siehe, was geschah? Wenn ich auch zu meinem Schmerze bemerkte, daß Eini-

ge von mir zu ihm hinübergingen, so hatte ich doch die Freude zu sehen, daß Manche zu mir wieder zurückkamen, und der Gegner mußte sich, ohne seinen Zweck erreicht zu sehen, von seinem Platze viel früher als ich zurückziehen. Derselbe Mann machte an einem andern Tage, als ich in einem ganz andern Stadttheile predigte, noch einmal den nämlichen Versuch, indem er mit einem Haufen Menschen ankam, die schon in der Ferne einen Lärm erhoben; ich hatte aber glücklicher Weise meinen Vortrag bereits beendigt und ging ruhig weg, ohne mit ihm in die geringste Collision zu gerathen. Da er nun einsah, daß all sein Bemühen umsonst war, so wurde ich von ihm in Zukunft nie wieder belästigt und durfte nur im Allgemeinen die Feindschaft der Muhammedaner erfahren. Auch mein College R. hatte einen sehr schlimmen Widerspruch zu erdulden, aber nachher ließen uns die Muhammedaner, mit denen das Streiten fast ganz aufhörte, unser Werk ruhig fortsetzen, aus dem Grunde, weil sie von uns immer wieder und wieder überwunden und durch das Licht des Evangeliums ihre Irrthümer an's Licht gebracht wurden.

Es stellte sich in unserer Erfahrung heraus, daß, wenn man Hindus und Muhammedaner als Zuhörer hat, es meistens sehr gut ist, daß man auf das Religionsgebiet der Muhammedaner nicht näher eingeht, weil diese Letzteren gern streiten und zanken, heftig und aufbrausend werden, und dadurch den heilsamen Eindruck, den die Predigt auf die Hindus gemacht hat, oft verwischt wird. Kann man es aber durchaus nicht vermeiden, so muß man im Gespräche mit ihnen vorsichtig zu Werke gehen, damit sie nicht erbittert, sondern vielmehr zum Nachdenken gebracht werden. Wir baten die Muhammedaner uns ruhig reden zu lassen und nicht

zornig zu werden, wenn wir aus ihrem eigenen Koran Beweise vorbrächten, daß ihre Religion nicht von Gott und Muhammed kein wahrer Prophet sei, und daß er wie ein jeder andere Mensch einen Heiland nöthig habe. Sobald sie uns das Versprechen abgegeben hatten ruhig zu sein, ließen wir uns mit ihnen in ein längeres Gespräch ein. Bei Manchem hatte die Disputation zur Folge, daß derselbe von der Unvollkommenheit ja Ungöttlichkeit seiner Religion überzeugt sich gern ein Neues Testament oder andere religiöse Bücher geben ließ, um darin nach dem Wege zur Seligkeit weiter zu forschen; Andere dagegen gingen mit verhärtetem und verstocktem Herzen davon.

Fast alle Muhammedaner zeigen sich gegen das Christenthum äußerst feindselig. Sie wollen durchaus nicht die Heiligkeit ihres Korans und den Ruhm ihres falschen Propheten geschmälert wissen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie mit ihm verdammt würden. Wenn der Missionar in seiner Predigt das Bekenntniß ausspricht: „Jesus Christus ist der Sohn Gottes, der auch ihr Heiland ist, und auch ihre Sünden getragen und für sie sein Leben in den Tod zu ihrer Erlösung dahin gegeben hat," so rufen sie ihm oft entgegen: Tum Qufr bakte ho, d. h. du sprichst eine Gotteslästerung. Muhammed gilt ihnen über Alles. Er ist nach ihrer Ansicht der größte Prophet, um dessen Willen Gott Himmel und Erde geschaffen habe. Die Muhammedaner zeigten sich meist sehr verstockt und verhärtet und sind für die Wahrheit sehr unzugänglich. Sie sind höchst selbstgerecht und wollen nichts von einem Heiland wissen. Ebenso hat ein Himmel, worin Heiligkeit und Gerechtigkeit wohnt, und worin die Seligkeit des Menschen in der Freiheit von der Sünde und in dem Anschauen Gottes besteht, keinen Reiz für sie; denn

sie sind so grobsinnlich, daß sie nur nach einem Paradies, wo dem gläubigen Muselmann, wie im Koran geschrieben steht, viele Jungfrauen und köstliche Speisen und Getränke zu Theil werden, verlangen.

Im Allgemeinen sind Muhammedaner und Hindus große Feinde, indem die Ersteren auf die Letzteren mit großer Verachtung herabsehen und so umgekehrt. Besonders dünkt sich der Muhammedaner, weil er frei vom groben Götzendienst ist und an Muhammed den falschen Propheten glaubt, von Gott sehr bevorzugt und meint des Himmels gewiß zu sein. Sobald aber das Licht des Evangeliums mit der Finsterniß des Heidenthums und den falschen Lehren des Muhammedanismus in Berührung kommt, da reicht sich der Muhammedaner und der Hindu die Hand, und Beide werden wie Herodes und Pilatus Freunde, wo es gilt die Wahrheit zu bekämpfen und der Ausbreitung des Evangeliums Hindernisse in den Weg zu legen.

Da wir bei unserm Predigen auf öffentlicher Straße nicht vielfachen und oft unvermeidlichen Störungen ausgesetzt sein wollten, — denn oft wurden uns unsere Zuhörer, wenn wir im besten Sprechen waren durch einen Ochsenwagen oder durch Elephanten, welche vorbei kamen, auseinandergetrieben: so mietheten wir uns in Ermangelung von Kapellen 2 Predigtplätze. Es waren dies Dukâns (buchstäblich Läden), welche aus kurzen Verandah's mit einem kleinen Kämmerchen zum Verschließen bestanden und gaben für jeden Dukân monatlich 1 Rupie Miethe. Hier konnten wir und die uns hören wollten ungestört und ungehindert sprechen und disputiren. Im Kämmerchen schlossen wir unsere Bücher ein, wenn wir den Bazar verließen. Doch fuhren wir auch jetzt noch fort an verschiedenen Orten der Stadt zu predigen. Die Dukân's

dienten uns nur zum Nothbehelf, bis wir in einem geeigneten Stadttheil eine Kapelle würden erbaut haben. Das Geld, das der Bau kosten sollte, hatten wir größtentheils durch Subscription schon in Händen. Aber so sehr wir uns auch bemühten ein passendes Grundstück zu kaufen, so wollten die Eingebornen, die unsere Absicht kannten, daß wir daselbst ein Gotteshaus zu bauen beabsichtigten, es uns nicht überlassen. Sonst fehlt es in solchen Sachen immer zuerst an Geldmitteln, bei uns aber stellte sich eine andere Schwierigkeit heraus, wir konnten trotz aller Bemühung keinen Platz bekommen.

Außer dem Predigen auf freien Plätzen suchten wir die Heiden an den Ufern der Flüsse auf, wo sie ihre religiösen Waschungen verrichten, und sich auch viele Schiffer, Reisende und Handeltreibende aufzuhalten pflegen. Auch gingen wir nach den heidnischen Tempeln, wo man immer welche findet, die dem Götzen ihre Opfer darbringen, oder wir gingen nach der Sarai oder Karavanserei an den Landstraßen, wo Reisende fast immer vorhanden sind; oder wir begaben uns in die Nähe der öffentlichen Gebäude als: Gerichtshöfe, Colectorei u. s. w., wo immer zu gewissen Zeiten eine große Anzahl Menschen vorhanden sind. Wenn wir in den Vorstädten unter den hohen schattigen Tamarinden-Bäumen, oder in den Mangowäldchen, welche man an den Landstraßen bei allen Städten in Hindustan findet, Reisende oder Landleute sahen, die sich meist gruppenweise zu lagern pflegen, so gingen wir auch zu diesen und statteten ihnen einen Besuch ab. Wir ließen uns zunächst mit ihnen in ein freundliches Gespräch ein, und leiteten dabei ihre Gedanken von irdischen zu himmlischen Dingen über, oder wir nahmen ein Buch, lasen daraus und fingen an darüber zu sprechen. Dabei standen

Einige, Andere saßen oder hockten auf dem Boden. Am Schluß unserer Ansprache forderten wir die Anwesenden auf uns ihre Wünsche, Zweifel und Bedenken vorzubringen. Gewöhnlich findet man bei solchen Gelegenheiten, weil Brahmanen und Pandits nicht zugegen sind, recht aufmerksame Zuhörer. Manchmal bekam ich den Eindruck, daß von dem Samen des göttlichen Wortes nicht Alles auf den Weg, auf's Steinigte und unter die Dornen, sondern Vieles auch auf guten Acker gefallen sei, wenn man vielleicht auch sehr lange auf die Frucht warten muß. Besonders schienen die Landleute, welche in ihren Geschäften nach der Stadt kamen, für das Wort Gottes sehr empfänglich zu sein. Vom Monat April bis Juli kamen Tausende von ihnen aus dem Ghazipur-, Benares-, Azimghar- und Gorrockpur-District, kurz von weit und breit nach unserm Orte, um auf unserer Station den gewonnenen Opium an die Faktorei der englischen Regierung abzuliefern. Gar Mancher von ihnen erhielt während seines 5- bis 7-tägigen Aufenthaltes auf unserer Station, wo er uns in Muße anhören konnte, einen tiefen Eindruck von der Predigt des Evangeliums. Wären die Brahmanen und Pandits nicht so bigott, so würde man gewiß in Indien von der Verkündigung des Evangeliums sehr große Erfolge erleben. Diese Leute aber sind wie die Pharisäer zu Christi Zeiten; sie selbst wollen nicht in das Himmelreich eingehen und wehren auch denen mit Gewalt, durch verschiedene Droh- und Schreckmittel, die gern hineingehen möchten.

Oft wurde mir beim Predigen von den schlichten Landleuten ein umgekehrter Korb als Sitz angeboten, und Alle kauerten sich um mich herum und hörten mit großer Andacht an, was ich ihnen über das Eine, was noth thut, zu sagen

hatte. Es war mir eine wahre Erquickung mit diesen Personen zu verkehren.

Manchmal stattete ich auch einzelnen Hindus und Muhammedanern Besuche ab, weil man mit ihnen selten beim Predigen auf den Straßen und Marktplätzen in Berührung kommt. Ich setzte mich dann mit ihnen in ihre Verandah und hatte ein Religionsgespräch mit ihnen, dem oft viele andere Heiden beiwohnten!

Dann wurde uns Gelegenheit geboten, auch einer großen Anzahl Bettlern das Evangelium zu verkündigen. Sie kamen an einem bestimmten Tage in der Woche zu uns, wo wir ihnen im Namen der auf der Station wohnenden Engländer irdische Gaben: Reis, Salz, Dhal, und zur Winterzeit auch wollene Decken gaben. Dadurch wollte man dem Betteln auf der Station ein Ende machen. Diese Leute besuchten uns längere Zeit und haben manche Geschichte von Gott, von der Schöpfung, vom Sündenfall der Menschen, und von den Lehren, Wunderwerken und Gleichnissen und dem Versöhnungstode Jesu Christi unseres Erlösers gehört. Mehrere von ihnen schienen das Wort Gottes zu lieben. Sie waren sehr aufmerksam, und man konnte es ihnen abfühlen, daß das Wort Gottes einen tiefen Eindruck auf sie machte, wenn sie hörten, daß Jesus die Sünder und auch die Lahmen, Krüppel und Aussätzigen geliebt habe und noch liebe, und daß er Keinen der zu ihm komme von sich stoße, sondern ihm Vergebung der Sünden, Ruhe und Frieden schenken und zu einem Kinde Gottes und Erben des ewigen Lebens machen wolle. — Daß wir auch in unserm eigenen Hause mit den heidnischen Dienstboten Hausandacht hatten, versteht sich von selbst. Manche wollten anfänglich nicht kommen, wenn wir ihnen aber sagten, daß sie sich in unsere Haus-

ordnung zu schicken und zu fügen hätten, und daß es unsere Pflicht sei, sie im Worte Gottes zu unterweisen und ihnen den Weg zum ewigen Leben zu zeigen, — es aber ihrem Gewissen überlassen bliebe, ob sie Christen werden wollten oder nicht, — dann fügten sie sich in unsere Anordnung.

So luden wir in Ghazipur und in den Dörfern der Umgegend alle Heiden ein, mit denen wir in Berührung kamen, in's Reich Gottes einzugehen und riefen ihnen zu, wie es im Gleichniß vom großen Abendmahl heißt: „Kommt es ist Alles bereit."

2. Die Vertheilung der Bücher.

Die Verkündigung des Evangeliums ist, wie schon angedeutet, mit Vertheilung von Büchern verbunden, damit die Hörer über die vernommene Wahrheit, auch etwas Gedrucktes in Händen haben. Dieses ist durchaus nothwendig; denn Viele von den Zuhörern gehören zu den Fremden, entweder aus dem Kreise oder aus den entferntesten Provinzen. Wenn dieselben sich augenblicklich vergeblich bemüht haben, eine klare Vorstellung von dem Evangelium zu bekommen, so hilft ihnen das Lesen der Bücher, wenn sie nachher in Ruhe darüber nachdenken, zum näheren Verständniß der gehörten Wahrheit. Oft kommen die Bücher nach Gegenden und finden Eingang in Häuser, welche, wer weiß wie lange dem Missionar noch unzugänglich bleiben, oder aus Mangel an Zeit nicht besucht werden können. Die Bücher und Traktate sind deshalb recht wahre Wegbereiter, indem sie die Herzen der Heiden und Muhammedaner für die Annahme des Evangeliums empfänglich machen.

Die Erfahrung hat es bestätigt, daß viele Leute die zehn Gebote mit Erklärung und andere Traktate und Theile

der heiligen Schrift als einen wahren Schatz aufheben. Diese Bücher lassen als die stillen Prediger in dem Gemüth der Heiden, wenn sie dieselben in ihrer Zurückgezogenheit lesen, einen tiefen unauslöschlichen Eindruck zurück, was beim öffentlichen Reden und Disputiren nur selten der Fall ist, indem die Eingebornen den Ausländer mit großem Vorurtheil anhören und ihre menschlichen Gefühle nur zu sehr erregt werden. Schon oft sind durch das Lesen der christlichen Bücher viele Hindus zur Erkenntniß der Thorheit des Götzendienstes gelangt und haben sich von demselben losgesagt und, aus Mangel einer vollständigen Religionserkenntniß, religiöse Sekten gebildet, die eine reine Gotteserkenntniß unter dem Volke verbreiten. Die Missionare geben deshalb gern Jedem ein Buch, der ein Exemplar der heil. Schrift oder ein Traktat zu besitzen wünscht und lesen kann, und die Traktat- und Bibelgesellschaft in Indien ist ihnen in dieser Hinsicht auf jede Weise behülflich.

So oft der Missionar ausgeht, nimmt er einige Exemplare oder einzelne Abschnitte der heiligen Schrift und mehrere Traktate mit sich, die er an seine Zuhörer vertheilt. Auf Missionsreisen führt er von religiösen Schriften mehrere Kisten voll mit sich. Das Verlangen nach Büchern ist an manchen Orten sehr groß. Manchmal hatten die Leute uns beinahe das Zelt erstürmt, so daß sie einmal über das andere zurückgewiesen werden mußten. Kaum war die Nacht vorbei, so kamen am andern Morgen ganz früh schon wieder eine Menge Menschen nach Büchern; überhaupt werden dieselben von Hindus und Muhammedanern gern angenommen. Aber es ereignet sich auch, daß manche der Eingebornen dem Missionar nachgelaufen kommen und ihm das Buch zurückgeben, weil feindselig gesinnte Menschen das

Gerücht verbreiten, daß wir die, welche unsere Bücher annehmen als unsere Jünger betrachten, sie später einziehen und zu Christen machen.

Wenn ich den Eingebornen Bücher gab, so ersuchte ich sie, darin fleißig zu lesen und über den Inhalt ernstlich nachzudenken. Wie es die Umstände mit sich brachten, richtete ich gewöhnlich an den Empfänger des Buches einige Worte, um ihm dasselbe recht lieb und werth zu machen. Ich sagte etwa: Das Buch ist Gottes Wort; es zeigt dir den Weg zur Seligkeit, und wenn du darnach thust, so kommst du in den Himmel.

Wenn manche Bücher auch vernichtet werden, so haben die Missionare doch genug Beweise dafür, daß die Eingebornen sie mit Nachdenken lesen. Zuweilen hört man ein Wort der Aufmunterung z. B.: „Solche Worte, wie ich im Evangelium gefunden, habe ich schon längst gesucht und sie sind es, die mein Verlangen befriedigen.“ Einst sagte ein Eingeborner zu mir: „Es kann nicht fehlen, daß die christliche Religion den Sieg über die unsrige davon tragen wird. Denn Mancher empfängt Eure Bücher, bewahrt sie und hinterläßt sie seinen Kindern, und diese denken, daß ihr Inhalt den Eltern lieb gewesen ist.“ Viele von den Heiden fühlen sich durch die Schönheit und Erhabenheit des Evangeliums angezogen; und gar Mancher, der zur Erkenntniß seines Sündenelendes gekommen, und weil die Anbetung der Götzen und die langen und beschwerlichen Wallfahrten ihn immer unbefriedigt gelassen, gelangt durch das Lesen des Wortes Gottes zu der Ueberzeugung, daß Jesus der Arzt ist, der seine Seele gesund machen kann.

3. Die Missionsschulen.

Die Missionsschulen sind ein sehr wichtiges Mittel bei der Ausbreitung des Reiches Gottes; denn das heranwachsende Geschlecht ist es immer und überall, auf welches sich die Hoffnung zur Errettung eines tief gesunkenen Volkes richtet. Während der Heilsbote bei der Predigt des Evangeliums mehr die Erwachsenen im Auge hat, sucht er durch die Schulen das Wort Gottes der Jugend nahe zu bringen, um ihr Herz für Gott und Jesum Christum ihren Heiland zu gewinnen. Zwar sind die unmittelbaren Erfolge augenblicklich nicht größer als bei der Predigt, sie werden sich aber gewiß in der Zukunft offenbaren, nur muß man Geduld, Liebe, Eifer und vor allen Dingen rechten Glauben haben. Die Missionare betrachten die Missionsschulen als die Pflanzstätten, aus denen die nöthigen Prediger, Katecheten und Lehrer hervorgehen sollen und bereits hervorgegangen sind. Man hat Schulen für Knaben, Mädchen, Waisenkinder und ganz kleine Kinder. Diese Schulen findet man auf jeder älteren Station alle beisammen. Hätte die Mission über hinreichende Mittel zu verfügen, so wäre es ihr leicht die heranwachsende Generation in allen wichtigen Plätzen fast ausschließlich in die Hand zu bekommen.

Den niedrigsten Stand nehmen die Bazar-Schulen ein, welche man für Hindu- und Muhammedaner-Knaben errichtet hat. Man nennt sie Bazar-Schulen, weil sie gewöhnlich in der offenen Verandah eines Hauses am Bazar gehalten werden. Aus Mangel an christlichen Schullehrern sind bei denselben heidnische Lehrer angestellt. Ungeachtet der großen Schattenseiten, die sich dabei geltend machen, indem man selten Männer findet, die Aufrichtigkeit und Treue beweisen und im besten Falle doch immer Heiden und weiter

nichts als Bauchdiener sind, dagegen, wenn sie schlecht sind immer wieder verderben, was man gut macht, bis die Schule zu Grunde geht: so sind sie dennoch bei den Bazar-Schulen von großem Nutzen. Denn die Eingebornen sind gegen sie mit keinem Vorurtheil erfüllt, was bei christlichen Lehrern, wenn man sich auf sie auch besser verlassen kann, von vorn herein sich geltend macht, und es hält sehr schwer die Schule in Gang zu bringen.

Die heidnischen Lehrer dürfen nur das lehren, was der Missionar für gut findet. Obgleich sie in dem heidnischen Aberglauben befangen sind, so fügen sie sich doch gern darein, um Lohn und Brot zu erhalten. Der Lehrer holt die Kinder selbst zusammen, und die Eltern gestatten ihm an denselben strenge Zucht zu üben. Die Knaben werden in den Bazar-Schulen im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet. Da das Lesen in der Hindu Weise (siehe Seite 136) viel Zeit in Anspruch nimmt, so ließ der Bruder, der auf unserer Station die Leitung der Schulen hatte, es hierin anders machen. Die Kinder mußten erst die Consonanten und Vokale lernen, und als sie diese gut inne hatten und auch bei den zusammengesetzten Consonanten im Stande waren, sich die einzelnen Buchstaben herauszusuchen: da ließ er gleich Worte und Sätze zusammenstellen. Die Frucht davon war, daß in jeder Schule die fähigen Kinder nach wenigen Wochen lesen konnten.

In Ermangelung von guten Lehrbüchern gebrauchten wir die Evangelien, besonders Matthäus und Lukas, das 1. Buch Mosis und die Psalmen. Die Kinder lernten einen kleinen Katechismus, in welchem die christlichen Hauptwahrheiten enthalten sind, auswendig. Das Rechnen ließen wir, wie alle Missionare, in der Hindu Weise lehren.

Der Hauptzweck bei den Bazar-Schulen ist, die Heiden schon in ihrer Jugend mit den Heilswahrheiten bekannt zu machen und die Zahl derer, welche lesen und das gepredigte Wort besser verstehen können zu vermehren. Wir hatten auf unserer Station drei solcher Schulen, die ziemlich besucht wurden. Bei jeder war ein Lala d. h. Lehrer angestellt, der von Morgens 7 bis 10 Uhr und Nachmittags von 3 bis 5 Uhr unterrichtete. Wir mußten diese Leute streng beaufsichtigen, und mein College, der die Aufsicht führte, hatte manchmal seine Noth mit ihnen. Entweder sie waren müßig oder ließen die Kinder im Geheimen statt christlicher die verbotenen heidnischen oder muhammedanischen Bücher lesen, die meist so voll Greuel und Unzucht sind, daß nur verworfene Gemüther dieselben ohne Scham lesen können. Da wurde den Lehrern bei Verlust ihres Amtes verboten keine andern Bücher in der Schule zu haben als die, welche wir ihnen gegeben. Das wirkte; denn seit jener Zeit wurde kein heidnisches Buch in der Schule wieder bemerkt.

Die Bazar-Schulen, in denen ein längerer Aufenthalt des europäischen Missionars im indischen Klima, ohne die Gesundheit zu gefährden, nicht zuläßig ist, wurden von uns in jeder Woche 2 bis 3 mal besucht. Bei der Prüfung der Kinder pflegten sich oft Eingeborne zu versammeln, so daß wir auch an diese ein Wort der Ermahnung richten konnten. Es war für uns recht erfreulich zu sehen, welche schöne Kenntnisse sich einige Knaben erworben hatten. Die in unserer Nähe wohnenden Kinder, welche direkt von Bruder R. den Religionsunterricht erhielten, waren mit der Schöpfungsgeschichte, mit dem Sündenfall, mit der Geschichte des Heilandes, mit seiner Geburt zu Bethlehem, seinen Wunderwerken, der Geschichte seines Todes, Begräbnisses, Auferstehung

und Himmelfahrt, von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und Todten, vertraut geworden und blieben uns nur wenig Fragen schuldig. Wer die Prüfung gut bestanden hatte und immer fleißig gewesen war, erhielt eine Prämie theils an Geld, theils an Büchern.

Jeden Sonnabend Nachmittags kamen die Lehrer zu dem Bruder, der die Aufsicht hatte, wo er sie dann noch weiter unterrichtete und ihnen für den Unterricht der Kinder manche Winke gab. Diese Lehrer bekamen jeder 5 Rupie (3 1/3 Thaler) monatlich. Für das Haus, in welchem die Schule gehalten wurde, zahlten wir bis zu 1 Rupie hinauf monatlich Miethe. Es waren dies ganz gewöhnliche Häuser, wie sie die Eingebornen bewohnen, mit zwei kleinen Zimmern inwendig, und einer Verandah nach außen, welche zum Unterricht gebraucht wurde.

Was die höheren Knaben-Schulen für die Eingebornen anbetrifft, von denen manche den höheren Bildungsanstalten in unserm Vaterlande in vieler Beziehung gleich stehen, so nehmen diese auf dem Missionsgebiete eine wichtige Stellung ein. Sie stehen stets unter der persönlichen Leitung eines Missionars, der selbst in mehreren Gegenständen unterrichtet, und einige eingeborene Lehrer, womöglich Christen, zu Gehülfen hat. Die Kinder erhalten guten Unterricht. Sie werden außer den Elementargegenständen in der Religion, Geschichte, Geographie, Astronomie, Mathematik, Englisch, Persisch, Urdu und Hindui unterwiesen. In manchen Schulen, wo zwei und noch mehr Missionare thätig sind, werden die Kinder im Gesang, auch im Griechischen, selbst im Hebräischen unterrichtet. Der Unterricht fängt mit Gebet an. Man hat einen bestimmten Lectionsplan für jede Schule, der genau befolgt wird. Die Bibel ist in den

Missionsschulen ein Klassenbuch und die Knaben lesen sie gern. Es giebt Hindus, welche bekennen, daß die Bibel aus ihren Söhnen gute, gehorsame Menschen macht, sie wollen aber nicht, daß sie sich bekehren. Die Missionare sprechen nichts desto weniger zum Volke ganz frei darüber, daß man wünscht, ihre Kinder möchten Christen werden. Die Heiden lassen sich aber dadurch, wenn Alles seinen richtigen Gang geht, nicht zurückschrecken, die Kinder nach der Schule zu schicken, weil ihnen der Unterricht nichts kostet und später den Kindern gute Aemter, theils bei den Civilpersonen, theils bei der Regierung, offen stehen.

Obgleich in den Missionsschulen keine Rücksicht auf die heidnischen Vorurtheile genommen wird, und die Kinder über die Thorheit des Götzendienstes und die Wahrheit des Christenthums belehrt werden, so sind dieselben doch noch besser als die der Regierung besucht. Ich habe mich oft darüber gewundert, daß die Hindus ihre Kinder nach der Missionsschule schicken. Wenn es auch vorkommt, daß die Eltern zuweilen die Kinder zu Hause behalten, um zu sehen, ob der Missionar nicht seinen Plan ändere, so geschieht es doch nur auf wenige Tage. Sie denken aber: das Kind lernt Etwas in der Schule und wenn ihm dort Manches gesagt wird, was ich nicht glaube, so bekomme ich's zu hören, und ich kann es dann niederreißen. Aber die Eingebornen betrügen sich sehr. Denn Viele von den Erwachsenen, welche bekehrt werden, bekennen, daß sie die ersten Eindrücke von der Wahrheit in der Schule der Missionare bekommen haben.

In den höheren Knaben-Schulen erhalten die fleißigen Schüler, welche sich durch ihr Betragen auszeichnen und den Missionar zu großen Hoffnungen berechtigen, Stipendien und gelegentlich auch Prämien. In jedem Jahre werden von

den Missionaren fast überall den reiferen Schülern Thematas zu Preisschriften gestellt über die Hindu-Religion, über ihre Sitten und Gebräuche Die Zöglinge der Anstalt sind dadurch genöthigt, sich in ihre eignen Religionsbücher hinein zu vertiefen und selbst die Waffen an die Hand zu geben, wie man die Irrthümer und Mißbräuche in dem Hinduismus am besten widerlegen und bekämpfen kann. Wenn die öffentliche jährliche Prüfung der Schulen stattfindet, zu der sowohl die Eltern der Kinder, als auch die Engländer eingeladen werden, so wird jedesmal erwähnt, wem der Preis zuerkannt ist, oder wer die goldene oder silberne Ehrenmedaille bekommen hat. — Man hat für die höheren Knaben-Schulen entweder passende Häuser der Eingebornen gemiethet, oder auf manchen Missionsstationen auch ein besonderes Gebäude erbaut.

In den Mädchen-Schulen ist die Zahl der Schülerinnen sehr gering, denn die Hindus halten es für unnütz, daß die Frauen Etwas lernen. Diese Schulen stehen unmittelbar unter der Aufsicht der Frau eines Missionars, was für den religiösen Einfluß von großer Wichtigkeit ist. Es hält sehr schwer, Mädchen zum Unterricht zu bekommen, und auch diese sind nur aus der niedrigsten Kaste. Nach vielen Bemühungen hat man in einigen Orten nur wenige Kinder aus der höheren Kaste erhalten. Eine Frau der Eingebornen geht der Frau des Missionars immer zur Seite. Sie sammelt die Mädchen und bringt sie nach dem Missionshause. Ehe die Mädchen den zur Schule bestimmten Raum, gewöhnlich die Verandah des Hauses, betreten, werden sie nach dem Flusse oder Brunnen geführt, damit sie sich baden und reinigen. Sie ziehen darauf ein von der Mission ihnen gegebenes Gewand an und erscheinen dann anständig und rein-

lich zum Unterricht, der mit Gebet begonnen wird. Nach Beendigung der Schule müssen die Mädchen ihr eignes Gewand anziehen und das ihnen geliehene wieder zurückgeben. Bei der Erziehung dieser Kinder legt man das größte Gewicht auf den Religionsunterricht. Außerdem werden sie in den Elementargegenständen, im Lesen, Schreiben, Rechnen und in den weiblichen Handarbeiten unterrichtet. Die indischen Mädchen sind gewandt und geschickt und können sehr leicht europäische Arbeiten nachmachen. Manche von ihnen sind später im Stande, wenn sie lange genug in der Schule geblieben sind, sich durch ihre weibliche Handarbeit ihren Unterhalt zu verdienen. Die Kinder erhalten, damit ihre Eltern sie der Missionarin zum Unterricht überlassen möchten, eine kleine Geldsumme, damit das, was den Eltern an Erwerb durch sie verloren geht, einigermaßen ersetzt wird. — Auf unserer Missionsstation hatten wir ebenfalls eine Mädchenschule; die Zahl der Kinder belief sich eine Zeit lang bis auf 24.

In allen Schulen der Missionare wird der Unterricht unentgeltlich ertheilt. Die Kosten werden meist von den Engländern auf den betreffenden Stationen getragen; auch wir erhielten das Geld, das zur Erhaltung unserer Schulen erforderlich war, von ihnen durch Subscription und zwar sehr reichlich. Da der Nutzen des Unterrichts auch den Eingebornen deutlich in die Augen tritt, so ist es erfreulich, zu sehen, daß die Wohlhabenden und Liberalen unter ihnen, wenn sie sich ein wenig mit der Mission befreundet haben, zur Erhaltung der Schulen recht ansehnliche Beiträge geben.

Die oben erwähnten Schulen sind oft einem großen Wechsel unterworfen. Durch den Umstand, daß an Stelle der heidnischen Hindu-Schriften christliche Bücher eingeführt

werden, und auch die Bibel selbst beim Unterricht gebraucht wird, werden den heidnischen Eltern diese Schulen von vorn herein verdächtig. Sie halten daher ihre Kinder, sobald sie zu lesen anfangen, und es ihnen zum Bewußtsein kommt, daß es christliche Bücher sind, die sie lesen, vom Schulbesuch zurück. Die Besorgniß der Eltern, ihre Kinder möchten Christen werden, wird aber hauptsächlich dadurch vermehrt, daß die Feinde des Christenthums, vornämlich die Brahmanen und Muhammedaner, oft die widernatürlichsten und unsinnigsten Gerüchte aussprengen, um ihnen Furcht und Schrecken einzujagen. Sie sagen z. B. „Die Missionare wollen die Kinder mit Gewalt zu Christen machen;" oder: „Man werde sie ganz unerwartet eines Tages auf ein Boot bringen und nach England schicken, damit dort aus ihnen Oel gemacht werde." Dadurch verloren wir einst die besten Kinder aus der Bazar-Schule, und wir hatten oft nicht einen Einzigen der lesen konnte, ja wir waren sogar genöthigt, die eine und andere Schule, ja zuweilen alle, theils weil keine Kinder kamen, theils weil die heidnischen Lehrer nicht gehorchen wollten, auf eine Zeitlang zu schließen, bis sich die Aufregung der Gemüther gelegt hatte. Unter solchen Umständen hieß es dann Geduld haben und im Glauben die Schule wieder anfangen, bis endlich ein Stamm blieb, durch den der Sauerteig des Evangeliums, unter die ungesalzene und ungesäuerte Volksmasse gebracht werden konnte, um dieselbe vom gänzlichen Verderben zu erretten. Wenn aber Manche von den Kindern auch nicht wiederkamen, so waren sie doch mit der Geschichte des neuen Testaments bekannt geworden, was ihnen für ihr Seelenheil noch später zu Nutzen kommt.

Wie mit den Bazar-Schulen, so ging es uns auch mit der Mädchen-Schule, die die Frau des Miss. R. auf unserer

Missionsstation errichtet hatte. Wir erhielten nämlich von einem englischen Geistlichen zu Baglipur, der seiner Gesundheit wegen nach England gehen mußte, im Monat Juli 1846 9 Waisenkinder, 8 Knaben und ein Mädchen im Alter von 3 bis 13 Jahren. Als die Kinder aus der Mädchenschule die Knaben sahen, fragten sie sogleich die Schwester R., wo diese ihre Frauen würden herbekommen. Als sie ihnen antwortete, dafür würde schon gesorgt werden, wenn die Knaben würden erwachsen sein, da liefen augenblicklich drei von den Mädchen davon und sagten: „Wir sollen gewiß mit diesen Knaben verheirathet werden.“ Daß die theilweise noch sehr kleinen Mädchen zu allererst nach der Verheirathung fragten, darf aber Niemand befremden, indem es Sitte des Landes ist, daß die Kinder in Indien früh verheirathet werden. Kaum hatte sich die Schule einige Tage darauf mit 18 Mädchen gefüllt, da liefen beinahe alle wieder davon. Miss. Sternberg von Muzaffirpur stattete bei seiner Durchreise mit seiner Familie uns einen Besuch ab und landete mit seinem Boote gerade bei dem Hause des Br. R. Sobald die Mädchen das Boot und den Missionar gesehen hatten, fingen einige an zu weinen, und liefen davon, indem sie sagten: „Jetzt sollen wir gewiß aufgepackt und fortgeschickt werden.“

Den nachtheiligsten Einfluß erfahren aber die Schulen, wenn Jemand von den Hindus und Muhammedanern oder gar ein Zögling der Anstalt ein Christ wird. Alle bekommen dann einen ungeheuren Schreck; denn die Besorgniß drängt sich den Eingebornen auf, daß vielleicht auch zwischen ihnen und ihren Kindern in nächster Zeit in Folge der Entsagung der väterlichen Religion und Annahme des Christenthums eine Scheidewand aufgerichtet wird. Die kleinen Schulen pflegen bei solchen Gelegenheiten oft ganz einzuge-

hen, und man muß wieder von vorn anfangen. Hat aber die Mission auf der Station schon einen festen Fuß gefaßt, und hat man das Vertrauen der Heiden gewonnen, so bleibt dennoch in der Schule, ungeachtet aller Anfeindungen, und selbst wenn Taufen stattfinden, immer eine gute Anzahl Schüler zurück, und die Verringerung ist nur unbedeutend. Man darf sich aber auch gar nicht darüber wundern, daß bei einem solchen wichtigen Ereigniß Hindus und Muhammedaner sehr aufgeregt werden, und die Missionsschulen einen nachtheiligen Einfluß erfahren. Denn die Eingebornen wissen es ja, daß der Mann, der auf den Straßen und Märkten der Stadt gegen den Hinduismus und Muhammedanismus predigt, derselbe ist, dem die Schule und der Unterricht der Kinder anvertraut ist. Ganz natürlich denken sie, daß er ihre Kinder lehren wird die Religion ihrer Väter zu verachten, und sie sehen auch zuweilen, daß sie sich nicht gänzlich getäuscht haben. Denn die Kinder sprechen entweder mit Verachtung von der heidnischen Religion, oder man bemerkt gelegentlich, daß sie an die Heiligkeit ihrer Religionsbücher nicht mehr glauben. Wenn dies die Eltern sehen, nehmen sie die Kinder entweder von der Schule weg, oder sie versuchen Alles, um das, was dort aufgebaut ist, wieder nieder zu reißen. Es giebt indessen einige Kinder, welche allen Bemühungen ihrer Eltern widerstehen und sich von der Schule durchaus nicht trennen wollen. Es fehlt aber auch nicht an Solchen, die nur deshalb in der Schule bleiben, oder von den Eltern darin gelassen werden, damit sie nicht die Stipendien verlieren und die kleine Beihülfe zur Erziehung ihrer Kinder einbüßen. Indessen giebt es auch bigotte Hindus und Muhammedaner, welche gar nichts danach fragen, auch nicht nach den Vortheilen des bessern Un=

terrichts, der ihnen keine Unkosten verursacht, weil ihnen ihre Religion mehr als jeder andere Nutzen gilt.

Alle Missionsschulen, die in dem ganzen Lande sehr zahlreich errichtet sind, üben auf das Volk einen mächtigen Einfluß aus. Die Zahl der getauften Kinder ist zwar bis jetzt noch sehr gering, man muß aber bedenken, daß den Kindern mit dem Uebertritt zum Christenthum, Verlust der Kaste, Ausstoßung aus der Familie, Schmach und Verachtung, ja selbst Verfolgung und Enterbung bevorsteht. Manche von den Kindern begeben sich erst in ihren späteren Jahren um der Verfolgung von ihren Verwandten zu entgehen, nach einer andern Station und lassen sich dort taufen. Dagegen ist die Zahl derer sehr groß, die durch den Schul-Unterricht, ohne es zu wissen, auf ihr Herz einen heilsamen Einfluß empfangen, was man erst später sieht.

Von großer Wichtigkeit in der Mission sind auch die Waisenanstalten. Wir finden sie auf vielen Missionsstationen in Ostindien. Auch auf unserer Station wurde damit ein ganz kleiner Anfang gemacht. Kinder, die dem heidnischen Elende unfehlbar preisgegeben wären, werden in die Waisenanstalt aufgenommen. Große Theuerung und Hungersnoth führen den Missionaren sehr viele Kinder zu. Ueber ihre frühere Lebensgeschichte kann man von ihnen wenig erfahren. Nur soviel wissen sie, daß entweder ihre Eltern gestorben, und sie dann von den erwachsenen Geschwistern oder Anverwandten aus dem Hause hinausgetrieben worden, oder daß ihre Eltern davon gelaufen sind, und sie in irgend einem Orte zurückgelassen haben. Da die Kinder sich nun im größten Elend ihr Brot haben erbetteln müssen, so geschieht dies meist so lange, bis sie endlich von der Polizei aufgegriffen und zur Ortswache gebracht werden, von wo sie entweder

der englische Geistliche oder ein anderer christlicher Engländer herausholt und sie vorläufig in sein Haus aufnimmt, bis er sie einem Missionar zur Erziehung überwiesen hat. Die Waisenanstalten stehen in specieller Pflege der Missionare, und die Kinder erhalten einen guten Unterricht, sowohl in der Religion als in andern nützlichen Gegenständen.

Die Kosten auch für die Waisenanstalten werden durch milde Gaben, hauptsächlich von Seiten der Engländer, dann aber auch von christlichen Freunden in Europa und Amerika bestritten. Jedes Kind kostet monatlich 3 Rupien (2 Thaler). Viele von den Waisenkindern erhalten bei ihrer Taufe nicht selten die Namen ihrer Wohlthäter, die sich verpflichtet haben für ihren Unterhalt in ihrer Kindheit zu sorgen. Die Kinder, wenn sie in die Anstalt aufgenommen werden, sind gewöhnlich sehr jung. In diesem Falle werden sie bald getauft, sind sie aber schon etwas groß, so erhalten sie vorher einen kurzen Religionsunterricht. Kinder der Eingebornen, welche sich in den Waisenanstalten befinden, sind daher dem Namen nach Christen. Doch giebt es, dem Herrn sei Dank auch viele Beispiele, wo sich das Evangelium am Herzen der Kinder als eine Gotteskraft bewiesen und sie zu neuen Kreaturen gemacht hat.

Die Errichtung von Waisenanstalten ist fast auf allen Missionsstationen dringend geboten. Wer sonst sollte sich der Waisenkinder annehmen, als der Missionar, da die Heiden kein Herz der Liebe und des Erbarmens für solche arme Kinder haben? Aber das ist zu bedauern und zu beklagen, daß mit den Kräften und Mitteln, die dazu verwendtet werden, nicht haushälterischer umgegangen wird. Oft haben Missionare von ein und derselben Gesellschaft, deren Stationen nicht weit von einander liegen, an jedem

Orte ein Waisenhaus für Knaben und Mädchen, während es gerathener wäre, entweder an einem Orte das Waisenhaus für Knaben und am andern das für Mädchen oder nach Umständen auch beide Anstalten nur an einem Orte zu haben. Dadurch würde Vieles auf dem Gebiete der Mission gespart, denn der Missionar oder die Frau, welche die Leitung eines Waisenhauses mit 20 Kindern haben, könnten ebenso gut auch 40 und noch mehr beaufsichtigen. Auch eingeborne Helfer brauchten nicht so viel angestellt zu werden, oder man könnte sie vielleicht besser verwenden. Man findet aber seine Lust und Freude an den Waisenanstalten, welche gleichsam Gewächshäuser sind, um darin seltene Pflanzen zu ziehen, und sie dem christlichen Publicum zu zeigen, damit sie sich an den verschiedenen Raritäten ergötzen möchten. Außerdem ist es angenehmer sich mit den Kindern täglich zu beschäftigen und zu sehen, wie sie an christlicher Erkenntniß wachsen und zunehmen, als sich täglich zu einem Kampf zu rüsten und bei der öffentlichen Verkündigung des Wortes Gottes sich von den weise dünkenden Hindus und Muhammedanern auslachen, verhöhnen und verspotten zu lassen, was immer eine große Selbstverleugnung erfordert, wogegen sich unsere Natur sehr streubt.

Dann giebt es auf alten Missionsstationen auch Klein-Kinderschulen, diese werden von einem Mitgliede der Missionsfamilie geleitet. Es werden in dieselben nur Kinder von den eingebornen Christen und ganz junge Waisenkinder aufgenommen. Man sucht den kleinen Kindern, wie hier in Europa, Alles auf spielende Weise beizubringen und durch Gesang ihr Herz zu erfreuen. Vor allen Dingen läßt man sich angelegen sein, die zarten Seelen mit Jesu, dem wahren Kinderfreunde, bekannt zu machen, und sie ihm zuzuführen.

Wir gehen nun zum letzten Mittel der Missionsthätigkeit über, um das Reich des Herrn zu fördern; dies sind:

4. Die Missionsreisen.

Wie schon beim Beginn der christlichen Kirche die Apostel des Herrn nicht nur einzelne Gemeinden gründeten, sondern sich auch angelegen sein ließen, die entfernt liegenden heidnischen Länder zu bereisen, um dort, wo der Name des Herrn noch nicht bekannt war, den Heiden den Weg zur Seligkeit zu verkündigen, so geschieht dasselbe noch heute von den Missionaren in Ostindien. Es ist eine außerordentliche große Wohlthat, daß der Missionar, er sei Engländer, Amerikaner, oder Deutscher, das ganze Land durchreisen kann, ohne daß je nach einem Paß gefragt wird, und überall unter Europäern, Heiden und Muhammedanern Christum frei predigen und Bücher vertheilen darf, und die Regierung nie von ihm eine Vollmacht verlangt.

In Indien wird hauptsächlich die kalte Zeit und im beschränkten Maße auch die Regenszeit zu Missionsreisen benutzt. Das Reisen ist aber mit vielen Umständen und Beschwerden verbunden. Da es dort im Innern des Landes für Europäer keine Gasthäuser giebt, so muß man Kochgeschirr, Eßwaare, Federvieh, Bettstelle, Zelt und dergl. mehr mit sich führen. Bei den Reisen zu Wasser ist es sehr nothwendig, auch ein Wassergefäß mit sich zu nehmen, weil das verschiedene Brunnenwasser oft Ausschläge erzeugt. Das Gangeswasser hat einen angenehmen Geschmack, da es aber etwas trübe ist, so pflegt man dasselbe durch einen kleinen Zusatz von Alaun oder durch Nirmali (ein indisches Samenkorn, das die Eigenschaft hat, das Wasser klar zu machen) zu reinigen. Außerdem hat man einige Diener, die das

Nöthige besorgen. Manchmal nahm ich auf den Missionsreisen auch meine Familie mit, damit sie durch den Luftwechsel sich stärken möchte, oder ich reiste mit meinem Collegen zusammen, oder auch ganz allein.

Für gute Landstraßen, die mit Mangobäumen bepflanzt sind, hat die englische Regierung gesorgt, doch trifft man auch schlechte Wege an. Zuweilen mußten wir noch nicht völlig ausgetrocknete Flußbette überschreiten, die uns ihres Schlammes und Wassers wegen nöthigten, oft einen großen Umweg zu machen.

An manchen Orte mußte ich der vielen Diebe wegen zur Polizei gehen und mir einen oder zwei Nachtwächter ausbitten. Da die Hindus von dunkelbrauner Farbe sind, so können die Diebe in der Nacht leicht unbemerkt bleiben. Sie gehen fast ganz nackt, bestreichen ihren Körper mit Oel, und lassen sich das Haar auf dem Kopfe abrasiren, damit Niemand sie festhalten kann. Sie besitzen eine solche Schlauheit und Gewandtheit, daß sie dem Europäer Geld und Uhr unter dem Kopfkissen weg stehlen.

Wir besuchten auf unseren Reisen viele Städte, Flecken und Dörfer, besonders die Ortschaften unseres Distrikts. An manchem Orte hielten wir uns ein oder mehrere Tage auf, von wo aus wir in die Umgegend kleine Ausflüge machten, um allenthalben den Samen des Evangeliums auszustreuen. Manchmal kamen wir nach Gegenden, wo vielleicht noch nie ein Europäer gewesen war. Das Volk betrachtete uns dann mit großem Erstaunen, und Weiber und Kinder liefen schreiend davon. Unser Reiseziel war nicht selten eine Mela (Jahrmarkt), die mit einem religiösen Feste in Verbindung steht und von vielen Tausend Hindus besucht wird.

Wir reisten sowohl zu Lande, als zu Wasser. Bei den

Reisen zu Wasser mietheten wir ein Boot, bei denen zu Lande gebrauchten wir außer unserm Fuhrwerk für uns noch Ochsenwagen, auf welchen sich das Zelt, die Bücherkisten, Bettstellen, Matratzen und andere Reisebedürfnisse befanden.

Man reist zu Lande nur am Morgen und am Abend. Wir pflegten schon früh vor Sonnenaufgang aufzubrechen, um nicht der Mittagssonne ausgesetzt zu sein, und legten gewöhnlich nur eine kurze Strecke von höchstens 2 Meilen zurück. Nicht selten ging ich mit meinem Collegen den Weg zu Fuß. Wenn wir an dem bestimmten Ort angekommen waren, suchten wir uns einen passenden Platz zum Aufschlagen des Zeltes auf, und ließen dort unsern Reisewagen mit dem Pferdeknecht stehen. Wir begaben uns dann nach dem Dorfe, oder auf die Straßen und Marktplätze der Stadt, predigten, und vertheilten Bücher. Zuweilen ließen wir uns am Wege oder auf dem Felde mit einzelnen Personen bei ihren verschiedenen Beschäftigungen in ein Gespräch ein, und lenkten dabei ihre Aufmerksamkeit, von der Sorge für's Leben auf die noch wichtigere für die Seele hin, und gaben ihnen Bücher, die sie mit Dank annahmen.

Während wir auf diese Weise im Dorfe beschäftigt waren, kamen die Ochsenwagen mit dem Zelte und den anderen Sachen an.

Da bei den meisten Dörfern an der Landstraße sich ein Mango-Wäldchen befindet, so ließen wir das Zelt in demselben aufschlagen. In manchen Fällen geschah es auch unter hohen, schattigen Bäumen auf einem freien Platze mitten im Orte selbst. Wenn wir von unserer Morgenpredigt zurückkehrten, fanden wir das Zelt oft schon aufgestellt. Manchmal aber ließen uns unsere Leute mit den Ochsenwagen im

Stich und kamen erst um 3 oder 4 Uhr Nachmittags an, weil es ihnen einfiel, an irgend einem Orte Halt zu machen, dort ihr Essen zu kochen und sich auszuruhen. Wir mußten dann so lange ohne Zelt und Mahlzeit bleiben. Da dies nicht selten vorkam, so nahmen wir zur Vorsorge uns etwas zum Essen mit. Erst nach der Ankunft des Kochs mit den Ochsenwagen konnte daran gedacht werden, uns ein Mahl zu bereiten. Während die Leute das Zelt, das zur Wohnung und zum Nachtquartier dient, aufstellten, und der Eine und der Andere die Sachen vom Staube reinigte, womit der Westwind dieselben oft reichlich bedeckte, pflegte der Koch sich einen einfachen Feuerheerd auf der Erde zu machen, schlachtete Hühner, der Wasserträger besorgte ihm Wasser, ein Anderer Holz und dergl. mehr. Zuletzt brannte ein lustiges Feuer, und es dauerte nicht lange, so war das Essen für uns fertig.

In der Regel hielten wir uns in den Mittagsstunden, wo es selbst in der kalten Zeit sehr heiß ist, in unserm Zelte auf. Erst gegen Abend gingen wir wieder in's Dorf und predigten auf's Neue auf den Straßen und Marktplätzen, in der Nähe von Tempeln und heiligen Teichen, in den Verandah's der Häuser und unter schattigen Bäumen.

Zur Predigt wählten wir uns irgend einen freien Text, wie es die Oertlichkeit und die Verhältnisse mit sich brachten. Wir sprachen von der Bestimmung des Menschen, von dem Sündenfall und von der Erlösung durch Christum, von der Ungewißheit des Lebens, vom Tod und Gericht, vom ewigen Leben und von der ewigen Verdammniß, und baten und ermahnten die Leute, dem Götzendienst zu entsagen und ihre Seligkeit durch den Glauben an Jesum Christum zu suchen.

Die Eingebornen sind gegen den Missionar, wenn er nach einem fremden Orte kommt, gewöhnlich recht freundlich und zuvorkommend; sie begrüßen ihn wie einen alten Bekannten. Manche forderten mich auf, in ihren Laden oder in ihre Verandah zu treten, was ich ohne Verzug that. Oft fand ich schon 5—8 Hindus oder Muhammedaner anwesend, auf einer Matte oder bunten Decke sitzend. Sie rauchten ihre Pfeife mit dem Schlangenrohr oder eine einfache Huka und plauderten mit einander. Sobald ich hineintrat, erwiderten sie höflich meinen Salam und boten mir einen indischen Stuhl an. Wenn ich zu reden anfing, oder vielleicht erst etwas aus dem Traktat oder Neuen Testament vorlas und nun darüber eine Ansprache hielt, versammelten sich noch viele Andere um mich, theils stehend, theils sitzend oder hockend, und waren sehr gespannt zu hören, was ich ihnen Wichtiges zu sagen hätte.

War in der Gegend noch nie ein Heilsbote gewesen, so zeigten sich die Leute für das Wort Gottes zuerst sehr empfänglich, so daß ich mich schönen Hoffnungen hingab, diese aber scheiterten, sobald ich mehrere Male gepredigt hatte, und die Eingebornen zu begreifen anfingen, daß sie sich von den todten, stummen Götzen zu dem lebendigen Gott, von der Lüge zur Wahrheit bekehren, Buße thun und an Jesum Christum glauben sollten, damit sie nicht verloren gingen, sondern selig würden. Auch hier wie überall zeigte sich die Feindschaft gegen das Wort Gottes, und es entstand ein Kampf zwischen Licht und Finsterniß. In unserer Erfahrung stellte sich heraus, daß in allen Orten, wo ein Wohlstand herrschte, die Einwohner sehr weltlich gesinnt waren und kein Verlangen nach dem Wege zum ewigen Leben zeigten. Welche große Gefahren sind doch mit dem irdischen Reichthum verbunden!

Wie wahr ist doch das Wort des Herrn, das er in Beziehung auf den reichen Jüngling gesagt hat: „Wie schwerlich werden die Reichen in das Reich Gottes eingehen.“

Wir hatten bei unserer Predigt oft recht aufmerksame Zuhörer. Wenn wir mit der Ansprache zu Ende waren, forderten wir die Anwesenden auf, uns in unserm Zelte zu besuchen und erklärten uns bereit, mit ihnen über den Weg zur Seligkeit noch weiter zu sprechen und denen, welche lesen könnten, ein Buch zu geben. Wir konnten darauf ziemlich gewiß sein, daß viele Hindus und Muhammedaner zu uns kamen, und wir hatten dann spät bis in die Nacht hinein zu sprechen.

Bei den Gesprächen mit den Eingebornen machten wir mancherlei Erfahrung. Viele waren wie die Athener, welche uns besuchten, um nur etwas Neues zu hören. Andere wollten nur zanken, und wiederum Andere wollten ein Zeichen von Jesu sehen, damit sie die Gewißheit hätten, ob wir auch die Wahrheit sprächen. Doch trafen wir auf den Reisen auch Solche, welche ein tieferes Verlangen zeigten und gern wissen wollten, was man thun müsse, um Vergebung der Sünden zu erhalten. Die Widersacher brachten wir zum Stillschweigen. Die Heilsbegierigen machten wir mit dem Rathschluß Gottes zu unserer Seligkeit bekannt, und es gewährte uns eine wahre Lust und Freude vor diesen ein Zeugniß von Jesu Christo abzulegen.

Reisten zwei Brüder zusammen, so geschah es häufig, daß während der Eine in's Dorf ging, um zu predigen und Bücher zu vertheilen und die Leute von unserer Ankunft in Kenntniß zu setzen, der Andere einstweilen beim Zelte blieb. Da dasselbe so stand, daß es die Dorfbewohner sehen konnten, so kamen immerwährend Leute — nur um die Mittagszeit

ließ es etwas nach, — und der zurückbleibende Bruder hatte fast ununterbrochen mit den herzuströmenden Personen mit Lesen, Sprechen und Erzählen genug zu thun, bis ihn die heiße Mittagssonne in sein Zelt trieb. Ja wir erhielten öfters so viel Besuch, daß wir vom Morgen bis zum Abend zu thun hatten, und es nachher gar nicht nöthig war, wieder in's Dorf zu gehen.

Oft ereignete es sich, wenn ich des Morgens nach einem Dorfe kam, daß ich die eine und andere Gasse durchschritt, ohne Jemand zu finden, mit dem ich hätte ein Gespräch anknüpfen können. Ich kam deshalb auf den Gedanken, mich nach den Hauptpersonen des Ortes zu erkundigen. Dies sind in den meisten Fällen die Zamindars (Gutsbesitzer), die Gurus (Religionslehrer), oder Pandits (gelehrte Brahmanen). Auf meinem Wege dahin forderte ich Jeden, der mir begegnete, auf, mich zu begleiten. Dort angekommen, brachte ich häufig schon eine Anzahl Zuhörer mit. Sogleich wurde mir vom Hausherrn eine Tscharpäi (Bettstelle, wörtlich Vierfuß), zum Sitzen angeboten, während die übrigen Männer sich ebenfalls auf Tscharpäi's hinsetzten, oder auf die Erde hinhockten. Ich ließ mich dann mit den Leuten in ein vertrauliches Gespräch ein, forderte inzwischen den Einen und Andern auf, noch den Freund und Nachbar herbeizuholen, und wenn ich Viele beisammen hatte, begann ich meine Ansprache.

Manchmal ging ich davon aus, daß alle Menschen Sünder seien und als solche unter dem Zorne Gottes stehen und der Verdammniß würdig sind. Da nun die Sorge für die Seele das Allerwichtigste ist, und wir vielleicht sehr bald vor dem Richterstuhl Gottes zu erscheinen hätten, weil Niemand die Stunde seines Todes weiß, so ist es nothwendig zu wis-

sen, was man thun muß, um selig zu werden. Ich veranlaßte dann den Guru oder Brahmanen uns doch zu sagen, wodurch das Herz von Sünden rein und der Mensch seiner Seligkeit gewiß werde. Die gewöhnliche Antwort war: Man müsse die Götter anrufen, im Ganges baden, Wallfahrten machen, den Brahmanen Geschenke geben u. s. w. Ich fragte dann die Hindus: Habt ihr das gethan? „Ja!" Ist euer Herz rein von Sünden? oder: Habt ihr Vergebung eurer Sünden, und seid ihr eurer Seligkeit gewiß geworden? worauf sie „Nein" antworteten. Ich zeigte ihnen dann, wie alle ihre Werke nichtig seien, wie ihre Götter sich selbst in der Knechtschaft der Sünde befänden, und wie sie bis jetzt vergebens Ruhe und Frieden für ihr Herz gesucht hätten. Darauf verkündigte ich ihnen die frohe Botschaft von Jesu Christo, dem Weltheiland, der unsere Sünden Schuld und Strafe getragen und uns die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, erworben hat, und daß Alle, die an ihn glauben, selig werden können.

Indem ich auf diese Weise vor dem heidnischen Priester des Orts den Weg zur Seligkeit besprach, hatte ich den Vortheil, daß die Thorheit des Götzendienstes vor Allen bloßgestellt und die Blindheit ihrer geistlichen Führer offenbar wurde. Das Wort von Jesu Christo mußte ihnen dann als eine wahre Freudenbotschaft erscheinen.

Manchmal hatte ich Gelegenheit, auch in den Gerichts- und Polizei-Sälen des Orts ein Zeugniß von Christo abzulegen, und man schenkte mir die größte Aufmerksamkeit.

Oft besuchte ich auf meinen Missionsreisen auch die Hindu-Heiligen, die entweder in einem abgelegenen Wäldchen oder an einem stillen Ort, unter einem schattigen Baume nicht weit vom Dorfe wohnten. Manche hielten sich auch

an solchen Plätzen auf, wo sie recht viel gesehen wurden. Diese Leute waren manchmal so von ihrer Heiligkeit eingenommen, daß sie sich mit mir in ein Gespräch gar nicht einlassen wollten und herzlich froh waren, wenn ich sie verließ. Manchen fragte ich: „Ist dein Herz rein von Sünden? „Nein!" So bist du kein Heiliger, sondern ein verdammungswürdiger Sünder. Alle pflegen sich dann zu entschuldigen und zu sagen: „Kein Mensch ist rein von Sünden, denn wir stecken Alle in der Macht der Maya, und diese ist von Gott." (Die Maya ist, wie schon anderwärts angedeutet, ein Betrug der Gottheit, nach welcher der Mensch an das Dasein sichtbarer Dinge glaubt, während es doch in der Wirklichkeit solche nicht giebt.) Ich erzählte ihnen darauf von Jesu, der ihr Herz von Sünden rein machen kann.

Wenn ich nach meinem Boote oder Zelte zurück ging, begleitete mich manchmal noch der Eine und der Andere, sei es, um sich ein Buch auszubitten, oder noch ein Gespräch mit mir zu haben.

Außer den Büchern pflegte ich auf den Missionsreisen auch Arzeneien mitzunehmen. Wenn ich im Dorfe umher ging und predigte, sagte ich den Leuten, daß ich Medicin bei mir habe und dieselbe den Kranken unentgeltlich gäbe. Es kamen dann Viele zu mir in's Zelt, und dabei versäumte ich nicht, sie auch auf die Krankheit der Seele aufmerksam zu machen und zu Jesu Christo dem rechten Arzt hin zu weisen. So sehr die kranken Hindus sich freuten von mir Heilmittel umsonst zu erhalten, so trugen doch Manche Bedenken die Arzenei in Flüssigkeit anzunehmen. Nicht selten begegnete es mir, daß ein orthodoxer Hindu mich fragte: „Wird durch das Nehmen dieser Arzenei nicht meine Dharm (Gerechtigkeit) oder Kaste verloren gehen?" Ich antwortete: Nein!

und zeigte ihm, daß das Kastenwesen nicht von Gott sei, und daß durch das Beobachten der religiösen Sitte und Gebräuche kein Mensch vor Gott gerecht werden und die Seligkeit erlangen kann, sondern nur allein durch den Glauben an Jesum Christum u. s. w.

Tausende von Hindus und Muhammedaner erhalten auf den Missionsreisen die erste Kunde von dem Evangelium. Wird Jemand dadurch angeregt, nach dem Wege zur Seligkeit zu fragen, so erfährt er zugleich, wo er näheren Unterricht empfangen kann, wenn nicht die schon zurückgelassenen Schriften ihm zunächst eine weitere Anweisung ertheilen. Für den Missionar selbst sind die Missionsreisen in den meisten Fällen eine wahre Geisteserfrischung, wenn er den unsterblichen Seelen, die vorher vielleicht noch nie das Evangelium gehört haben, Jesum Christum den Gekreuzigten und Auferstandenen, verkündigen kann.

So wird auf verschiedene Weise auf die Evangelisirung und die religiöse und christliche Entwickelung des heidnischen und muhammedanischen Volkes in Indien hingearbeitet. Ein großer Schatz von christlicher Erkenntniß wird demselben durch die Predigt, die Vertheilung von Büchern und durch die Missionsschulen zu Theil. Vor nicht sehr vielen Jahren fand man in Indien in Sachen der Religion eine große Unwissenheit. Das gemeine Volk kannte kaum die ersten Grundsätze der natürlichen Religion, jetzt dagegen ist es bis zu einem gewissen Grade mit den Wahrheiten des Evangeliums und seinen Anforderungen vertraut geworden. Vieles wird freilich von der unwissenden Menge auch mißverstanden, weil sie eine schlechte Erziehung hatte.

Der lebhafte Wunsch, daß doch bald die Zahl der Arbeiter auf dem großen Missionsfelde vermehrt werden möchte,

damit der Name unseres Gottes allenthalben angebetet und gepriesen werde, drängt sich deshalb allen Freunden des Reiches Gottes immer mehr und mehr auf.

Jetzt arbeitet in Ostindien eine Mission der andern in die Hände. Mit den verschiedenen Missionen bestehen größere oder kleinere Gemeinden, denen man, wenn sie später auch ihre Selbstständigkeit erlangen, wohl noch lange ansehen wird, was für einer Missionsgesellschaft sie ihre Gründung verdanken.

Es ist sehr erfreulich, daß die Missionare in ihrer Missionswirksamkeit von Seiten der englisch-ostindischen Regierung unter keiner Einschränkung stehen. Sie handeln überall, wie sie es für die Ausbreitung der christlichen Religion am besten finden; sie reißen nicht nur das alte Gebäude des Hinduismus nieder, sondern richten auch sogleich an dessen Stelle das neue Gebäude des Christenthums auf und bringen das Volk unter den heilsamen Einfluß des Evangeliums.

7. Ein Besuch bei einem Gosain.

Auf einer Missionsreise führte mich mein Weg auch nach Mirzapur. Als ich an diesem Orte mich kurze Zeit mit meiner Familie bei meinem Schwager, dem Missionar A... aufhielt, kam ein reicher Gosain (ein Heiliger, wörtlich ein Anbeter Gottes) von einem nahe gelegenen Orte in den Bergen zu ihm und lud ihn und uns mit unseren Familien ein, bei ihm einen Tag zuzubringen. Für Essen und Trinken, und was sonst erforderlich sei, sagte er, wolle er sorgen; wir möchten nur unser Geschirr hinschicken, ebenso auch unsere Diener, damit sie das Essen für uns nach unserer

Weise bereiten könnten. Bis zur Hälfte des Weges versprach er für uns und unsere Frauen einen Wagen und zwei Reitpferde zu schicken. Dies Alles geschah.

Als wir nach seinem Hause kamen, empfing der Gosain uns recht gastfreundlich. In dem großen Gehöfte fanden wir für uns zwei Zelte, von welchen eins ganz offen war, aufgestellt. Seine Söhne führten uns dann in den Bergen herum, die mit Gebirgspartien in Schlesien viel Aehnlichkeit haben. Zurückgekehrt, fanden wir unser Frühstück fertig. Ja nicht nur uns, sondern auch unsere Dienerschaft beköstigte der Gosain den ganzen Tag in der freigebigsten Weise. Nach Tische fragten wir, ob vielleicht unsere Frauen der seinigen einen Besuch abstatten könnten, was ihm zu gefallen schien. Er ging dann ins Haus und meldete sie an. Als die unsrigen darauf hinein gingen, fanden sie die Frau des Gosain und die seiner Söhne, welche noch kurz vorher in ihren schmutzigen Kleidern neugierig hinter dem Vorhang ihrer Thür uns bei Tische unter dem Zeltdach beobachtet hatten, ganz und gar in Seide gehüllt, und waren an allen Fingern und Zehen, Nase und Ohren, Hals und Armen, kurz wo nur etwas angehängt werden konnte, mit goldenen und silbernen Spangen und Ringen geschmückt, welches beim Gehen ein entsetzliches Geklirr verursachte. Sie drückten unseren Frauen sehr herzlich die Hände und erkundigten sich ganz wie einfältige Kinder nach diesem und jenem; denn die unsrigen waren die ersten Europäerinnen, mit denen sie zusammen kamen. Unsere Frauen suchten das Gespräch auf christliche Sachen zu lenken, fingen an von der Mission in Mirzapur zu erzählen, die ihnen schon aus den Mittheilungen ihrer Männer bekannt war, von dem Zweck, zu dem sie ihr Vaterland verlassen hätten und herausgekommen wären,

und wie sie sich in der Erfüllung ihres Berufes so glücklich fühlten. Dies war ihnen ganz unerhört, denn sie glaubten, daß eine Frau nur dazu sei, um sich zu putzen, damit sie dem Manne gefalle. Lesen und Schreiben, sagten sie, könnten sie nicht. Es wurde ihnen darauf von unsern Frauen gezeigt, wie auch sie die zeitliche und ewige Glückseligkeit erlangen könnten, und daß es ihr herzlichster Wunsch sei, sie in diesem Zustande recht bald zu sehen.

Unsere Frauen waren wohl eine Stunde bei ihnen. Als sie fortgingen erhielt das jüngste unserer Kinder eine Rupie zum Geschenk in die Hand gedrückt, was die Morgenländer zu thun pflegen, wenn sie das erste Mal ein europäisches Kind sehen. Während unsere Frauen abwesend waren, unterhielten wir uns mit den Männern und leiteten ebenfalls unser Gespräch auf Jesum Christum den Weltheiland hin, von dem auch sie schon öfters vorher gehört hatten. Sie hörten uns aus Höflichkeit ruhig an, leider aber mußten wir sehen, wie so tief sie in ihrem Heidenthum vergraben waren und sich in ihrer Selbstgerechtigkeit sehr gefielen.

Ehe wir uns vom Gosaïn verabschiedeten, bat er uns auf einen Zettel niederzuschreiben, daß wir bei ihm einen Tag zugebracht, und wie es uns bei ihm gefallen hätte. Es konnte uns nun nicht entgehen, daß er die Gastfreundschaft nicht deshalb an uns bewiesen hatte, weil wir Padris waren, und er einen wohlthuenden Eindruck vom Worte Gottes empfangen hatte, sondern weil er, wie es viele Hindus und Muhammedaner thun, nach der Gunst der Europäer haschte und gern unter ihnen einen großen Namen erhalten wollte. Ueberhaupt sehen die Eingebornen sehr darauf, berühmt zu werden und sich ein religiöses Verdienst zu erwer=

ben. Deshalb bauen sie Tempel, Moscheen, lassen zum Besten der Pilgrimme und Reisenden große gemauerte Brunnen machen, Teiche anlegen u. s. w. So lange der Gründer der erwähnten Bauten lebt, werden sie in gutem Zustande erhalten, wenn er aber todt ist, geht Alles in Ruin über. Stirbt er vor Vollendung des Baues, so bleibt das Werk, wie er's hinterläßt, gewöhnlich unvollendet, liegen. Sein Sohn bringt den Bau nicht zu Ende, weil er weiß, daß dadurch nur sein Vater, der das Werk angefangen, den Ruhm davon trägt. Ist er freigebig oder ehrgeizig, so beginnt er viel lieber einen neuen Bau. So handeln die Hindus, weil sie sich auf keine bessere Weise zu verewigen wissen.

8. Von den Hindernissen, Schwierigkeiten und Prüfungen im Missionsleben.

Die Arbeit eines Missionars auf einem neuen Missionsfelde ist mit der eines Landmanns zu vergleichen, der einen Acker voller Steine und Dornen bearbeitet. Wie es diesem viel Schweiß und Mühe kostet, ein solches Land urbar zu machen, und lange Zeit vergeht, ehe er sich der Früchte des ausgestreuten Samens erfreuen darf, so geht's dem Missionar unter den Heiden. Nachdem er die Sprache erlernt hat, begiebt er sich unter die Leute und verkündigt ihnen Gottes Wort, aber mit wie vielen Hindernissen und Schwierigkeiten hat er nicht zu kämpfen, bis er den gewünschten Erfolg seiner Arbeit sieht.

Ein mächtiges Hinderniß, welches der Missionswirksamkeit sich entgegen stellt, ist auch in Ostindien das von Natur **verderbte Herz**. Die Leute kommen zwar herbei und

hören gern zu, wenn man ihnen von Christo erzählt, sobald sie aber sehen, daß sie mit der Sünde brechen und allem ungöttlichen Wesen, dem Götzendienst, der Fleischeslust, der Augenlust und dem hoffärtigen Wesen den Abschied geben und sich dem Herrn zum Eigenthum übergeben sollen, dann bleiben sie entweder in ihrem alten Wesen, oder zeigen sich feindselig gegen das Evangelium. Im Allgemeinen offenbaren die Meisten eine große Kälte, Stumpfheit und Gleichgültigkeit gegen ihr Seelenheil. Sehr oft sagen die Hindus dem Missionar: „Es ist Alles ganz gut, was Du sagst, wenn aber alle Menschen so sein würden wie Du, wie könnte da die Welt bestehen.“ Andere sprechen ganz offen: „Unsere Sorge geht nur darauf, daß wir Essen und Trinken bekommen.“ Zeigt man ihnen, wie unrecht sie handeln, daß sie den Bauch zu ihrem Gott machen, der vielleicht nach wenigen Tagen eine Speise der Würmer werden wird, während sie ihre Seele, die ewig lebt, vernachlässigen, dann antworten sie: „Es ist wahr, was Du sagst,“ doch dabei bleibt's. Manche wollen zwar durch Jesum Christum Vergebung der Sünden erlangen, aber nicht von ihren Sünden ablassen. Andere möchten gern selig werden, aber sie theilen ihr Herz zwischen Gott und der Welt und nehmen Rücksicht auf Weltehre und Weltfreundschaft, und was Vater und Mutter, Weib und Kind, Bruder und Schwester dazu sagen werden, wenn sie Christen würden. Noch Andere möchten in's Himmelreich eingehen, aber sie scheuen die Schmach und Verachtung, den Haß und die Feindschaft, die sie von Seiten ihrer Landsleute bei dem Uebertritt zum Christenthum trifft. Dann giebt es auch Selbstgerechte, die, im Stolz und Hochmuth ihres Herzens, nichts von der Gerechtigkeit Jesu Christi, die ihnen Gott aus Gnaden schenken will, wissen wollen.

Ein Muhammedaner sagte einst: „Wenn ich durch Jesum soll selig werden, so will ich gar nicht selig werden.“

Ein anderes großes Hinderniß bei der Ausbreitung des Christenthums sind die vielen Vorurtheile, die man zu überwinden hat. Gar oft werden die Leute durch das schon bekannte falsche Gerücht erschreckt, daß die, welche unsere Bücher annehmen, später mit Gewalt zu Christen gemacht werden. Oder es sagt ein feindseliger Hindu zu denen, welche dem Missionar zuhören: „Nehmt euch in Acht, daß eure Namen nicht angeschrieben werden, um euch späterhin zu Christen zu machen; denn diese Leute (Missionare) sind klug, wo Urdu gelesen wird, vertheilen sie Urdubücher, und wo die Leute nur Hindiu verstehen, haben sie Hinduibücher.“

Auch das Klima des Landes und das Kastenwesen der Hindus erschwert den Verkehr mit dem Volke in einem außerordentlichen Maße. Bei der großen Hitze kann der Europäer in Oberindien während des größten Theils des Jahres fast zu keiner andern Zeit als des Morgens und des Abends, etwa zwei Stunden außerhalb des Hauses auf den Straßen und Märkten der Stadt verweilen und ist nachher den ganzen Tag vom Volke getrennt. Selbst die Eingebornen vermeiden es, wie schon anderwärts erwähnt, sich der Tageshitze auszusetzen; der Europäer muß um so mehr auf seiner Hut sein. Nur in der kalten Zeit kann der Missionar ohne Gefahr für seine Gesundheit sich fast den ganzen Tag im Freien aufhalten.

Was das Kastenwesen anbetrifft, so übt dies einen ungeheuren hemmenden Einfluß auf die Missionsthätigkeit aus und hält den Hindu von Jedem entfernt, der nicht seines Gleichen ist. Der Hindu achtet und fürchtet den Europäer seiner Macht und Klugheit wegen, aber er verabscheut ihn

und hält ihn im höchsten Grade für unrein, weil er Alles ißt und trinkt, selbst das Fleisch der Kuh, die er für heilig hält. Eines Tages erzählte ein Pandit meinem Collegen, daß ein Hindu ihn gefragt habe, wie es denn möglich sei, in das Haus des Padri zu gehen, ohne sich zu verunreinigen. Als der Pandit ihn versicherte, daß er sich bei ihm nicht verunreinige, erwiderte Jener, das ließe sich nur so erklären, daß er (der Pandit) ein Brahmane sei, und ein so großer und heiliger Mann sich nicht so leicht verunreinigen könne, aber ein Mann von niedriger Kaste dürfe solches nicht wagen. Indessen fügte der Pandit hinzu, auch für die Brahmanen wäre es nicht gut, viel mit den Padri's umzugehen, denn auch sie verlören dadurch ihre Heiligkeit und ihr Ansehen. Der Pandit, der in der Freischule der kirchlichen Missionare in Benares erzogen war, lachte über solche Thorheit, aber dessenungeachtet beobachtete er doch die Religionsgebräuche der Hindus bis ins Kleinste. Als mein College ihn fragte, warum thust du das? antwortete er ihm: Damit ich meine Ehre und Ansehen im Volke nicht verliere. Man giebt mir zu essen, man küßt mir die Füße, man ehrt mich auf jede Art und Weise. Dies Alles würde nicht sein, wenn ich die Gebräuche der Hindus verließe.

In anderen Ländern lebt der Missionar sich ganz in das Volk hinein. Er besucht die Heiden in ihren Hütten, arbeitet mit ihnen auf dem Felde, unterrichtet sie in den verschiedenen nützlichen Dingen und wird überall mit Freuden aufgenommen, dagegen in Indien kann er fast gar nicht unter das Volk kommen. Wenn der Missionar den Hindu besucht, so darf er nur bis in die Verandah (Vorhalle) des Hauses gehen, höchstens erlaubt man ihm in ein leeres Zimmer zu treten. Dann kommt der Hausvater oder ein an-

derer Mann der Familie und spricht mit ihm, aber zur Familie selber wird er nicht zugelassen, und so kann er nie sehen, wie es eigentlich in den Häusern zugeht. Jeder Hindu sucht Alles sorgfältig zu vermeiden, damit durch den Eintritt des Europäers nichts befleckt werde, und er keine Nahrungsmittel und Kochgefäße berühre. Mein College ging eines Tages in die Hütte unseres Dieners, der ein Wäscher war, weil das Dach seiner Wohnung baufällig war. Unversehens kam er dem Platze, wo das Kochgeschirr und andere Sachen standen, nur ein klein wenig zu nahe. Da schrie der Mann, er möchte sich diesem Platze nicht nähern, denn Alles würde sonst verunreinigt. Wie kann man nun dem Volke nahe treten, wenn man nicht in die Familie kommen darf? Wenn aber auch hin und wieder ein Hindu in unser Haus kommt, mit dem wir frei sprechen können, so ist das nicht genug. Denn was der Missionar in dem Herzen des Mannes etwa aufbaut, das reißt die Frau, die in der Regel viel abergläubischer und dem Götzendienst mehr als der Mann ergeben ist, daheim wieder nieder, weil sie nie etwas von Christo hört.

Es bleibt also dem Missionar in Ostindien, um eine Verbindung mit dem Volke zu unterhalten, nichts weiter übrig, als daß er des Morgens und des Abends auf die Straßen der Stadt geht und dort mit den Leuten spricht. Doch dann steht er nicht da, wie der Missionar in andern Ländern als der geehrte und geliebte Freund, der es gut mit dem Volke meint, sondern als der Unreine, der gekommen ist, um die Leute zu verführen. Will er einen Brahmanen anreden, so muß er oft einige Schritte zurücktreten, um jenen nicht zu verunreinigen. Manche der Brahmanen und Hinduheiligen halten sich, wenn sie mit dem Missionar reden,

sogar ein Tuch vor dem Munde, damit sein Athem sie nicht berühre und verunreinige. Will der Missionar ihnen ein Buch geben, so wird er nicht selten ersucht dasselbe erst einem andern Hindu zu übergeben oder irgendwo hinzulegen, wo sie es dann auf- und annehmen. Ja, nicht selten sprechen auch die Leute selbst aus der niederen Kaste: „Wir nehmen keine Bücher an, denn durch eure Bücher werden wir unrein".

Auch mit den Muhammedanern hält es schwer zu verkehren. Sie sehen ebenfalls den Europäer für höchst unrein an. Wie oft muß der Missionar nicht hören, daß die Europäer Schweinefleisch essen, das in ihrem Koran streng verboten ist. Er bringt sie aber dadurch zum Stillschweigen, daß er ihnen sagt, wenn wir auch Schweinefleisch genössen, was in unserm kalten Lande der Gesundheit nicht nachtheilig sei, so thäten wir doch nicht wie sie unreine Werke. Essen und Trinken verunreinige überhaupt nicht den Menschen, wohl aber das, was aus dem Munde herauskommt, als Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, falsche Zeugnisse, Lästerung u. s. w.

Die Muhammedaner blicken auf den Europäer mit feindseligen Augen, weil sie früher die Herren des Landes waren, jetzt aber durch die Engländer ihre Herrschaft verloren haben. Nicht selten sagten sie mir: **„Tum ne hamára mulk ehhín liya"** „Du hast uns unser Land genommen." Ich brachte sie aber dadurch leicht zur Ruhe, wenn ich ihnen im Gleichniß vom Herrn und seinem Haushalter vor Augen führte, daß Gott der Herr dieses Landes ist, und die Fürsten nur seine Haushalter sind. Zuerst hätten die Hindu- und dann die Muhammedaner-Fürsten das Regiment des Landes gehabt, weil sie aber nicht ihre Schuldigkeit gethan, das Land nicht recht verwaltet und viele Ungerechtigkeit be-

gangen hätten, so habe ihnen Gott das Regiment abgenommen und jetzt die Leitung und Regierung des Landes den Engländern übergeben, und wenn diese nicht seinem Willen gemäß handeln und das Wohl der Unterthanen befördern, so würden auch sie ihre Herrschaft verlieren.

Aber nicht nur die Eingebornen, sondern auch viele Engländer legen dem Missionar in seiner Missionsthätigkeit manches Hinderniß in den Weg. Wie oft wird nicht in Ostindien in christlichen Blättern gegen Engländer, die sich bei heidnischen Festen betheiligen, Klage geführt. Im Jahre 1845 waren beim Fest der Göttin Durga in Calcutta in einem einzigen Hause mehr als 300 Europäer gegenwärtig, und einer von ihnen führte mit zwei Weibern zu Ehren der Göttin Tänze auf und belustigte dadurch die Zuschauer. Wenn nun auch kein Europäer sich wissentlich beim Götzendienst betheiligen will, so halten doch die Hindus ihre Gegenwart und ihre Theilnahme an den Festlichkeiten für eine wirkliche Ehrenbezeugung und Anbetung ihrer Götter. Wenn Schiffer eine Reise auf dem Ganges unternehmen, so pflegen sie dem Flusse ein Opfer zu bringen und bitten sich vom Europäer, der das Boot gemiethet hat, ein Geschenk aus. Viele Engländer geben dergleichen Geschenke mit der größten Bereitwilligkeit, nicht ahnend, daß dadurch das Volk in seinem Irrthum bestärkt wird. Auch beim Besuch der heidnischen Tempel verlangen die Brahmanen ein Geschenk. Die meisten Engländer geben dies, ohne sich etwas dabei zu denken, die Hindus aber sehen solche Gaben als Opfer für ihre Götzen an. Die Christen sollten deshalb in einem Heidenlande sehr auf ihrer Hut sein, damit sie allen Anstoß und Aergerniß vermeiden und den Götzen auch nicht im Entferntesten Ehre erweisen. Außerdem schaden viele

Europäer der Ausbreitung des Christenthums auch durch ihren unmoralischen Wandel. Gar oft sagen die Eingebornen dem Missionar, gehe, bekehre erst die Christen und dann komm zu uns. Die so leben, sind freilich nur Namenchristen und werden einst schwere Rechenschaft abzugeben haben.

In der That die Hindernisse, welche der Missionsthätigkeit in Ostindien entgegentreten, sind größer als die meisten Missionsfreunde erwarten. Der Herr aber kann sie überwinden und wird es auch zu seiner Zeit thun, wie er's an manchem Orte und in so manchem Herzen bereits gethan hat. Dazu hat er auch selbst das Verlangen nach Erlösung in den Herzen der Heiden angeregt, wie es sich in den Wallfahrten, Waschungen, Büßungen und den andern Dingen kund thut.

Leider giebt es bis jetzt nur Wenige, welche dem Himmelreiche Gewalt anthun, um dasselbe an sich zu reißen. Wenn aber Jemand den Wunsch äußert Christ zu werden, dann treten dem Missionar neue Schwierigkeiten entgegen. Er möchte nicht abstoßen und die Taufe nicht zu lange hinausschieben, aber andererseits auch vor unlautern Mitgliedern bewahrt bleiben, die nachher unter den Heiden Aergerniß anrichten. Da der Missionar den Charakter der Hindus, die voll Lug und Betrug sind, kennt, so drängen sich ihm unwillkürlich die Gedanken auf, meint der Eingeborne, der um die Taufe bittet, es auch aufrichtig und redlich? Hat er nicht irdische Vortheile im Auge? Will er nicht unterstützt sein? Es ist in Ostindien wirklich sehr schlimm, daß man fast alle eingeborne Christen am Anfange auch erhalten muß. Wenn sie um die Taufe bitten, so bitten sie in der Regel auch um ihre Versorgung, und sie haben nicht ganz unrecht. Denn wer sorgt für sie und ihre Familie, wenn sie Christen geworden sind, wenn es nächst Gott der Missionar nicht thut?

Sie werden ja von ihren Verwandten und Bekannten ausgestoßen, und Niemand unter den Hindus giebt ihnen Gelegenheit etwas zu verdienen. Noch immer geht das Wort des Herrn in Erfüllung: „Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Es wird sein der Vater wider den Sohn, und der Sohn wider den Vater, die Mutter wider die Tochter und die Tochter wider die Mutter, die Schwieger wider die Schnur und die Schnur wider die Schwieger.“ (Matth. 10, 34. Luc. 12, 53.)

Ein Hindu auf unserer Station, der innerlich von der Wahrheit des Christenthums überzeugt war und Lust hatte Christ zu werden, zögerte deshalb mit dem Uebertritt zum Christenthum, weil er gefunden hatte, daß unter den Christen (die Hindu machen anfänglich keinen Unterschied zwischen wahren und falschen Christen, zwischen Gläubigen und Ungläubigen) wenig Liebe zu finden sei. Wenn er Christ würde, meinte er, würden ihn die Heiden hinausstoßen, und die Christen würden sich seiner vielleicht auch nicht annehmen, dann sei er ganz verlassen.

Gesetzt aber der Missionar ist im Stande alle Bedenken einer schwer angefochtenen Seele nicht nur zu entfernen, sondern auch dem zum Uebertritt sich Meldenden in der ersten Zeit zu seinem Fortkommen behülflich zu sein: so wird es doch für ihn nicht leicht, solchen Personen Unterstützung zu versprechen, denn die Prüfung wird dadurch ungemein erschwert. Einst meldete sich bei uns ein Hindu zur Taufe, der schon von einem andern Missionar getauft war. Ein Anderer war ein Hindu-Heiliger und schien es aufrichtig zu meinen. Sobald es aber bekannt wurde, daß er Christ werden wolle, bestürmten ihn seine Glaubensgenossen und baten ihn, er möchte doch nicht seine Kaste verderben und

Christ werden und machten ihm allerhand Versprechungen; wenn er aber Christ geworden wäre, würde ihn Niemand achten, und er würde auch keine Opfergaben mehr bekommen. Er aber antwortete ihnen: „Könnt ihr meinem Herzen Ruhe und Frieden verschaffen? Was ich suche, steht in unseren Religionsbüchern nicht geschrieben. Ich suche den Weg zur Seligkeit, und den habe ich allein in dem Christenbuch gefunden; darum muß ich zum Padri gehen.“ Aber die Versuchung und Anfechtung war für ihn doch zu groß. Denn als er bereits einige Zeit christlichen Unterricht erhalten hatte und nahe daran war getauft zu werden, gelang es den Feinden ihn in seinem Entschluß wankend zu machen. Eines Tages lief der Mann mit der ihm geschenkten Kleidung, die wir ihm gaben, damit Andere ihn in seinem Hindu-Heiligen-Anzuge nicht anbeten möchten, davon.

Unter den obengenannten Hindernissen und Schwierigkeiten im Missionsleben kann der Leser sich leicht denken, daß in dem Heidenlande nicht schnelle Erfolge zu erzielen sind, wie man's wohl gern wünschte. Diese stehen ohnehin in keines Menschen, sondern nur in Gottes Macht. Denn es liegt nicht an Jemandes Rennen oder Laufen, sondern an Gottes Gnade und Erbarmen, wenn Einer ein Christ wird.

Die frohen Hoffnungen in Betreff der Siege des Christenthums über das Heidenthum werden in Ostindien, wenn dort der Verkündigung des Evangeliums auch alle Thüren offen stehen, nur langsam und allmählig verwirklicht. Der Missionar möchte gern etwas Freudiges berichten, aber dies wird ihm bei allem Fleiß und aller Treue im Amte oft lange versagt, ja manchmal gar nicht gewährt. Diese Erfolglosigkeit ist die schwerste Prüfung, die ein Sendbote im Missionsleben zu bestehen hat.

Manche denken in der Heimath, daß wenn der Missionar unter den Heiden mit der frohen Botschaft von der Erlösung so durch Jesum Christum geschehen ist, auftritt, diese gleich mit Freuden an das Evangelium glauben und sich vom Götzendienst lossagen werden. Dies ist nur selten der Fall. Der Missionar besucht den Bazar, aber täglich stößt er auf dieselbe Kälte und Gleichgültigkeit und denselben Widerstand. Die Einwürfe der Gegner werden zwar widerlegt und überwunden, aber diese nicht gewonnen. Er vertheilt Traktate und Exemplare der heiligen Schrift, aber dieselben werden oft gar nicht gelesen, ja nicht selten als unnützes Papier verbraucht, oder Manche lesen darin, um nur Widersprüche zu entdecken und dem Missionar Verlegenheit zu bereiten. Er bietet den Kindern Gelegenheit in der Schule Gottes Wort und andere nützliche Dinge zu lernen, aber der geringste Umstand erweckt Verdacht und Mißtrauen bei den Eltern, was dem gedeihlichen Fortgang der Schule sehr hinderlich ist. Es melden sich Manche bei ihm zur Taufe, aber die Unlauterkeit der Gesinnung bleibt ihm nicht lange verborgen.

Wer sollte sich unter diesen Umständen noch wundern, daß die stete Wiederkehr derselben traurigen Erfahrungen den Missionar recht muthlos macht? Wie ein Landmann, wenn er sein Feld in der rechten Weise bestellt hat, nach der Frucht ausschaut, so ist es nicht mehr als natürlich, daß auch der Arbeiter im Weinberge des Herrn die Frucht seiner Arbeit erwartet. Aber wenn Monate ja Jahre vergehen und fast Niemand auf sein Wort achtet und von Grund seines Herzens frägt, „was soll ich thun, daß ich selig werde?“ und das Arbeitsfeld ein steinernes und hartes bleibt, und gar keine Frucht zum Vorschein kommen will, da will ihm

oft der Muth entfallen. Nur die Gewißheit, daß der Herr ihn zum Missionsdienste berufen und auserwählt hat, und daß die reine Liebe ihn bewogen sich demselben zu widmen, hält ihn in seinem schweren Berufe aufrecht, und der Glaube an Gottes Verheißung: „Das Wort so aus meinem Munde geht, soll nicht wieder leer zurückkommen, sondern thun, das mir gefällt und soll ihm gelingen, dazu ich's sende" (Jes. 55, 11.) stärkt ihn und läßt ihn seine Arbeit getrost fortsetzen. Wenn aber der Missionar sich seines Missionsberufs nicht gewiß ist, und wenn ihm die Liebe zur Sache und der Glaube an Gottes Verheißung fehlt, da wird er gewiß für die Länge auf dem Missionsfelde nicht aushalten können, sondern wird gern diese Thätigkeit Andern überlassen. Es sollte sich darum Niemand dem Missionsdienste widmen, der nicht vorher die Sache reiflich im Gebet vor dem Herrn überlegt hat, wozu wir auch im Gleichniß vom Thurmbau und vom Kriegführen, aufgefordert werden. (Luc. 14, 28—33.)

9. Erfolg der Missionsthätigkeit in Ghazipur.

Wenn in Ostindien der Umsturz des Heidenthums auch an vielen Orten vorbereitet ist, und das Evangelium dort manchen herrlichen Sieg über den Hinduismus und Muhammedanismus davon getragen hat, so vergehen doch in der Regel erst mehrere Jahre, ehe der gute Same, den man ausgestreut hat, aufgeht. Dies ist besonders da der Fall, wo man einen noch ganz unbearbeiteten Boden findet.

Was den Erfolg unserer Thätigkeit anbetrifft, so wurde uns nicht das große Glück zu Theil, irgend einen Heiden mit Ausnahme von 9 Waisenkindern durch die Taufe der

christlichen Kirche einzuverleiben. Dessen ungeachtet ist unsere Arbeit nicht vergeblich gewesen. Wir durften manche erfreuliche Zeichen von der Empfänglichkeit der Heiden für die Heilswahrheiten, und ebenso auch von ihrer Liebe und Anhänglichkeit an uns, wahrnehmen. Unsere Arbeit war auf unserer Station Ghazipur eine Bahn brechende für Andere, die uns nachfolgten und bereits manche Früchte eingeerntet haben. Wäre es uns darum zu thun gewesen Eingeborne, welche Christen werden wollten, zu taufen, so hätte es uns dazu nicht an Gelegenheit gefehlt. Wir mußten aber, weil viele Missionare traurige Erfahrungen gemacht hatten, und weil gerade auf die ersten eingebornen Christen die Augen aller Heiden und Muhammedaner gerichtet sind, vorsichtig sein, damit der Name Jesu Christi unter dem heidnischen und abgöttischen Volke nicht stinkend werde, wenn die, welche bekennen einer bessern und reineren Religion anzugehören, einen unlautern und anstößigen Lebenswandel führen. Doch gehen wir auf das Einzelne etwas näher ein.

Bei der öffentlichen Predigt war der Widerspruch und die Feindschaft gegen das Wort Gottes allmählig fast ganz verschwunden. Die Feinde sahen, daß sie immer wieder und wieder überwunden und ihre Irrthümer und die Bosheit ihres Herzens blos gestellt wurden. Gewöhnlich machten sie ihrem Herzen durch Schimpfworte Luft, und gingen dann davon. Wir konnten darum in der letzteren Zeit denen, welche das Wort Gottes anhören wollten, das Evangelium in Ruhe verkündigen. Die geringe Klasse des Volks zeigte sich sehr dankbar für die Botschaft des Friedens. Manche der Heiden, welche die Süßigkeit des Evangeliums zu kosten anfingen, es aber übersahen, daß der Mensch nur ein Werkzeug der göttlichen Gnade ist, fielen manchmal vor

mir nieder und wollten mich anbeten, und boten mir kleine Gaben als Opfer an. Ich wehrte ihnen dies natürlich und machte sie darauf aufmerksam, daß ich ebenso ein sündiger Mensch wie sie sei, und ebenfalls eines Heilandes und Seligmachers bedürfe.

Beim Vertheilen der Bücher hatten wir Gelegenheit zu sehen, wenn auch manches Exemplar der heiligen Schrift und mancher Traktat von den Feinden des Christenthums vernichtet wurde, daß Viele der Eingebornen sie gern annahmen und darin lasen, wodurch wir ermuthigt wurden in dieser Arbeit fortzufahren. Auch aus unseren Schulen sind Viele hervorgegangen, die mit der christlichen Religion bekannt geworden sind. Es hat dem Herrn zwar nicht gefallen, uns sichtbare Erfolge zu zeigen, daß das Wort Gottes sich an den Herzen der Jugend als eine Kraft zur Seligkeit bewiesen hat, doch sind wir überzeugt, wenn das Samenkorn des göttlichen Wortes auch in den jugendlichen Herzen lange schlummern sollte, es später hie und dort aufgehen werde.

Bei unsern Reisen nach den Städten und Dörfern unseres Distrikts trafen wir oft Eingeborne, die schon in Ghazipur von uns das Evangelium gehört hatten. Diese begrüßten uns herzlich und freuten sich, uns wieder zu sehen. Manche auf die das Wort Gottes einen heilsamen Eindruck gemacht hatte, suchten mir ihre Liebe und Dankbarkeit dadurch zu beweisen, daß sie mir Holz zum Kochen oder Milch und andere Dinge brachten.

Unter den Dorfbewohnern gab es leider noch Viele, welche das Evangelium noch nicht gehört hatten und auf die „unbefleckte Menschwerdung“ zum Wohl der Menschheit sehnlichst warteten. Dies hatte darin seinen Grund, daß wir in Ghazipur die ersten Missionare waren, zudem arbei-

teten wir drei Brüder nur kurze Zeit zusammen, und zuletzt war ich ganz allein auf unserer Station. Wenn nun der Leser bedenkt, daß unser Distrikt etwa 2 Millionen Einwohner zählte, so wird es ihn nicht befremden, daß eine große Anzahl Heiden das Wort vom Kreuz noch nicht vernommen hat.

10. Ein Sonntag auf einer indischen Missionsstation.

Während die Heiden am Sonntage in den Straßen und Gassen der Stadt kaufen und verkaufen, und ihren irdischen Geschäften nachgehen, begeben sich die eingebornen Christen, alle reinlich und nett gekleidet, nach dem Gotteshause, und die Verheiratheten nehmen ihre kleinen Kinder mit sich. In Zügen sieht man die Kinder aus den Waisenhäusern und Kostschulen, die Knaben mit ihren weißen oder hellfarbigen Turbanen und langen weißen, baumwollenen Obergewändern, die Mädchen dagegen entweder ganz weiß in Mousseline oder mit hübsch gemustertem inländischem Zeuge, nach Landessitte gekleidet, zu zwei und zwei mit ihren Lehrern und ihren Lehrerinnen voran, zur Kirche gehen. Männer, die, so lange sie Heiden oder Muhammedaner waren, ihre Kopfbedeckung beim Betreten der heidnischen Tempel oder Moscheen aufbehielten, dafür aber ihre Schuhe oder Sandalen als ein Zeichen der Achtung auszogen, pflegen als Christen nach der Anordnung der Missionare ihren Turban oder ihr Käppchen abzunehmen und das Gotteshaus mit ihren Schuhen zu betreten. Manche aber, die keine Schuhe besitzen, lassen ihre Sandalen draußen stehen.

Die Kirchen haben statt der Glasfenster Jalousie-Läden, welche die Sonne abhalten und die Luft einlassen, oder

man findet in manchen Kirchen beides zusammen, damit man, je nach der Witterung und Jahreszeit, seine Vorkehrungen treffen kann. Empore sieht man keine, aber in der heißen Jahreszeit bemerkt man in Oberindien in den Kirchen von der Decke an 2 — 3 langen Stricken große Fächer herabhängen, welche von Eingebornen gezogen werden, weil sonst der Schweiß zu allen Poren reichlich hervordringt. Manche der eingebornen Christen pflegen einen Handfächer zu haben. Statt der Kirchenstühle findet man lange Bänke von Rohr. Der Boden ist mit indischen Matten bedeckt. Die Männer sitzen auf der einen und die Frauen auf der andern Seite.

Der Gesang beginnt meist nach englischen, auf deutschen Missionsstationen manchmal auch nach deutschen Melodien. Die Sprache ist in Oberindien entweder bengalisch oder hindustanisch. Beim Gebet knieet Alles nieder. Auf den Missionsstationen der englischen Kirche wird die Liturgie, welche man in die Landessprache übersetzt hat, etwas verkürzt vorgelesen, und die Gemeinde fällt an den betreffenden Stellen mit den Responsorien ein. Missionare der englischen Dissenters oder von der schottischen, amerikanischen und anderen Missionsgesellschaften haben den Gottesdienst, wie es in ihrer Heimath gebräuchlich ist, eingerichtet.

Nach der Liturgie oder dem Gebet folgt wieder ein Gesang und darauf die Predigt. Während der Missionar predigt, ist Alles Aug' und Ohr, um von den großen Thaten Gottes zu hören und dadurch den Glauben zu stärken und zu befestigen. Einige junge Leute haben Papier und Bleistift zur Hand, um den Text und die Theile der Predigt aufzuschreiben, damit sie Nachmittags in der Bibelstunde über das gehörte Wort Antwort geben können.

Zuweilen kommen in die Kirche oder Kapelle auch Hei-

den herein, um die neue Botschaft zu hören. Dort steht ein Mann mit seinem Kinde, das auf der Hüfte des Vaters ruht. Hier ist ein Krämer mit einem Bündel Kleider unter dem Arme, und dort in einiger Entfernung erblickt man eine Hindufrau, die ihren Marktkorb auf dem Kopfe hat. Einige stehen, so lange es ihnen gefällt, und gehen dann ihres Weges, Andere bleiben bis der Gottesdienst zu Ende ist, der mit Gebet und Gesang schließt.

Krucifixe findet man in keiner evangelischen Kirche in Oberindien. Es wäre auch sehr zu mißbilligen, wenn selbst die deutschen Missionare, die in ihrer Heimath daran gewöhnt gewesen sind, Krucifixe in den protestanischen Kirchen zu sehen, je auf die Idee kämen, dieselben in die indisch-christlichen Gemeinden einzuführen. Es würde dadurch dem Götzendienst ein großer Vorschub geleistet, möchte man auch noch so viel Erklärungen geben, daß das Krucifix uns nur an Jesum Christum den Gekreuzigten erinnern soll. Denn auf solche Weise rechtfertigen die Hindus auch die Anbetung ihrer Götzen. Aber auch um der europäischen Christen, der Engländer willen, die dort die Mehrzahl bilden und Herrn des Landes sind, ist es nicht wünschenswerth, daß Krucifixe in Indien, in den evangelischen Kirchen, aufgestellt werden, weil sie daran großen Anstoß und Aergerniß nehmen. Wenn der Apostel Paulus den Römern räth, um derer willen, die sich ein Gewissen daraus machen Fleisch zu essen, lieber auf den Genuß des Fleisches Verzicht zu leisten, als den schwachen Bruder zu ärgern, (Röm. 14, 21.) so gilt gewiß dasselbe auch vom Krucifix, obgleich wir es für uns in unserm Lande zum Segen unserer Seele gebrauchen können. Wenn man in Indien selbst eine evangelisch-lutherische Kirche gründen wollte, so müßte aus den angeführten Gründen das

Krucifix dort fern bleiben, denn die lutherische Kirche besteht doch eigentlich in reinem Wort und Sakrament und nicht in solchen äußeren Dingen, die zu uns aus der katholischen Kirche herüber gekommen sind.

11. Ueber das Verhalten der evangelischen Mission zum indischen Kastenwesen und Muhammedanismus.

Bei dem großen Eifer für die Bekehrung Indiens ist dann auch bald die Frage über die Stellung der Kirche und der christlichen Mission zu dem Kastenwesen in den Vordergrund getreten. Am Anfange der evangelischen Mission in Indien duldete schon Missionar Ziegenbalg kein Kastenwesen unter den bekehrten Hinduchristen, dagegen andere Missionare, z. B. Schwarz und Guericke, glaubten, da sie die Kaste noch nicht als ein Riesenbollwerk des Heidenthums erkannt hatten, sie müßte mit Schonung behandelt werden. Wenn der Hindu auch vor der Taufe nicht die Kaste breche, so würden doch allmählig durch den christlichen Einfluß die Uebelstände, welche mit dem Kastenwesen verbunden sind, schwinden. Sie wollten den Eingebornen den Uebertritt zum Christenthum dadurch, daß sie die Kaste zu brechen hätten, nicht zu schwer machen. Aber die Hoffnungen und Erwartungen jener tüchtigen Missionare gingen nicht in Erfüllung. Im Gegentheil, es machten sich in den christlichen Gemeinden aus den Eingebornen, wo das Kastenwesen geduldet wurde, viele Uebelstände geltend. Das Kastenwesen blieb in denselben in seiner ganzen Kraft stehen und obgleich bereits 100 Jahre vergangen sind, so hat doch das Princip der Scheidung zwischen Rein und Unrein in ihnen stets fortgewuchert. Es entstanden daher die ern=

steſten Bedenken bei den ausgezeichnetſten Miſſionaren, und es haben ſich nun im Verlauf der Zeit unter den Sendboten der evangeliſchen Kirche zwei Parteien gebildet, ſolche, die der ſtrengen und ſolche, die der laxen Praxis huldigen.

Die Miſſionare, welche der ſtrengen Praxis zugethan ſind, wozu alle Sendboten der engliſchen, ſchottiſchen, amerikaniſchen, Basler und Goßnerſchen Miſſion gehören, verlangen von dem Eingebornen, welcher Chriſt werden will, daß er durchaus die Kaſte breche. Dies geſchieht vornämlich durch Eſſen und Trinken mit den Chriſten und ſolchen Perſonen, die einer anderen Kaſte, oder einer anderen Religion angehören, wodurch die Hindus und Muhammedaner ſich zu verunreinigen meinen. Wer mit den Chriſten ißt, wird ſowohl aus der Familie, als aus der Kaſte geſtoßen und für unrein gehalten. Dagegen kann ein Eingeborner noch ſo viel mit Chriſten verkehren und ſelbſt gräuliche Sünden begehen, ſo hat er dadurch nicht die Kaſte gebrochen und ſeine Religion verletzt, ſondern wird noch immer als ein wahrer Hindu und Muſelmann angeſehen. Wer daher mit den Chriſten nicht ißt und trinkt, zeigt, wenn er auch eine noch ſo gute chriſtliche Erkenntniß und allem Anſchein nach einen rechtſchaffenen Wandel zu führen ſcheint, daß er noch innerlich dem Hinduismus und Muhammedanismus anhängt; die Miſſionare wollen deshalb einen handgreiflichen Beweis dafür haben, daß der Hindu es mit der Entſagung des Götzendienſtes und mit dem Verlangen nach der Taufe es wirklich aufrichtig meint, weil ſonſt große Täuſchungen vorkommen.

Ich ſelbſt lernte einen Muhammedaner auf einer deutſchen Miſſionsſtation am Ganges kennen, welcher getauft

war, aber unter allerhand Vorwänden nicht zum Abendmahl ging, weil er fürchtete, durch Essen und Trinken mit den Missionaren sich zu verunreinigen, und vom Tische seiner noch muhammedanischen Familie ausgeschlossen zu werden.

So nothwendig es daher ist, daß vor der Taufe die Kaste gebrochen wird, welche Maßregel sich überall als heilsam gezeigt hat, so giebt es leider doch einige Missionare, die von der Leipziger Missionsgesellschaft, welche die laxe Praxis, obgleich sie sehr große Uebelstände in den Missionsgemeinden hervorgerufen hat, in Anwendung bringen. Diese dringen nicht auf Abschaffung der Kaste, sondern lassen dieselbe auch innerhalb der christlichen Gemeinde noch fortbestehen. Ihr Ziel geht nur darauf hinaus, daß die Kaste durch das Christenthum geheiligt werden möchte. Dieses hatte aber zur Folge, daß nicht nur Spaltungen zwischen den verschiedenen Missionsgesellschaften eintraten, sondern auch die Gemüther der Neubekehrten in einer bedenklichen Weise verwirrt wurden.

Die Uebelstände des Kastenwesens äußerten sich in den christlichen Gemeinden aus den Heiden in Südindien, wo man es fortbestehen läßt, in folgender Weise: Die Christen aus den höheren Kasten weigern sich mit den Leuten aus der niederen Kaste z. B. mit den Schudr's und Paria's zusammenzusitzen, und wollen daher in der Kirche einen besonderen Platz haben, um sich nicht durch Andere zu verunreinigen. Die Knaben, die in den Schulen und Anstalten christlich erzogen und herangebildet werden, fordern Trennung von den Niederern und streiten sich mit den Lehrern über die Höhe der Scheidewand, die sie von den Anderen trennen soll. Eingeborne Missionare und Gehülfen, welche die Kaste beim Christwerden nicht aufgegeben haben, wollen nicht in

die Häuser einer niederen Kaste eintreten, um dort das Netz des Evangeliums auszuwerfen; sie scheuen auch die nähere Berührung mit bekehrten Hindus von niederer Kaste am Krankenbette, um nicht von den höheren Kastenchristen ausgestoßen zu werden; dagegen nehmen sie nicht Anstand, den Verkehr mit ihren Kastengenossen, die noch Heiden sind, ruhig fortzusetzen. Während sie diese für rein halten, wird der getaufte Hindubruder, der durch das Blut Jesu Christi rein gewaschen ist, ja selbst der europäische Missionar, indem sie mit ihm nicht essen und trinken wollen, als unrein angesehen. Werden diese Leute über ihr Verhalten zur Rede gestellt, so werden sie unbotmäßig und unwillig gegen ihre Obern. In der Gemeinde selbst reißt anarchisches Wesen immer mehr ein. Ja, die Kastenchristen wagen sogar den Unterschied von Rein und Unrein bis zur Feier des heiligen Abendmahls zu tragen. Die Christen aus den höheren Kasten wollen nicht aus dem Kelch trinken, aus dem vorher ein Schudr oder Paria getrunken hat, damit sie sich nicht verunreinigen; sie fordern daher einen Kelch für jede Kaste oder wenigstens, daß erst nach den höheren Kasten die Pariar's trinken sollen.

Diese traurigen Zustände, die in einigen christlichen Gemeinden der Eingebornen in Südindien eingeschlichen sind, veranlaßten den Dr. Wilson, Bischof von Calcutta, mit Zuziehung der Missionare von den verschiedensten Gesellschaften, zu einer gründlichen Untersuchung des Kastenwesens. Das Ergebniß war, daß in der Kirche mit der Kaste ganz gebrochen werden müsse, weil sie mit dem Christenthum unverträglich und ein Hauptbollwerk des Heidenthums sei. An diesem Grundsatz halten, wie schon oben angeführt, auch alle Missionare der verschiedenen Missionsgesellschaften fest, wäh-

rend die der Leipziger Missionsgesellschaft demselben entgegen treten und ihn als einen gesetzlichen, nicht evangelischen verwerfen. Eine Verständigung in dieser Sache, welche Erstere mit den Letzteren versuchten, blieb jedoch fruchtlos, weil die Leipziger Missionare die Einladung zu einer Conferenz hierüber glaubten nicht annehmen zu dürfen.

Es liegt klar am Tage, daß das jetzige indische Kastenwesen in dem Christenthum durchaus nicht geduldet werden darf. Diejenigen, welche der Kaste allen Vorschub leisten, führen für das Bestehen derselben in der Kirche Indiens manche Gründe an. Man sagt, „die christliche Mission mache auf diese Weise schnellere Fortschritte, es werden mehr Heiden bekehrt, und man dürfe ihnen die enge Pforte nicht noch enger machen". Dagegen ist aber einzuwenden, daß es in der Mission nicht auf Mehrung der Namenchristen, sondern nur auf wahre Bekehrungen ankommen kann. Der Grund auf dem ein Haus aufgeführt wird, muß fest und sicher sein, sonst stürzt nachher das ganze Gebäude zusammen. Auch spricht für diese Behauptung die Erfahrung, daß die Brahmanen da am häufigsten zum Christenthum übertreten, wo von vornherein mit der Kaste vollständig gebrochen wird. Die Brahmanen müssen nämlich bei ihrem Uebertritt zum Christenthum in jedem Falle, mag die Kaste in der Gemeinde gelten oder nicht, ihren besondern Priesterstand, d. h. ihre Kaste als etwas mit dem Christenthum und dem christlichen Priesterstand schlechthin Unverträgliches, aufgeben; sie ziehen es deshalb vor, in solchen Gemeinden zum Christenthum überzutreten, wie z. B. in Bengal und Hindustan, wo die Missionare keine Kaste dulden, als in solchen, wo die ihnen gegenüberstehenden unreinen Kasten ihr Wesen beibehalten. Für den Fall aber, daß das Bestehen der Kaste den Ueber-

tritt zum Christenthum auch wirklich erleichtern sollte, so darf dieselbe doch niemals in der christlichen Kirche geduldet werden, weil sie den Geist des Hochmuths und des Stolzes nährt. Man sagt ferner: „Der evangelische Weg sei nicht der gesetzliche. Dieser gehe von Außen nach Innen, der evangelische (lutherische) gehe aber von Innen nach Außen unter möglichster Schonung der hergebrachten Ordnung. Der Weg den die reformirten Missionare einschlagen, sei der gesetzliche.“ Zur Widerlegung dieser Behauptung verweisen wir aber auf Ziegenbalg, der ein Lutheraner und doch ein entschiedener Gegner des Kastenwesens war, sowie in unseren Tagen auf viele andere evangelische Missionare, die dem lutherischen Bekenntniß zugethan sind. Auch das Wort Gottes dringt von Außen nach Innen, und wirkt Buße, Bekehrung und Heiligung, welche eng mit einander verbunden sind, letztere tritt aber von Innen nach Außen hervor. Die Heiligung kann aber nur dann wachsen, wenn sie auf wahrem lebendigem Glauben beruht, der nothwendig die Buße über alles ungöttliche Wesen, auch über die indische Nationalsünde vorangehen müsse. Soll die Buße eines Hindu für aufrichtig gelten, so muß er die Kaste, in welcher der Eine als rein, der Andere als unrein angesehen wird, als etwas Ungöttliches und Unchristliches aufgeben. Wer aber mit der Kaste nicht bricht, derselbe zeigt, daß es ihm mit der Buße und Heiligung kein Ernst ist, und darf darum nicht getauft werden. Endlich sagt man, „es sei zwar wahr, daß das Kastenwesen sociale Zerrüttung bringe, das aber seien nur höchstens sittliche Uebelstände; das religiöse Leben könne trotzdem gedeihen.“ Dagegen streiten jedoch sehr viele Thatsachen. Denn es kann nicht genug hervorgehoben werden, daß alle Eingebornen, wenn sie zum Glauben gekommen

und auf den Tod Jesu Christi getauft sind, sich als Glieder eines Leibes anzusehen haben, als solche, die da gereinigt sind durch das Blut des Lammes und geheiligt durch ein und denselben Geist. Jeder getaufte Hindu hat das Recht, als rein angesehen zu werden, und dieses Recht darf Niemand ihm streitig machen. Wenn Jakobus schon die Bevorzugung der Reichen in den Gottesdiensten und die Hintenansetzung der Armen hart tadelt, wie viel mehr würde er die Zulassung des Gegensatzes von Rein und Unrein in der Kirche als „bösen Unterschied" bezeichnen? Dem Petrus erscholl das Wort von oben: „Was Gott gereinigt hat mache du nicht gemein." (Apost. 10. 15.) Und Paulus sagt: „Wie Viele euer getauft sind, die haben Christum angezogen." (Gal. 3, 27.) Aehnlich redet er vom heil. Abendmahl, als dem Mahl heiliger Gemeinschaft, wenn er spricht: „Der gesegnete Kelch, welchen wir segnen, ist der nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Das Brot, das wir brechen, ist das nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi? Denn Ein Brot ist's, so sind wir viele Ein Leib; dieweil wir Alle Eines Brotes theilhaftig sind." (1 Cor. 10, 16. 17.) Wer hat nun das Recht beim Hinblick auf diese wichtigen Schriftstellen sich noch herauszunehmen den Unterschied zwischen Rein und Unrein in der christlichen Gemeinde zu dulden, ja sogar zu fixiren?

Das Kastenwesen darf daher unter keinem Umstande in der christlichen Kirche geduldet werden, denn es steht 1) im Widerspruch mit der Lehre von der Schöpfung als der Abstammung Aller von Einem Blute; 2) mit der christlichen Lehre von der Sünde, wo die gleiche Sündhaftigkeit und die gleiche Reinigungsbedürftigkeit Aller ausgesprochen wird; und endlich 3) läugnet es die wesentliche Gleichheit der Erlösten

und verunehrt die Kraft der Erlösung Christi, und macht so die Kirche als Liebesgemeinschaft ganz unmöglich.

12. Charakteristik der eingebornen Christen.

Wie es in einem Christenlande schwache und starke Christen giebt, solche, die viele Mängel haben, und solche, die sich durch herrliche Tugenden auszeichnen, so ist dies um so mehr im Heidenlande, wo christliche Gemeinden erst aus dem Heidenthum herausgesammelt werden, der Fall. Wie im Reiche der Natur Alles einer allmähligen Entwickelung unterliegt, so ist dies auch im Reiche der Gnade. Wird Jemand ein wahrer Christ, so ist er nicht sogleich ein vollendeter Heiliger, er jagt aber der Heiligung nach, ohne welche Niemand den Herrn schauen kann.

Die Eingebornen sind im Anfange, wenn sie dem Missionar auch Beweise ihrer wahren Bekehrung gegeben haben und als Erwachsene getauft werden, doch nur Kinder im Christenthum, mit denen man viel Geduld und Nachsicht haben muß. Denn es kleben ihnen, wenn sie auch dem Götzendienst und allem ungöttlichen Wesen von Herzen entsagt haben, da sie im Heidenthum aufgewachsen sind, noch lange viele Mängel und Gebrechen an. Wenn man aber sieht, daß sie es treu und aufrichtig meinen, dem Herrn gern dienen und ihn lieben möchten, so lernt man die Last miteinander tragen. Besonders im Heidenlande erlangt man das rechte Verständniß von manchen Stellen in den Briefen des Apostels Paulus, die er an christliche Gemeinden aus den Heiden geschrieben hat.

Jeder bekehrte Hindu ist ein mächtiges Zeugniß von

der Kraft des Evangeliums. Wenn Jemand zum Glauben an Jesum Christum gekommen ist und um die Taufe bittet, so weiß er, daß er aus der Kaste und Familie gestoßen wird und oft all' seiner Rechte und Ansprüche verlustig geht. Ich selbst lernte einen Mann kennen, der, um das Himmelreich zu gewinnen 100,000 Gulden um seines Glaubens willen daran gegeben hat. Sobald die Angehörigen merken, daß Einer aus ihrer Mitte Christ werden will, so lassen sie es nicht an Bitten, Ermahnungen und Drohungen fehlen, um ihn von diesem Schritt zurückzuhalten, und es kommen dabei oft herzzerreißende Scenen vor; oder sie bieten Alles auf, um ihm die Welt recht lieb zu machen, und den Abtrünnigen wieder zu gewinnen. Bleibt aber dies erfolglos, so trifft den gläubigen Hindu oder Muhammedaner Spott und Hohn, Haß und Verfolgung, und es geht das Wort des Herrn in Erfüllung, wenn er spricht: „Und müsset gehasset werden um meines Namens willen; und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein." (Matth. 10, 22—36.) Und hat ein solcher Mann wirklich die Taufe empfangen, so wird über ihn geweint, als über einen Todten. Wie groß und mächtig muß nicht die Gnade sein, wenn ein Hindu oder Muselmann den Muth hat, Alles aus Liebe zu Christo daran zu geben, und Vieles über sich ergehen zu lassen, um das ewige Leben zu gewinnen! Welch' eine große Standhaftigkeit muß der Herr nicht einer solchen Seele schenken, damit sie allen Versuchungen und Verfolgungen, denen sie Preis gegeben ist, trotz bieten kann!

Wir dürfen uns deshalb nicht wundern, daß bei der Ausbreitung des Christenthums im Heidenlande, zuerst nur Wenige, die Starken, hervortreten, und sich durch die Taufe der christlichen Gemeinde einverleiben lassen, während gewiß

Viele, die von der Thorheit des Götzendienstes überzeugt und vom Geist des Christenthums angefaßt sind, scheinbar im Heidenthum zurückbleiben. Wie zur Zeit des großen Abfalls in Israel Elias nicht der Einzige war, der den Herrn fürchtete, sondern Gott sich 7000 erwählt hatte, die vor Baal nicht ihre Kniee beugten: so werden gewiß auch in Indien eine große Anzahl sein, die vom Missionar unbemerkt bleiben und einst vor dem Throne des Lammes stehen und mit ihm dessen Loblied anstimmen werden.

Ist ein Hindu oder Muhammedaner von ganzem Herzen Christ geworden, so zeigt sich zur Freude des Missionars in seinem Wesen eine große Veränderung, die der Geist Gottes in ihm gewirkt hat. Während er früher in seinem Kastenstolz bei den Kranken und Elenden, die nicht seiner Kaste oder Religion angehörten, kalt und gleichgültig vorüberging, um sich nicht zu verunreinigen, übt er jetzt barmherzige Samariterliebe. Statt des Hochmuths und der Selbstsucht nimmt jetzt in seinem Herzen die Demuth und Freigebigkeit Platz, und es entwickelt sich bei ihm ein Wohlthätigkeitssinn, indem er überall der Noth, wo sie ihm entgegen tritt, nach Kräften abzuhelfen sucht. Als die französische Mission in Folge der letzten Revolution in Frankreich in Gefahr war aufgegeben zu werden, wenn man ihr nicht von außerhalb zu Hülfe käme, da steuerten auch die eingebornen Christen zur Fortsetzung der Mission sehr reichlich bei. Kurz es zeigen sich bei ihnen alle christlichen Tugenden.

Die eingebornen Christen haben ein großes Verlangen, wie es auch nicht anders sein kann, ihren Landsleuten von der Gnade, die ihnen zu Theil geworden, zu verkündigen. Die, welche sich für den Missionsdienst eignen, werden als Lehrer, Katecheten und Nationalgehülfen angestellt, und Viele

von ihnen arbeiten in großem Segen. Ich selbst hatte Gelegenheit einen ausgezeichneten Nationalgehülfen kennen zu lernen. Die eingebornen Gehülfen können sich in vieler Beziehung nützlicher beweisen, als der europäische Missionar, weil sie die Sprache, die Sitten und Gebräuche und die Religion ihrer Landsleute besser kennen, als jene. Dazu kommt, daß die Eingebornen gegen ihre Landsleute mit weniger Vorurtheil erfüllt sind als gegen Europäer. Es wird aber vielleicht noch längere Zeit hingehen, ehe den eingebornen Nationalgehülfen eine selbstständige, unabhängige Stellung wird anvertraut werden können, weil ihr Charakter durch den langen Druck sehr geschwächt ist. Für Jetzt bedürfen noch alle eingebornen Christen der Oberaufsicht eines europäischen Missionars; nur wenige machen eine Ausnahme davon.

13. Kurzer Ueberblick über den religiösen Zustand der Bewohner Indiens und über die Erfolge der Mission daselbst.

Wenn wir auf den religiösen Zustand der Bewohner Indiens sehen, so wird uns Vieles zur Trauer und zum Mitleid über das Volk, aber auch Vieles zum Lob und Dank gegen den Herrn stimmen, der dort bereits Großes gethan hat.

Blicken wir auf die Schattenseiten Indiens, so finden wir, daß der Götzendienst mit all' seinem Aberglauben und all' seinen empörenden Handlungen noch die Religion dieses Landes ist. Pantheisten verhöhnen noch die Gottheit, indem sie ihr fast jede schlechte That, die begangen werden kann, zuschreiben; das Beispiel der Götter befleckt noch die Gemüther des Volks und giebt ihm die irrigsten

und verderblichsten Begriffe der Sünde. Die Tyrannei der Brahmanen knechtet noch den Sinn der Eingebornen und fast die ganze weibliche Bevölkerung ist noch in der tiefsten Unwissenheit versunken und wird in den entehrendsten Fesseln gehalten. Die Kaste übt noch ihren höchst verderblichen Einfluß auf ihre Mitglieder aus, indem sie in ihnen alle Regungen der Liebe unterdrückt, allen Unternehmungsgeist tödtet und Stolz erzeugt. Noch tragen die Hindus in Bengal ihre Kranken und Sterbenden an die Ufer des Ganges und verstopfen ihnen Mund und Ohren mit Schlamm, und versenken sie in die Fluthen. Tausende werden auf diese Weise umgebracht, und die Angst des Todes bei Zehntausenden erhöht. Falschheit, Meineid und jede Art von Verbrechen häufen noch fortwährend die Schuld auf die Häupter des Volks und schreien um Rache zum Himmel. Kurz für den nicht tiefer schauenden Beobachter scheint Alles in Indien noch wie vor Jahrtausenden zu sein; denn der Brahmaismus und Muhammedanismus übt seine Herrschaft noch über Millionen aus, die zur Verherrlichung Gottes geschaffen sind.

Doch sehen wir auch auf die Lichtseiten des Landes, auf die glücklichen Erfolge, die der Herr durch seine Knechte bereits erreicht hat, welche nicht mit Feuer und Schwert gegen die Bollwerke des Satans, gegen das Heidenthum, kämpfen, sondern mit dem Schwert des Geistes, nämlich mit dem Worte Gottes und mit Gebet, indem sie das Evangelium verkündigen, und den Herrn der Heerschaaren um Segen und Gedeihen anrufen: so tritt uns viel Erfreuliches entgegen.

Die Religion sowohl der Hindus, als die der Muhammedaner ist bis in ihren innersten Grund erschüttert, und

wird von Jahr zu Jahr immer tiefer untergraben. Davon zeugt auch die letzte Militairrevolte im Jahre 1857, welche, wie es scheint, nur ein gewaltsamer, verzweifelter und letzter Versuch der Selbsterhaltung des Volkes war, um die traurigen Folgen auch auf dem religiösen Gebiete von sich abzuwenden.

Allenthalben, wo Missionare auftreten, wird das Volk irre an seinem heidnischen Glauben. Die Hindus werden überzeugt, daß ihr Götzendienst Thorheit, und ihre Religion und Alles, was sie bis jetzt für heilig und wahr gehalten haben, Lug und Betrug ist; die Muhammedaner dagegen lernen es immer mehr einsehen, daß ihre Lehren, auf die sie bisher ihr ganzes Vertrauen setzten, falsch sind, und darum das Herz unbefriedigt gelassen haben. Dem Götzendienst und den Priestern wird ein geringerer Grad von Verehrung gezollt; der Prunk und die Ausgaben für die heidnisch-religiösen Feste haben in letzterer Zeit beträchtlich abgenommen. Das Volk lacht über die Thorheit und Albernheit des Götzendienstes und bekennt, daß ihre Götter gelogen, betrogen, gestohlen, Mord, Ehebruch, Hurerei und Blutschande getrieben haben. Viele Brahmanen zeigen einen Widerwillen gegen die Beschäftigung in den Tempeln, weil die Einkünfte des Götzendienstes zu ihrem Unterhalt nicht mehr ausreichen. Die Fesseln der Kaste fangen an, sich allenthalben zu lösen, besonders an den Orten, wo ein großer Verkehr mit Europäern stattfindet. Die Wallfahrtsörter sind nicht mehr so zahlreich wie früher besucht, und die Einwürfe gegen das Evangelium werden immer seltener. Viele kommen zwar hervor, um zu streiten und zu zanken, weil sie in ihrer fleischlichen Sicherheit aufgeschreckt sind, ob sie nicht die Religion, welche sie preisgeben sollen, noch aufrecht halten können; aber es giebt

auch genug solche, welche aus Verzweiflung alle Versuche zur Vertheidigung des Götzendienstes aufgegeben haben, ihn auf dem Wege öffentlicher Beweisführung zu stützen. Doch kommen auch viele Hindus und Muhammedaner zum Missionar, um sich mit der neuen Lehre und dem Wege zur Seligkeit näher bekannt zu machen. Kurz überall nimmt man einen bedeutenden Fortschritt auf dem indischen Missionsgebiete wahr, was den Muth der Missionare und aller Missionsfreunde nicht wenig beleben sollte, im Werke des Herrn getrost fortzufahren und geduldig auf mehr Frucht zu warten.

Früher wurden die Missionare von der Regierung verhindert, sich in Ostindien niederzulassen, jetzt treten dort Hunderte von Boten mit der Predigt des Evangeliums auf und werden allenthalben, wenn auch nicht unmittelbar von der Behörde, doch von ihren Beamten in ihren Missionsunternehmungen reichlich unterstützt. Früher fanden die Missionare höchst selten Eingeborne, welche geneigt waren, sie anzuhören, indem sie glaubten, schon durch das Anhören des Evangeliums sich zu verunreinigen, jetzt finden sie überall sowohl in den Städten, als in den Dörfern, auf den Märkten, wie auf den Straßen und Gassen eine Menge Zuhörer, welche der Predigt vom Reiche Gottes aufmerksam zuhören. Früher konnte man höchst selten Exemplare der heiligen Schrift und Traktate unter das Volk vertheilen, indem Niemand dieselben annehmen wollte, aus Furcht, daß es ihm schaden könnte, und nahm man sie an, so wurden sie oft bald zerrissen und weggeworfen; jetzt dagegen hat man Gelegenheit, Tausende von Büchern und Traktaten unter das Volk zu bringen, und man erfährt, wenn auch noch hie und da Mißbrauch mit ihnen getrieben wird, daß gar Mancher einen guten Gebrauch davon macht. Jedermann ist geneigt, nach

kürzerer oder längerer Zeit seine Vorurtheile fahren zu lassen und ein Buch von dem Missionar anzunehmen. Jung und Alt, Reich und Arm zeigt ein großes Verlangen, mit unseren religiösen Büchern bekannt zu werden.

In früherer Zeit wollte es den Missionaren gar nicht gelingen, eine Schule zu errichten, und wenn es geschah, konnten sie die Kinder zum Schulbesuch nur dadurch bewegen, daß sie ihnen monatlich 2, 3—6 Rupien gaben; jetzt dagegen braucht man es höchstens nur bei Mädchen zu thun. Denn allenthalben ist der Wunsch der Eltern, der Jugend eine bessere Erziehung zu geben, und sie freuen sich, wenn ihre Kinder in den Wissenschaften unterrichtet werden. Wo das Mißtrauen der Eingebornen gegen den Missionar zum Theil geschwunden ist, und die Heiden den Nutzen der Missionsschulen erkannt haben, werden diese sehr stark besucht. Tausende von Kindern werden dort im Christenthum unterrichtet und die göttlichen Wahrheiten werden tief in ihre Seele gepflanzt. In diesen Schulen hat man jetzt seine Lust und Freude. Die Hindukinder lassen sich bald überführen, daß Brahma, Wischnu, Mahadeo, Ram, Krischn, Ganga und dergl. keine Götter sind, und die Knaben der Muhammedaner erkennen die Lüge und den Irrthum ihrer Religion. Wollen einige Schüler als Vertheidiger des Götzendienstes und der falschen Lehren Muhammeds auftreten, so werden sie bald zum Stillschweigen gebracht und selbst von den anderen Kindern ihrer Thorheit wegen ausgelacht.

Es ist noch nicht sehr lange her, daß das ganze Land fast nur mit Götzentempeln und Moscheen bedeckt war, während jetzt an vielen Orten die Siegeszeichen des Christenthums, als Kirchen und Kapellen, zu finden sind. Auf allen Missionsstationen, wo Missionare eine ziemliche Zeit beschäftigt gewe-

sen sind, haben sich, bereits kleine christliche Gemeinden gebildet, welche wie ein Salz der Erde wirken und mehr oder weniger ihren wohlthätigen Einfluß auf die sie umgebende Bevölkerung ausüben. Und wie dort sich ihre Arbeit erfolgreich erwiesen hat, so werden dieselben Wirkungen auch an andern Orten hervorgebracht, sobald sie in Angriff genommen werden. Die Zahl der eingebornen Christen beläuft sich bereits auf etwa 120,000. Mag sie auch gering sein gegen die vielen Millionen Heiden, die noch in der Finsterniß und Blindheit ihres Herzens dahingehen, so ist sie doch ein gutes Unterpfand dafür, was der Herr in Zukunft dort noch thun wird.

Vor nicht sehr vielen Jahren zeigte das gemeine Volk in Sachen der Religion eine große Unwissenheit, und es kannte kaum die ersten Grundsätze der natürlichen Religion; jetzt aber ist es anders. Das Volk kennt unser Neues Testament und ist bis zu einem gewissen Grade mit den Hauptwahrheiten des Evangeliums und seiner Anforderung vertraut geworden. Vieles davon gefällt ihm so gut, daß Manche glauben, es sei ein Theil ihres eigenen Systems und können sich nicht erinnern, wo sie es herhaben. Viele Schüler, welche in den Schulen der Missionare erzogen sind, würden die Wahrheit der christlichen Religion besser vertheidigen können, als mancher gebildete Christ in dem protestantischen Deutschland oder England. Es wird jetzt nur auf eine allgemeine Ausgießung des heiligen Geistes über die Bewohner Indiens gewartet, damit dort Schaaren der Kirche des Herrn einverleibt werden.

Alle Eingebornen Indiens haben das Vorgefühl von einer großen Umwälzung auf dem sittlichen Gebiete. Nach einer alten Prophezeihung in den heiligen Büchern erwar-

ten sie in unserm Zeitalter den gänzlichen Sturz ihres bestehenden Religionssystems, und das Ueberhandnehmen einer ganz neuen Ordnung der Dinge. Die Bemühungen der Missionare haben sehr viel dazu beigetragen, auf die Eingebornen den Eindruck zu machen, daß eine neue Ordnung der Dinge bereit sei. Oft sagen sie dem Missionar: „Ihr habt unser Land genommen, und so werdet ihr auch den Sieg über unsere Religion davon tragen; denn, wie die Götter nicht im Stande gewesen sind, uns unser Land zu erhalten, so werden sie auch den Untergang unserer Religion nicht verhindern können.“

Ueberall wo wir hinsehen, erfahren die Zustände in Indien durch die Mission eine immer größere Umwälzung, die nicht wenig auch durch den Verkehr mit den Europäern und durch die Einführung der europäischen Cultur gefördert wird. Auch die Uebersetzung und Vertheilung der heil. Schrift, so wie die vielen Traktate, welche von Tausenden gelesen werden, helfen mächtig die irrthümlichen Begriffe des Volkes in Betreff Gottes, seiner Eigenschaften und seines geoffenbarten Willens zu verbessern. Die Kirchen und Kapellen, wo die Eingebornen eine reine Gottesverehrung sehen, wirken sehr günstig auf das Volk ein. Ja auch die Bemühungen der Presse und die Verbreitung selbst weltlicher Kenntnisse beschleunigen ebenfalls den Sturz des Heidenthums. Denn die Irrthümer und Widersprüche der Schasters und anderer heiligen Bücher werden immer mehr aufgedeckt und freiere Ideen und Anschauungen gewinnen unter dem Volke Eingang. Und da die Brahmanen nicht mehr die bevorzugte Klasse sind, aus der Staatsdiener genommen werden, sondern die englische Regierung jedem Hindu aus irgend einer Kaste, wenn er nur Fähigkeiten besitzt und die Prüfung bestanden

hat, ein Amt giebt; so verlieren Erstere immer mehr an Ansehen. Auch die Eisenbahnen, welche jetzt in Indien eingeführt sind und von den Eingebornen fleißig benutzt werden, müssen nothwendig die Verdienstlichkeit der Wallfahrten, die eigentlich zu Fuß gemacht werden sollen, untergraben, und die Kaste läßt sich nun durch den engen Verkehr mit Andern nicht mehr aufrechthalten. Anfänglich wollten die Hindus von dem neuen Verkehrsmittel nichts wissen, denn die Priester waren demselben nicht gewogen; sobald sie aber das Vorurtheil überwunden hatten, sind sie selbst leidenschaftliche Passagiere geworden.

Da nun Viele von den Hindus sehen, daß das Heidenthum zu stürzen im Begriff ist, sich aber noch nicht entschließen können mit demselben zu brechen und dem Glauben ihrer Väter zu entsagen, und dafür das Christenthum anzunehmen: so wollen Manche das grobe System des Götzendienstes, welches dem aufgeklärten Volke nicht recht zusagt, ihm schmackhaft machen. Einige gelehrte Brahmanen sind aus gänzlicher Verzweiflung, das Religionssystem der Hindus in seiner alten Form aufrecht zu halten, bemüht, jetzt ein verfeinertes System hineinzupfropfen, das vorzüglich aus den unverwerflichen Theilen der Vedas hergenommen ist, ein System, gemäß welchem die Anhänger desselben bloß den Gott der Natur ohne alle sinnliche Darstellung verehren sollen. In Calcutta und andern großen Städten Indiens hat sich ein Verein gebildet, der den Namen „Jung Bengal“ oder „Jung Indien“ führt und bereits Tausende von Mitgliedern zählt. Es gehört demselben besonders die mehr geachtete Klasse der Eingebornen an. Diese haben sich von den Schranken des Hinduismus, dem Kastenwesen und der Enthaltung von gewissen Speisen und Getränken losgesagt, indem sie mitein-

ander an einer Tafel speisen, ja selbst mit Muhammedanern und Europäern Rind- und Schweinefleisch essen und dem Genuß von Bier, Wein und Branntwein fröhnen; auch beobachten sie nicht mehr die Ceremonien und Gebräuche des Götzendienstes. Es sind dies meistens Leute, die in den Schulen der Regierung oder in den der Missionare erzogen worden sind, und welche keinen Widerspruch und keine Drohung von ihren alten Glaubensgenossen fürchten.

Die Vorschläge, welche aus der Mitte der Hindus zu einer Reformation des Hinduismus gemacht werden, weil ihnen die Unhaltbarkeit ihrer Religion durch den Schein, den das Licht des Evangeliums über ihre Länder wirft, offenbar geworden, sind folgende:

1. Alle Menschen müssen Gott aufrichtig anbeten. 2. Sie müssen für ihres Nächsten Wohl sorgen, wie für ihr eignes. 3. Alle Gebräuche — ausgenommen diejenigen, welche mit der Einsetzung der Brahmanen in ihr Amt, mit Heirathen und Begräbnissen zusammenhängen, müssen abgeschafft werden. 4. Bei allen religiösen Handlungen muß die Landessprache gebraucht werden. Wer Lust hat lerne Sanskrit, aber es ist kein Grund vorhanden, warum die, die es nicht verstehen, es bei religiösen Handlungen gebrauchen sollen. 5. Jedermann muß die Freiheit haben, hinsichtlich der Aeußerlichkeiten der Religion zu handeln, zu sprechen und zu schreiben, wie er will. 6. In Angelegenheiten der Religion und in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen sollen Männer und Frauen gleich viel gelten; das würde Wittwen und Erwachsenen das Recht in die Hand geben, sich zu verheirathen. 7. Sittliches Leben muß höher geachtet werden als religiöse Ceremonien. Die Letztern gelten jetzt am meisten, aber das muß aufhören. Die Weiber sollen nicht glauben, daß sie

ihre Sünden abbüßen können, wenn sie in Procession um den Pipalbaum herumgehen. 8. Der Gebrauch sinnloser Aussprüche muß aufgegeben werden. 9. Keine Klasse von Menschen darf mit Verachtung behandelt werden; es darf keinen Kastenstolz geben. 10. Die Vaterlandsliebe muß gepflegt werden, für des Vaterlandes Wohl muß man sorgen. 11. Jeder wähle den Beruf, der ihm zusagt. 12. Die gesellschaftlichen Unterschiede müssen blos auf Tugend und Verdienst, nicht auf Geburt begründet sein. 13. Für die Verbesserung der Lage der Landbauer muß gesorgt werden, sollte dies auch nöthigenfalls mit Gewalt geschehen. 14. Den Befehlen des Herrschers gebührt Gehorsam, wie den geoffenbarten Geboten Gottes. 15. Alle müssen darnach streben, sich Kenntnisse und Bildung zu erwerben, und die Menschen müssen unablässig damit beschäftigt sein, die Bekümmerten zu trösten, den Kranken Arznei zu reichen, die Unwissenden zu belehren, den Armen Geld zu geben, ein Jeder nach seinem Vermögen. Endlich 16. Alle müssen die Wahrheit zu ihrem Panier machen und alle Handlungen, die der Wahrheit zuwider sind, müssen gemieden werden. Die Wahrheiten der Wissenschaft müssen unermüdlich erforscht und verbreitet werden. Und alle Menschen haben das Recht sich mit Erwerbung dieser Kenntnisse zu beschäftigen.

Auf diese Weise glaubt man, dem Hinduismus eine Gestalt zu geben, die haltbarer sein soll.

So weisen alle Umstände in Indien, wenn man dieselben mit Sorgfalt und Aufmerksamkeit betrachtet, darauf hin, daß die Tage des Hinduismus gezählt sind. Die Hindus wissen, daß das uralte System des Aberglaubens verurtheilt ist, zu fallen, ehe wenige Geschlechter vergehen. Eine große Anzahl sind in der Hauptstadt Indiens bereit, sobald sich

nur eine günstige Gelegenheit darbietet, dem Hinduismus zu entsagen, dem sie nur jetzt aus Furcht vor Schande zugethan sind. Wird aber das heidnische System durch's Christenthum, oder durch ein System kalten und herzlosen Unglaubens ersetzt werden? Gott verhüte, daß das Letztere geschehe! Doch es müssen große Anstrengungen gemacht werden, um das Unglück zu verhüten. O, daß die christliche Kirche sich erheben und thätig sein möchte in diesem entscheidenden Zeitpunkt und verhindern möchte, daß der Unglaube sich über jenes Land verbreite!

Wie kann aber dies Uebel abgewandt werden? Dadurch, daß die evangelische Kirche das Christenthum dort in größerem Umfange verbreitet und die Zahl der Arbeiter im Weinberge des Herrn vermehrt. Welche Verantwortlichkeit ruht auf den Missionsgesellschaften! Alle sollten das Werk, das sie in Indien begonnen haben, nicht nur verfolgen, sondern auch erweitern. Sie sind dies schuldig sowohl den Männern, welche sie dorthin gesandt haben, ihre Pläne zu vollführen, und auf ihre Unterstützung rechnen, als auch den Heiden, welche sie nur so weit erleuchtet haben, ihren Mangel zu fühlen, doch nicht genug, um ihn zu beseitigen und das jetzige System zu zerstören und dafür ein besseres zu begründen. O, daß keine Missionsgesellschaft es jemals beschließen möchte, an den Orten, wo die Fahne des Kreuzes Christi einmal aufgepflanzt gewesen und geweht hat, sie wieder niederzureißen, und daß es den Gesellschaften nie an Mitteln fehlen möge, ihre Missionsbestrebungen mit zunehmenden Kräften fortzusetzen, bis die Fahne mit der Engelsbotschaft: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" überall aufgerichtet ist. Fürwahr, es giebt wohl kein günstigeres Land für eine Missionsunter-

nehmung als Ostindien. Denn während man in andern Ländern sich oft mühsam erst eine Missionswirksamkeit suchen muß, und der Missionar manchen äußern Gefahren preisgegeben ist, kann er dort, wo etwa 180 Millionen Einwohner unter dem britischen Scepter leben und unzählige Stämme und Nationen fast eine Verfassung haben, zu allen Zeiten und an jedem Orte sicher und ungehindert das Evangelium verkündigen und die Missionsarbeit ruhig fortsetzen. Es sollten darum in Ostindien, wo der Herr eine große Thür aufgethan hat, recht viele Missionsgesellschaften thätig sein.

14. Das Aufgeben der ostindischen Mission.

Das Jahr 1848, in welchem große Umwälzungen in vielen Ländern Europas stattfanden und bewährte Institutionen sich auflösten, ist auch für die ostindische Mission unserer Gesellschaft und somit auch für mein Leben von großer Bedeutung und Entscheidung gewesen. Wie von jener Zeit ab sich noch so viele Nachwehen im kirchlichen, politischen und bürgerlichen Leben herschreiben, so muß auch ich die traurigen Folgen von dem Aufgeben der Mission, welche in jenem Jahre stattfand, bis heute noch schwer empfinden.

Die Erfolglosigkeit, mit der wir auf unserer Missionsstation Ghazipur zu kämpfen hatten, ist für die Missionsfreunde in der Heimath gewiß ein Grund schwerer Sorge gewesen, wie auch wir, die wir uns mitten im Kampfe mit den gewaltigen Mächten der Finsterniß befanden, die uns in dem Hinduismus und Muhammedanismus entgegen traten, darunter nicht minder seufzten. Wie es unsere Pflicht war, hielten wir gleich von Anfang an der Gesell=

schaft nichts zurück, sondern berichteten ihr treulich, wie sich überall die Zustände auf dem Missionsgebiete gestalteten. Wir machten sie darauf aufmerksam, daß nach der Erfahrung aller Missionsgesellschaften wohl längere Zeit vergehen würde, ehe wir sichtbare Erfolge aufzuweisen hätten. Dessen ungeachtet fehlte uns auch unter diesen Umständen nicht der Muth die Arbeit im Glauben an die Verheißung des Herrn, daß sein Wort nicht leer zurückkommen soll, fortzusetzen; denn wir hatten die gewisse Hoffnung, daß die ausgestreute Saat schon zu ihrer Zeit aufgehen und reiche Früchte tragen würde. In der Heimath aber entfiel vielen Missionsfreunden der Muth, die Mission in Ostindien, welche viel Geduld und Ausdauer bedarf, aufrecht zu halten. Zuletzt verlor auch die Missionsgesellschaft ihre Freudigkeit, das in Gottes Namen begonnene Werk dort fortzuführen. Dies wurde bei ihr hauptsächlich durch Folgendes veranlaßt: Meine beiden Mitarbeiter glaubten durch bloße Predigt ohne festgegründete große Schulen und Waisenhäuser nichts Dauerndes erreichen zu können. Sie wünschten daher, daß die Gesellschaft, wenn sie ihnen zur Begründung dieser Anstalten nicht die nöthigen Mittel gewähren könnte, ihre Mission daselbst aufgeben möchte, ihnen aber gestatten in den Dienst einer englischen Gesellschaft zu treten. Ich dagegen war der Ansicht, da keine Missionsgesellschaft sich in derartige Verbindlichkeiten einläßt, die Missionsarbeit in Ghazipur wie bisher durch Predigt und durch Schulen fortzusetzen, doch letzteres nur so weit, als es uns die Mittel, die wir durch Subscription von den Engländern unserer Station erhielten, gestatteten. Was aber das Waisenhaus anbetrifft, so war eine solche Anstalt auf unserer Station nicht unbedingt nothwendig, indem in der Nähe von uns, in Benares, die Mis-

sionare der Londoner und kirchlichen Missionsgesellschaft große Waisenhäuser hatten, welche die Waisenkinder, die wir ihnen zuschickten, gern annehmen würden.

Unsere Gesellschaft konnte die Forderung der Brüder nicht erfüllen, glaubte aber auch auf meinen Vorschlag, wodurch die Fortsetzung der Mission ausführbar gewesen wäre, nicht eingehen zu dürfen. Da nun bald darauf die traurigen Zustände im Vaterlande hinzukamen, wo in Folge der Revolution Handel und Gewerbe stockten und dadurch die Einnahme unserer Gesellschaft bedeutend verringert wurde, so faßte sie den Beschluß die Mission in Ostindien aufzugeben und ihre Mittel und Kräfte nur auf die afrikanische Mission, die immer weitere Ausdehnung gewann, zu verwenden. Im Monat Juni 1848 erhielten wir die Anzeige von der Aufgabe der ostindischen Mission und zugleich die Weisung uns entweder einer Gesellschaft in Indien anzuschließen, oder auf einen Ruf nach Afrika gefaßt zu sein.

Da ich das Aufgeben der ostindischen Mission nicht erwartet hatte, traf mich der Beschluß der Gesellschaft am härtesten. Denn meine beiden Mitarbeiter hatten durch vorher getroffene Anstalten bereits Aussicht von der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft aufgenommen zu werden; ich dagegen hatte keine Hoffnung in Ostindien zu bleiben, wo ich gern die Missionsarbeit fortgesetzt hätte. Was den Uebertritt eines evangelischen Geistlichen zur englischen Kirche anbetrifft, so ist die Wiederordination damit verbunden nnd zwar als Diacon und als Priester. Das Erstere berechtigt den Geistlichen zum Predigtamte, das Letztere zur Verwaltung der Sacramente. Die englische Kirche hält nämlich an der apostolischen Succession fest und läßt nur die Weihe solcher Geistlichen gelten, welche dieselbe von einem Bischof, der sich in unmittelbarer

Reihenfolge der Apostel befindet, empfangen haben. Da sie Luther nur für einen Presbyter hält, so verwirft sie die Lutherische Ordination. Meine Collegen hatten keine Bedenken sich als Diaconen und Priester wieder ordiniren zu lassen und traten schon im Jahre 1849 in den Dienst der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft ein, während ich Gewissens halber mich der Wiederordination nicht unterziehen konnte.

Bei der Londoner Missionsgesellschaft war mein Gesuch von keinem günstigen Erfolg begleitet, und der amerikanisch-presbyterianischen Missionsgesellschaft konnte ich mich wegen ihres Glaubensbekenntnisses nicht anschließen, welches die strenge Prädestinationslehre enthält, die meiner Ueberzeugung zuwider ist.

Es blieb mir deshalb weiter nichts übrig, als nach Afrika zu gehen. Aber es boten sich mir bei der Versetzung in ganz neue Verhältnisse ebenfalls große Schwierigkeiten dar. Theils war meine Constitution durch den vieljährigen Aufenthalt in Ostindien geschwächt, während für Afrika kräftige Naturen erforderlich sind, theils war ich im Alter schon vorgerückt und die Erlernung einer fremden heidnischen Sprache wäre mir zu schwer gefallen. Ich bat daher die Gesellschaft mich doch in Ostindien zu lassen, wenn sie auch nicht die Mission dort fortführen wollte, da ich der indischen Sprache mächtig sei, mich an das Klima gewöhnt und das Volk kennen gelernt hätte; aber meine Bemühungen blieben zu meinem großen Bedauern fruchtlos.

Es vergingen bei der Correspondenz etwa 2 Jahre. Endlich erhielt ich die Nachricht, daß ich entweder nach Hause kommen oder auf Kosten der Gesellschaft nach Amerika gehen sollte, wo sie für mich, bis ich eine Thätigeit mit hinreichendem Auskommen gefunden, sorgen wollte. Ich entschloß mich

den Ruf nach Amerika, obgleich ich einen großen, inneren Widerwillen gegen die amerikanischen Zustände hatte, anzunehmen. Dort wollte ich unter den Deutschen, die aus Mangel an geistlicher Pflege in Gefahr sind, nicht nur zu verweltlichen, sondern sogar in's Heidenthum zu versinken, thätig sein. Es kostete mir viel Gebet und Seufzer mich in den Willen des Herrn und seine dunklen Wege zu fügen. Denn da ich mich dem Missionsberuf aus innerem Herzensdrang gewidmet hatte, so fiel es mir äußerst schwer meine Arbeit, die ich über Alles liebgewonnen, jetzt daran geben zu müssen und von Ostindien, das durch meinen vieljährigen Aufenthalt mir zur zweiten Heimath geworden war, fortzugehen. Aber es half nichts, alle Bande sollten gelöst werden, wo ich durch Gottes Gnade noch viele Jahre hätte thätig sein können. Wäre ich krank oder leidend gewesen, daß dadurch meine Abreise unbedingt geboten wäre, so würde es mir leichter gefallen sein, nun aber, da ich damals im Besitz meiner vollen Gesundheit war, wenngleich durch den langen Aufenthalt in Ostindien etwas geschwächt, wurde es mir desto schwerer. Doch Gott half mir, daß ich zuletzt sprechen konnte: „Herr, Dein Wille geschehe!“

In unserm Hause wurden jetzt alle Vorkehrungen zur Abreise getroffen. Alle Hände waren geschäftig, Koffer und Kisten wurden gepackt. Mit schwerem Herzen verließen wir unsere Station Ghazipur und fuhren auf einem indischen Fahrzeuge den Ganges nach Calcutta hinunter, um uns dort nach New-York in Nord-Amerika einzuschiffen. Wir kamen am 22. December 1850 in Calcutta an und nahmen hier auf's Neue in dem Gasthause der Wittwe Baldwin, die mich schon bei meiner Ankunft in Ostindien freundlich aufgenommen, Logis.

Nach einem Aufenthalt von 14 Tagen gelang es uns ein Schiff, das nach New-York segeln sollte, zu finden, doch mußten wir, da es in den Docks war, um ausgebessert zuwerden, noch einige Wochen warten, ehe wir abreisen konnten.

IV.

Die Abreise vom Arbeitsfelde.

1. Abreise von Ostindien und Schiffbruch.

Am 10. Februar 1851 verließen wir Calcutta und begaben uns mit unsern vier Kindern an Bord des Washington. Eine 4 bis 5 Monat lange Seereise lag vor uns. Wie so Manches konnte sich während derselben zutragen. Da wir jetzt Ostindien, unsere zweite Heimath, verlassen mußten, und nach dem uns völlig fremden Amerika segeln sollten, so kamen wir uns wieder wie die Heimathlosen vor. Es war uns beim Abschied recht wehmüthig und schwer um's Herz, wir hatten aber die gute Zuversicht, daß Gott mit uns sein würde.

Wir traten unsere Seereise unter Kapitain Cole an. Das Schiff, auf dem wir segelten, war ein Dreimaster, 500 Tonnen groß. Die Schiffsmannschaft bestand aus dem Kapitain, 2 Officieren, 1 Proviantmeister, 1 Koch und etwa 16 Matrosen. Außer meiner Familie befanden sich noch 3 Passagiere an Bord.

Um unsern Weg zu beschleunigen, nahm der Kapitain ein Dampfschiff, welches unser Schiff bis nach Ketscheri zur

Mündung des Hugly, etwa 75 englische Meilen von Calcutta entfernt, bringen sollte. Dort am 11. früh angelangt entschloß sich der Kapitain auf den Rath des Lootsen das Dampfschiff bis Sandheads, noch etwa 75 englische Meilen weiter, bis in die hohe, offene See zu nehmen, weil die Schiffe der Windstille und ungünstigen Winde wegen zu dieser Strecke oft ein bis drei Wochen brauchen.

In der Nacht vom 11. zum 12. Februar gelangten wir auf die hohe See. Der Lootse und das Dampfschiff verließen uns. Unsere Reise ging mit stets günstigem Winde gut von Statten. Was unsere Kinder anbetrifft, so hatten sie wenig von der Seekrankheit zu leiden und gewöhnten sich bald an die Bewegung des Schiffes. Ueberhaupt kommen Kinder bei diesem Uebel leichter davon, als ältere Personen. Es machte uns Spaß sie balanciren und mit einem langen und kurzen Bein zur Erhaltung des Gleichgewichts gehen zu sehen. Eines Tages ging eins meiner Kinder, welches gegen 3 Jahr alt war, in die Speisekammer, die der Proviantmeister offen gelassen hatte. Dort bemerkte er an einem Faß — es war ein Syrupfaß — einen hölzernen Stöpsel. Erfreut darüber hörte man ihn rufen: **„lakri hai! lakri hai!“** d. i. hier ist ein Stück Holz! hier ist ein Stück Holz! er dachte, es sei etwas zum Spielen. Und bewegte dasselbe hin und her, bis er's losbekam. Während er damit spielte, kam der Syrup herausgeströmt, bedeckte ihn und den Boden, und er konnte durch das Ankleben seiner Schuhe nicht davon loskommen. Da er sich gefesselt glaubte, fing er an zu schreien. Der Proviantmeister eilte sogleich herbei, und befreite ihn aus seiner unangenehmen Lage.

Ein Paar Wochen darauf ereignete sich ein sehr ern=

ster Vorfall. Es war sehr schönes Wetter. Die See ging ruhig. Die Matrosen hatten verschiedene Arbeiten zu thun. Plötzlich hörte man auf dem Verdeck einen starken Fall. Was war geschehen? Augenblicklich eilte der erste Officier zum Kapitain und berichtete ihm, ein Matrose sei vom Mast auf das Vordertheil des Schiffes hinuntergefallen und allem Anscheine nach todt. Sogleich begab ich mich mit dem Kapitain dahin und dachte, der Mann könnte vielleicht noch durch einen Aderlaß gerettet werden, aber das Leben war ganz erloschen, nicht die geringste Spur davon war mehr vorhanden. Dieser Matrose, ein starker Mann, hatte sich beim Fallen vom Maste auf die eiserne Küche seinen Gehirnschädel gespalten und war daher gleich todt. Was ist doch der Mensch?! Er ist wie des Grases Blume; wenn der Wind vorüber gehet, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennt sie nicht mehr. Etwa zwei Minuten vorher, sah ihn meine Frau noch gehen. Er hatte auf dem Maste etwas zu thun, aber ein unvorsichtiger Tritt, — da er vermuthlich glaubte bei dem schönen Wetter sei dieselbe Sorgfalt nicht nothwendig, wie bei unruhiger See und schwerem Unwetter, — versetzte ihn an die Pforten des Todes und aus der Zeit in die Ewigkeit. Welch eine ernste Weckstimme an uns Alle, uns auf unser Ende vorzubereiten! Der Matrose wurde in ein Stück Segeltuch eingenäht, auf ein Brett gebunden und sein Fußende mit Eisen belastet, damit er beim Hinunterlassen gleich auf den Boden sinken möchte. Der Kapitain las die für diesen Zweck bestimmten Psalmen und Gebete und übergab dann den Leichnam der Tiefe des Meeres, wo er nun ruht, bis auf den Tag, wo auch das Meer einst seine Todten wiedergeben wird.

In der Nähe der Linie hatten wir nur wenig Wind-

stille. Wir segelten dann weiter, bis wir die regelmäßigen Passatwinde von S.=O. bekamen, die uns rasch unserm Ziele näher führten. Unter diesen Umständen hofften wir bis zum Kap der guten Hoffnung eine schnelle Fahrt zu haben. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt. Seine Gedanken sind nicht unsere Gedanken, und seine Wege sind nicht unsere Wege. Wir hatten nämlich noch eine gefährliche Orkan=Gegend in der Nähe der Insel Mauritius zu passiren, wo die Stürme vom Januar bis März und hauptsächlich im letztern Monat fürchterlich zu hausen pflegen.

Nach dem Rath und der Erfahrung vieler Seereisenden hielt sich unser Kapitain daher mehr als 300 englische Meilen östlich von der Insel entfernt, und unsere Reise hatte einen guten Fortgang. Wir steuerten dann S.=S.=W. dem Kap der guten Hoffnung zu. Um dem Heerd der Orkane ganz sicher aus dem Wege zu gehen, hielt sich der Kapitain so südlich wie möglich von der Insel, denn er vermuthete, daß wir am 21. März, wo die Sonne die Linie von Süden nach Norden durchkreuzt, und wo gerade auch Mondwechsel war, einen Orkan haben würden. Seine Vermuthung bestätigte sich nur zu bald. Denn, wenn der Wind uns auch günstig blieb, so vermehrte er sich doch in den letzten Tagen bedeutend. Eben so stand die hohe See, die wir hatten, in keinem Verhältniß zur Stärke des Windes. Große, schwere Wogen strömten mit Schnelligkeit herbei. Das Meer war ungemein bewegt. Die Wellen thürmten sich sehr hoch auf und kreuzten sich durch einander. Aus diesen und auch aus anderen Erscheinungen schloß der Kapitain, daß wir seit ein Paar Tagen in der Nähe eines Orkans sein müßten, dem wir, wie er hoffte, aus dem Wege gegangen seien. Doch dem war nicht so. Denn die ungünstigen Erscheinungen

nahmen zu. In der ganzen Atmosphäre war etwas Drohendes und Unheimliches, das die Brust jedes Seemanns mit bösen Ahnungen erfüllte. Wir hatten darum Ursach sehr auf unserer Hut zu sein. Wind und Wetter, die hohe See und das Barometer wurden jetzt ängstlich und sorgfältig beobachtet. Alles auf dem Verdeck wurde noch viel besser verwahrt und befestigt, als es schon der Fall war. Auch in unserer Stern=Kajüte wurden die Fenster mit dicken Bohlen gehörig verwahrt.

Am 20. März artete der Wind zum starken Gale (sprich Gähl) aus. Der erste Grad eines Sturmes heißt bei den Seeleuten Gale, der zweite Storm und der dritte Hurrican (sprich Hurricän) d. h. Orkan. Die Luft war drückend und schwül. Zur Vorsorge wurden fast alle Segel eingezogen und nur wenige dem Winde beigesetzt. Wir waren jetzt voller Erwartung, doch getrost und freudig in dem Herrn, dem wir uns mit Leib und Seele übergaben, weil wir wußten, daß ohne seinen Willen uns kein Unglück widerfahren kann.

Die Nacht nahte heran. Unser Schlaf wurde diesmal noch mehr als in den vorhergegangenen Nächten durch die große Schwankung des Schiffes und das fürchterliche Anschlagen und Ueberbordkommen der Wellen — obgleich das Bord bei ruhiger See etwa 14 bis 15 Fuß über der Wasserfläche liegt — sehr unterbrochen.

Am 21. März wurde der Wind immer heftiger und steigerte sich bis zum Sturm. Von Mittag an nahm derselbe von Stunde zu Stunde, und von Minute zu Minute zu, und schwoll endlich zum wüthenden Orkan an. Immer unruhiger und bewegter wurde die See, deren große, schäumende Wogen schnell hintereinander rollten. Die Wellen tobten und thürmten sich jetzt Berge hoch auf. Die Wasser=

wogen brausten, und der Sturm heulte und pfiff fürchterlich durch das Takelwerk, das sich seiner Wuth entgegensetzte. Mit schrecklicher Sturmesgewalt wurde das Schiff fortgetrieben. Die stürmisch wogende See lag wie ein ungeheures Schaumbett vor unsern Blicken, deren Fluthen sich in weißen, kräuselnden Wellen an den Wänden des Schiffes brachen.

Gegen Mittag riß durch die Kraft des Windes plötzlich ein starkes Segel mitten durch, und bald darauf brach eine starke Segelstange. Alles war jetzt auf dem Verdeck geschäftig. Mit gespannter Aufmerksamkeit hörten die Schiffsofficiere und Matrosen auf die Befehle des Kapitains, um sie augenblicklich auszuführen. Es wurden nun, da die Gefahr zunahm, mehrere Segel abgenommen, damit der Sturm sie nicht wegführe, andere wurden eingezogen und auf die Raaen (Segelstangen) gewickelt und befestigt. Als die Matrosen die Segel strichen und refften, schlugen dieselben so tüchtig herum, als wollten sie sich gewaltsam aus ihren Banden reißen. Das Steuerruder wurde festgebunden und das Schiff in einen solchen Zustand gesetzt, wie es beim Sturme zu geschehen pflegt. Statt der 30—35 Segel, welche sonst das Schiff beim guten Winde führt, war jetzt nur ein starkes Sturmsegel und ein anderes Segel, das man über die Hälfte gestrichen, d. h. eingenommen hatte, dem Winde ausgesetzt. Dies geschah, um nur das Schiff, wie die Seeleute sagen, „steady“ oder fest zu halten, damit es nicht zu sehr rollen, sondern sicher über die Wogen hingleiten möchte. Denn, sobald man zu viel Segel übrig läßt, ist das Schiff, welches mit großer Gewalt gegen die Wellen getrieben wird, in Gefahr, zertrümmert zu werden.

Etwa um 4 Uhr Nachmittags fand der Kapitain es höchst gefährlich, mit dem Sturme weiter zu gehen, indem

Wind und Meer schrecklich wütheten. Das Wasser rund herum glich einem Strudel, der unser Schiff in den Abgrund zu bohren drohte. Der Kapitain befahl daher, das Schiff zum Stillstand zu bringen. Dies wurde in der Weise bewerkstelligt, daß die Matrosen das Sturmsegel mit einem andern Segel in entgegengesetzte Richtung stellten. Dadurch fing sich der Wind zwischen den Segeln, und das Schiff wurde von den Wellen wie ein Ball auf- und niedergehoben. Der Anblick des Meeres und der durcheinander tobenden Wasserwogen war jetzt fürchterlich. Aber der Orkan ließ es nicht dazu kommen, daß die See, welche sich gern über die gewöhnliche Fläche erheben wollte, sich pyramidenartig aufthürmen konnte; denn er führte die Spitzen der schäumenden kräuselnden Wellen schnell hinweg und zerstäubte dieselben, so daß die ganze Atmosphäre düster und trübe aussah und dem Blick in die Weite Fesseln anlegte.

In Folge des aufgeregten Wassers rollte das Schiff außerordentlich stark, und wir taumelten hin und her. Oft kam die See über Bord, was unsere kleinen Kinder nicht wenig in Schrecken setzte. Sie zitterten, schrieen und verbargen den Kopf in den Schooß der Mutter und baten recht oft und viel mit ihnen zu beten. Unser Theodor, damals 4½ Jahr alt, sagte: „O Vater, Mutter, unser Schiff fällt hinunter; laß uns beten, so viel, wie das Schiff groß ist, damit der liebe Gott das Schiff halte und nicht untergehen lasse." Nun beteten uns die drei ältesten Kinder, wie aus einem Munde nach, und kaum hatten wir aufgehört, so forderten sie uns auf's Neue zum Gebet auf.

Bisher befanden wir uns beim Eingange in die obere, Stern-Kajüte (eine Art Haus auf dem Verdeck, besonders

auf amerikanischen Schiffen), wo der Kapitain mit den Officieren und andern Passagieren wohnte. Von dort aus konnten wir das Schiff und das Meer übersehen. Da uns aber der Kapitain hier nicht sicher glaubte, weil er fürchtete, daß dies Haus, wie es oft zu geschehen pflegt, durch die großen über Bord rollenden Wasserwogen in einem Augenblick vom Verdeck weggespielt werden könnte, so rieth er uns, in unsere Kajüte hinunter zu gehen. Auch hier forderten uns die beiden ältesten Kinder wiederholentlich auf, ihnen vorzubeten, damit sie uns nachsprechen könnten. Doch dies war ihnen nicht genug. Da sie das furchtbare Toben und Brausen des Meeres, sowie das Heulen des Sturmes hörten und sahen, daß das Wasser durch die über Bord kommenden Wellen in Strömen in unsere Kajüte drang, so baten sie uns mit ängstlicher Stimme, es auch dem Kapitain und den anderen Passagieren zu sagen, daß sie doch ebenfalls den lieben Gott anrufen möchten.

Die Nacht nahete allmählig heran. Der Kapitain hatte zur Vorsorge bei der zunehmenden Gefahr alle werthvollen Sachen, Reserve-Kompas, Seekarten u. s. w. in unsere Kajüte, die durch ein spärliches Licht erleuchtet war, heruntergebracht. Hier saßen wir und trösteten uns der göttlichen Verheißung. Wir befahlen uns und unsere Kinder mit Leib und Seele dem Herrn. Die Gefahr war groß, doch waren wir ruhig und hofften, daß Gott uns nicht verlassen würde. Nachdem unsere Kleinen sich abgeschrieen und abgeängstigt hatten, schliefen sie endlich in ihren Kojen vor Ermattung ein.

Was oben auf dem Verdeck und außerhalb vorging, sahen wir nicht, doch das Heulen und Brausen des Windes, das Toben und Anschlagen der Wellen, und das Zittern und

Krachen des Schiffes, erinnerte uns an unsere schreckliche Lage.

Inzwischen waren die drei andern Passagiere zu uns herunter gekommen, um in unserer Kajüte die Nacht zuzubringen und das Ende des Sturmes abzuwarten. Man sollte nun meinen, daß in unserer gefährlichen Lage, wo nur ein Schritt zwischen Leben und Tod war, einen Jeden ernste Gedanken erfüllen sollten, aber leider war dies nicht bei Allen der Fall.

Nur langsam verlief uns die Zeit. Etwa um 6 Uhr Abends kam der Kapitain zu uns herunter und sagte: „Der Orkan ist so fürchterlich, wie ich ihn noch nie erlebt habe; Menschen können jetzt nichts mehr thun. Ich muß das Schiff dem Wind und den Wellen Preis geben. Lassen Sie uns unsere Seelen dem Herrn befehlen.“ Auf solche Nachricht waren wir längst gefaßt; denn wir hatten alle Hoffnung auf Errettung daran gegeben. Wir vereinigten uns nun mit dem Kapitain und den Passagieren im Gebete und baten Gott, wenn er beschlossen haben sollte, uns aus dieser Zeit in die Ewigkeit zu rufen, uns ein seliges Ende zu bescheeren. Der Kapitain ging dann wieder auf's Verdeck und nahm ein Beil mit sich, um das letzte Mittel, das Abhauen der Masten, zur Rettung der Mannschaft und des Schiffs zu versuchen.

Wir befanden uns jetzt in einer großen Spannung und erwarteten jeden Augenblick unser Ende. Denn was wir hörten und sahen war so schrecklich, daß es sich nicht beschreiben läßt. Mit furchtbarer Macht schlugen die Wellen an unser Schiff und rollten über das Verdeck hinweg; das Wasser floß in Strömen durch die obere Kajüte in die unsrige herunter, ebenso drang es auch durch die festgeschlosse=

nen, verrammelten Fenster zu uns herein. Oft wurde das Schiff ganz auf die Seite geworfen. Die Dröhnung desselben war dann so stark, als sollte es aus seinen Fugen gehen. Während wir nun voll Spannung und Erwartung dasaßen, erfolgte plötzlich ein furchtbares Krachen, und wir glaubten, es sei um uns geschehen. Wir reichten uns daher die Hände zum Abschied und empfahlen unsere Seele auf's Neue dem Herrn. Nicht lange darauf kam der Kapitain und theilte uns mit, daß er den obersten Theil vom Mittelmast abgehauen hätte. Dies wurde dadurch bewerkstelligt, daß er die nahe am Bollwerk befestigten Stricke, welche den Mast hielten, durchhieb, wo dann nachher der Mast vom Sturme durchgebrochen und fortgeführt wurde. Der Kapitain sah dann wieder nach dem Barometer, und da er fand, daß dieser bis auf 27^0 gefallen war, was er noch in keinem Sturme erlebt hatte, begab er sich gleich wieder auf's Verdeck.

Man rechnete darauf, daß sobald um Mitternacht der Mond aufginge, eine Aenderung im Wetter eintreten würde, aber es waren noch einige Stunden bis dahin. Unsere Gefahr wuchs mit jedem Augenblick, und wir erwarteten ganz bestimmt den Tod. Das Toben der See, das Wüthen des Sturmes, das Anschlagen und Ueberbordkommen der Wellen, das jedesmal ein lautes Krachen verursachte, wurde immer bedeutender. Plötzlich wurde unser Schiff durch die Macht der Wellen so auf die Seite geworfen, daß die Enden der Raaen und Schiffsbalken das Wasser berührten. Wir dachten jetzt an nichts anders als in die Tiefe des Meeres zu sinken, und daß die Fluthen unser Grab bilden würden. Wir nahmen wieder Abschied von einander und sagten für diese Welt ein Lebewohl. Aber dem Herrn sei Dank, nach einem wie-

derholten Krachen erholte sich das Schiff wieder. Gleich darauf kam der Kapitain und sagte uns: „Jetzt ist das Letzte zu unserer Errettung geschehen; alle drei Masten sind abgehauen (damit das Schiff sich wieder aufrichte), der Mond ist aber aufgegangen, das Barometer fängt an zu steigen und der Sturm etwas nachzulassen.

Eine schwache Hoffnung erfüllte nun unser Herz, daß es dem Herrn doch vielleicht gefallen möchte, uns noch länger am Leben zu lassen. Dies war etwa um 12 Uhr Nachts. Der Kapitain theilte uns zugleich mit: „Die ganze Atmosphäre ist eine Wassermasse; wenn man den Mund oder die Augen öffnet, so hat man sie voll von Seewasser. Dabei ist es so finster, daß man den Nebenstehenden nicht sehen kann. Das Heulen des Windes nimmt den Schall der Stimme hinweg, so daß Einer dem Andern, um verstanden zu werden, in's Ohr hineinschreien muß."

Zwischen Furcht und Hoffnung verlebten wir eine schreckliche Nacht und seufzten oft zum Herrn, daß er sich unsrer erbarmen möchte. Es waren ernste Augenblicke, die wir an den Pforten der Ewigkeit stehend, durchlebten. Doch fühlten wir auch etwas von der Macht der Worte: „Tod wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?" Denn wir wußten, daß wir durch Jesum Christum unsern Heiland mit Gott versöhnt sind, und daß nichts Verdammliches an denen ist, die an seinen Sohn glauben.

Langsam verstrichen die Stunden. Unsere Besorgniß wurde aber jetzt, wenn auch der Orkan etwas nachließ, dadurch vermehrt, daß einer von den abgehauenen Masten sich in den Schiffstauen verwickelt hatte, welcher mit solcher Gewalt an unsere Sternkajüte geschleudert wurde, daß wir jeden Augenblick befürchteten, die starken Stöße müßten das

Schiff durchbohren und das hereinstürzende Wasser würde dasselbe zum Sinken bringen. Da es sehr finster war, gelang es der Schiffsmannschaft, erst nach vielen fruchtlosen Versuchen den abgebrochenen Mast zu entfernen. So wurden wir wenigstens von dieser Angst befreit.

Endlich brach der Tag an, dem wir mit großer Sehnsucht entgegen sahen. Zwar tobte das Meer noch gewaltig, aber die größte Gefahr war vorüber. Sobald der Tag graute, kam der Kapitain und forderte uns auf, doch auf's Verdeck zu gehen, um uns das Schiff nach dem Sturme anzusehen. Ach, welch ein Anblick! Die drei schönen großen Masten waren bis zum untersten Mastkorb abgebrochen und mit vielen Segeln und einem Theil des Takelwerks vom Sturm und den Wogen fortgeführt, desgleichen auch die Planken des Bollwerks auf der Leeseite (d. h. die vom Winde geschützte Seite), so daß das Schiff ganz offen war. Ein Paar noch übrige Segel hingen wie alte zerfetzte Lappen an ihren Raaen, obgleich sie gestrichen (eingenommen) und gerefft (d. h. gewickelt und festgebunden) waren. Dazu kam die Verwüstung auf dem Verdeck, wo sich Alles in Folge des Sturmes in größter Unordnung befand. Kurz wir bekamen vom Schiffe etwa den Eindruck, wie von einem Hause nach einer gewaltigen Feuersbrunst.

Sofort wurde nun Anstalt gemacht, Alles auf dem Verdeck zu ordnen. Stricke und Taue wurden gesammelt, und was gebraucht werden konnte in Rollen gebunden. Die kurzen Enden der Segelstangen wurden über Bord geworfen. An den Masten und Raaen, die noch übrig geblieben waren, wurden soviel Segel als möglich angebracht, damit wir weiter gehen konnten. Der Kapitain berieth sich dann mit den Seeofficieren und gab den Befehl nach der

nächstliegenden Insel, Mauritius, zu steuern und zwar nach dem Hafen von Port-Louis, von dem wir etwa 500 engl. Meilen entfernt waren. Gern wäre der Kapitain nach dem Kap der guten Hoffnung gegangen, doch dies war bei der großen Entfernung und der dort herrschenden starken Winde wegen bei dem Zustande unseres Schiffes ganz unmöglich.

Da uns die Masten mit den Segeln, die das Fahrzeug ruhig halten, fehlten, so wurde das Rollen des Schiffs jetzt recht arg. In der Kajüte und in der Vorrathskammer fiel nun Alles durch einander; man hörte fortwährend ein Geklirr und Geklapper. An Schlaf war wenig zu denken. Vornämlich hatte meine liebe Frau sehr viel zu leiden. Ihre Ruhe war auf der See, seitdem sie vor 7 Jahren auf ihrer Reise nach Ostindien im Bengalischen Meerbusen bei Preparis, westlich von Aracan, auf Felsklippen gerathen und in große Wassersnoth gekommen war, ganz dahin. Die anfängliche Krankheit der Kinder auf der See und die Mühe mit ihnen, späterhin der Orkan, dann das Rollen des Schiffes und die vielen schlaflosen Nächte, hatten sie, obgleich ich ihr alle mögliche Hülfe leistete, sosehr mitgenommen, daß sie aus großer Mattigkeit kaum gehen konnte. Ach, mancher Seufzer stieg auf, denn wir fühlten unsere Lage sehr schwer. Dies geschah um so mehr, da wir nicht aus Gesundheitsrücksichten das Land verlassen mußten, sondern weil man die Mission aufgegeben und uns dort nicht lassen wollte. Aber auch die Mißgriffe müssen in der Hand des Herrn zu unserm Besten dienen, wenngleich wir es nicht immer einsehen. Gewiß kommt die Zeit, wo wir Gott auch für die schwersten Trübsale von Herzen danken werden, wenn die dunkeln Wege klar vor uns liegen.

Am Sonntage nach dem Sturm, den 23. März, versammelte der Kapitain die ganze Schiffsmannschaft in der großen Kajüte zu einer religiösen Feier. Hier brachten wir vereint Gott unsern Dank für die gnädige Errettung dar. Ich sprach über die Worte: „Bestelle dein Haus, du mußt sterben,“ und forderte die Anwesenden auf, ihr Leben hinfort dem Herrn zu weihen, und die vergönnte Gnadenfrist doch zum Heil ihrer Seele zu benutzen.

Den Montag darauf erhielten wir etwas besseres Wetter. Wir benutzten dies, um unsere Kisten zu öffnen und die nassen Sachen zu trocknen. Da der Kapitain Nothmasten errichtet hatte, so wurde unsere Reise ein wenig beschleunigt, was uns sehr erwünscht war. Denn unser Schiff hatte in Folge des Orkans einen Leck bekommen, und daher mußte Tag und Nacht gepumpt werden. Außerdem entwickelte sich eine große Hitze auf unserm Schiffe, weil unsere Ladung von Leinsamen, Salpeter u. s. w. naß geworden war, und leicht hätte zu der Wassersnoth bei verzögerter Fahrt noch eine Feuersnoth hinzukommen können.

Aber unser Glaube sollte auf's Neue geprüft werden. Denn die See wurde wieder unruhig. Am Mittwoch bekamen wir wiederum starken Wind, der Donnerstag und Freitag zu einem großen Sturm ausartete. Die See ging so hoch, wie sie beim Kap nicht anders zu finden ist. Der Kapitain stand manchmal in tiefem Schweigen da und blickte bedenklich das Meer an. Er schloß vom Durcheinandertoben der Meereswogen, die nicht in Verhältniß zur Stärke des Windes standen, daß wir wieder in der Nähe eines Orkans sein müßten. Und diese Vermuthung fanden wir bei unserer Ankunft im Hafen von Port-Louis bestätigt. Denn der Orkan, welchen wir am 21. März hatten, bewegte sich vor-

wärts wie ein Rad, mit einem Durchmesser von 600 bis 800 engl. Meilen, von S.=S.=O. nach N.=N.=W. und ging am 28. desselben Monats bei der Insel Mauritius vorüber, doch so, daß er sie verschonte. Wie man sich leicht denken kann, war unser Schiff bei den nothdürftigen Masten und Segeln ein Spielball der Wellen, welche es mit Leichtigkeit hin= und herwarfen. Unsere Kinder waren genöthigt, 2 Tage in den Kojen zu bleiben, dort zu essen, zu spielen und zu schlafen. Bei der starken Bewegung des Schiffes ereignete es sich, daß mein jüngstes Söhnchen, damals noch nicht 1¾ Jahr alt, aus seiner Koje in die große Kajüte geworfen wurde und sich sein Köpfchen beschädigte.

Freitag den 28. März sah sich der Kapitain, da die Gefahr beim starken Sturme zunahm, wiederum veranlaßt das Schiff auf die früher beschriebene Weise zum Stillstand zu bringen. Doch, Gott sei Dank, die Gefahr ging diesmal glücklich vorüber.

Als es Tag geworden war, rief einer der Matrosen: „Land, Land!“ Dies kam uns Allen ganz unerwartet. Der Kapitain glaubte nicht dem Lande so nahe zu sein. Aber die starke Strömung, welche in der Nähe der Insel Mauritius ist, hatte das Schiff, obgleich zum Stillstand gebracht, in wenigen Stunden etwa 70 englische Meilen fortgetragen. Alle Kräfte wurden jetzt in Thätigkeit gesetzt, und die größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit angewendet, damit wir bei dem heftigen Winde nicht auf die hoch hervorragenden Felsen, welche etwa 25 englische Meilen von Mauritius entfernt sind, geworfen werden möchten. Je näher wir denselben kamen, desto deutlicher zeigte sich die Brandung, die bei der tobenden See ein majestätisches Schauspiel gewährte. Immer wieder und wieder thürmten sich die Wassermassen

an den Felsen hoch auf, und brechend und schäumend sanken sie in das Meer zurück.

Je mehr wir nach S.=O. dem Hafen zusteuerten, desto mehr verringerte sich der Wind; auch die See war nicht so fürchterlich aufgeregt. Zu Mittag sahen wir zu unserer Freude schon die Berge, Bäume und Häuser auf der Insel, und wir gaben uns der frohen Hoffnung hin, nach langer ausgestandener Angst und Gefahr, wieder einmal eine Nacht ruhig auf dem Lande zubringen zu können. Wir ordneten daher unsere Sachen und machten uns fertig an's Land zu gehen. Als wir in den Hafen von Port=Louis, dem Hauptorte der Insel Mauritius, einzulaufen gedachten, da kommt uns um 2 Uhr ein Dampfboot entgegen, bei dessen Anblick uns Freudenthränen in die Augen traten. Wir sind der Meinung, daß es uns hereinholen will, und daß wir bald aus aller Angst und Noth erlöst werden sollen. Immer näher kommt das Dampfschiff, welches jedoch öfters in Folge der durcheinandertobenden hohen Meereswogen und der sich bald bildenden und wechselnden tiefen Thäler den Blicken entschwand. Schon wurden auf unserm Schiffe die nöthigen Vorkehrungen getroffen, damit das Dampfschiff uns jeden Augenblick in's Schlepptau nehmen könnte. Aber wie sehr wurden wir getäuscht! Unser Glaube sollte noch länger geprüft werden! Nachdem der Kapitain des Dampfschiffes uns nahe genug gekommen war, und seine Stimme uns durch's Sprachrohr erreichen konnte, zog er über dasselbe nähere Erkundigungen ein, wie groß es sei, ob es Wasser ziehe u. s. w. Wir dachten, daß er sich jetzt um so mehr veranlaßt sehen würde, uns beizustehen. Doch was geschah? Sobald er das Nöthige erfahren hatte, rief er unserm Schiffskapitain zu: „Die See ist zu hoch. Ich kann Ihr Schiff nicht hereinnehmen,

Sie müssen wieder in die offene See gehen." Darauf ließ er sein Dampfschiff wenden und steuerte der Insel zu.

Unser Kapitain war jetzt außer sich und sagte: „Wie unser Schiff zuerst segelte, wäre ich selbst im Stande gewesen, dasselbe sicher in den Hafen zu führen, aber jetzt, wo es aus der rechten Richtung gekommen, ist es gefährlich, da die Strömung zu stark ist, und wir dem Korallenriff, von dem die Insel umgeben, zu nahe gekommen sind; wann und ob wir je das Land bei dem Zustand unsres Fahrzeuges wieder sehen werden, weiß ich nicht." Gleich darauf gab er den Befehl, das Schiff zu wenden und in die offene See zu steuern.

Wir waren Alle, wie Jeder sich denken kann, über das Verfahren des Kapitains vom Dampfschiff sehr niedergeschlagen. Unser Kapitain glaubte, er hätte es aus eigennütziger Absicht gethan, damit er, wenn unser Schiff am Korallenriff scheiterte, oder unfähig wäre, allein einzulaufen, für die späterhin zu leistende Hülfe das „salvage" oder Bergegeld erhalten möchte, was in dem 5. Theil des Werthes des Schiffes und der Ladung besteht. Wir befanden uns nun wieder auf hoher See. Nach und nach verschwand die Insel, welche uns mit ihren Bergen, Bäumen und Häusern kurz vorher so lieblich angelacht hatte. Anstatt in der Nacht die wieder über uns hereinbrach, ruhig im Hafen vor Anker zu liegen, wurden wir auf der weiten See umhergetrieben. Aber so traurig uns dies war, so trösteten wir uns doch mit dem Gedanken, daß Gott gewiß dabei nur unser Bestes gewollt habe.

Um 2 Uhr Morgens, Sonntag den 30. März, ließ der Kapitain das Schiff wenden. Es war dies beim Sturm ein äußerst gefahrvolles Unternehmen. Denn oft geschieht

es, daß während das Schiff beim Umwenden die breite Seite dem Winde und den tobenden Wellen darbietet, die Gewalt der Wogen und des Sturmes dasselbe umwirft und Alles in den Abgrund begräbt. Der Herr aber ließ das Unternehmen, das mit großer Vorsicht ausgeführt wurde, in Gnaden gelingen.

Wir steuerten nun wieder auf die Insel Mauritius zu. Sobald der Tag graute, sahen wir dieselbe auf's Neue am fernen Horizonte, und wie es immer heller wurde, zeigten sich uns wieder Bäume und Häuser. Der Wind war unterdeß schwächer geworden. Gegen 10 Uhr kam auf einem kleinen Boote der Lootse, welcher uns in den Hafen einführen sollte. Schon um Mittag wurden die Anker geworfen, und wir lagen nun sicher im Hafen.

Gefühle der Dankbarkeit erfüllten unser Herz. Der gestern gehegte Argwohn über den Kapitain, welcher uns in die hohe See hinausschickte, zeigte sich als völlig unbegründet. Denn wir hörten bald von allen Seiten, daß, wenn wir gestern gewagt hätten einzulaufen, wir gewiß Schiffbruch gelitten hätten.

Da man vom Wachtthurme die traurige Lage unsres Schiffes bemerkt hatte, so wurde uns das Dampfschiff auf Befehl der Regierung entgegen geschickt, um uns zu warnen, und bei der hohen See hätte es uns beim besten Willen keine Hülfe leisten können. Unsere Freude war deshalb desto größer und unser Herz voll Lob und Dank gegen den lieben, treuen Herrn erfüllt, der uns so gnädig bewahrt, unser Leben bis hierher erhalten und uns in unserm Hoffen und Vertrauen nicht hatte zu Schanden werden lassen. O, möchten wir doch nie vergessen, welche große Gnade und Barmherzigkeit er uns erzeiget hat! Ja lobe und preise den Herrn

meine Seele und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan, der dir alle deine Sünden vergiebt und heilet alle deine Gebrechen; der dein Leben vom Verderben erlöst und dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit!

Im Hafen von Port-Louis fanden wir mehrere Schiffe in gleich kläglichem Zustande, denn sie hatten denselben Orkan durchgemacht. Ein anderes Schiff, das ein Paar Tage nach uns einlief, hatte noch mehr als wir gelitten. Einige Tage darauf brachte ein französischer Schoner von der Insel Bourbon einen Kapitain und die ganze Schiffsmannschaft nach Mauritius. Ihr Schiff wurde in demselben Unwetter noch bedeutender als das unsrige beschädigt. Die Masten waren bis zum Verdeck ganz abgebrochen, und das Fahrzeug ließ sich nicht mehr regieren. Die Mannschaft sah sich deshalb genöthigt, das Schiff mit seiner Ladung den Wellen Preis zu geben und auf einem kleinen Boote auf der ihnen zunächst liegenden Insel Bourbon Zuflucht zu nehmen. Späterhin hörten wir, daß das aufgegebene Schiff von der Strömung dahin getrieben und von den Schiffern daselbst aufgefangen wurde.

Montag den 31. März ging ich in einem kleinen Boote an's Land, um die Prediger von Port-Louis und den amerikanischen Consul zu besuchen und mir Hülfe und Rath bei ihnen zu holen. Ach, dachte ich, wie wird es dir in diesem fremden Orte gehen? Mancherlei Gedanken durchkreuzten mein Herz in Betreff unsres Aufenthalts, unserer Weiterreise u. s. w. Aber wie beschämt wurden wir durch die treue Fürsorge unsres Gottes, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche. Der Herr fügte es, daß ich einem Prediger mit Namen **du Joux** begegnete, und dieser, wie auch der amerikanische Consul, empfingen mich sehr freundlich

und theilnehmend. Beide riethen mir, sobald wie möglich meine Familie ans Land zu bringen, damit meine Frau und wir Alle uns erholen möchten, dann aber auch deshalb, weil es gefährlich sei, auf unserm Schiffe zu bleiben, da unsere Ladung von Leinsamen, Salpeter u. s. w. naß geworden sei und beim Ausladen vielleicht zünden und wie Schießpulver auffliegen könnte. Vor zwei Jahren, sagten sie mir, sei ein Schiff mit derselben Ladung, als die Luft beim Ausladen in die untersten Räume drang, in Feuer aufgegangen.

Mr. du Joux war so freundlich mir in dem Gouvernements-Schul-Gebäude 4 Zimmer, welche gerade leer waren, und worüber er zu verfügen hatte, unentgeltlich zur Wohnung anzuweisen, um uns die Kosten des Aufenhalts in diesem über alle Begriffe theuren Orte so viel wie möglich zu erleichtern. Von seinem Anerbieten machte ich bald Gebrauch. Zwei Tage darauf verließ ich mit meiner Familie das Schiff und wir begaben uns zu der uns angewiesenen Wohnung in Port-Louis. Einige der christlichen Freunde versahen uns mit den nöthigsten Möbeln, und wir befanden uns nun in Kost bei Herrn Vag, einem Lehrer der Gouvernements-Schule. Er wie seine Frau waren recht liebe christliche Leute und erzeigten uns viel Liebe. Dasselbe that auch Herr du Joux und noch zwei andere englische Familien, ein gewisser Herr Kelsey und Clark. Zu diesen Letzteren mußten wir in jeder Woche ein bis zweimal hinkommen und bei ihnen den ganzen Tag zubringen. Der Herr lohne es ihnen, was sie an uns gethan haben! Ihre Liebe hat unserm Herzen im fernen Lande außerordentlich wohlgethan.

So erfreute und tröstete uns der Herr nach unserer Trübsal und gab uns viel Ursache seinen Namen zu rüh-

men und zu preisen. Der Eindruck aber von diesem von uns erlebten Schiffbruch wird uns unauslöschlich bleiben.

2. Der Aufenthalt auf Mauritius.

Bald nach unserer Landung auf der Insel ließ der Kapitain die Ladung unseres Schiffes herausnehmen, denn er wollte sehen, ob das Schiff noch werth sei, ausgebessert zu werden oder nicht. Es wurde uns gesagt, daß, wenn Letzteres von der Assecuranz=Gesellschaft verneint würde, so hätten wir Passagiere nach dem Gesetz das Passagiergeld zu verlieren und müßten sehen, wie wir weiter kämen, im ersteren Falle dagegen würden wir eine Entschädigung erhalten. Da aber bei der Ausbesserung des Schiffes 3 bis 4 Monate vergehen könnten, ehe wir die Fahrt auf unserm alten Schiffe fortzusetzen im Stande wären und später in Folge des eintretenden Winters die Reise um das Kap sehr ungünstig sei: so rieth man uns, um dem ungünstigen Wetter beim Kap zu entgehen, mit der ersten besten Gelegenheit zunächst nach England zu reisen, — weil sich höchst selten ein Schiff von Mauritius nach Amerika findet — und dann von dort unsere Reise weiter fortzusetzen. Damit wir dies thun könnten, versprach uns der Kapitain zwei Drittheile von dem gezahlten Fahrgelde zurückzuerstatten. Ich sah mich deshalb gleich nach einer Schiffsgelegenheit um und gab von meinem Schiffbruch meiner Gesellschaft Nachricht. Wochen ja Monate vergingen, aber es fand sich kein Schiff, auf dem ich meine Reise nach England mit meiner Familie hätte fortsetzen können. Dazu gesellte sich noch die Schwierigkeit, daß der Kapitain, durch Andere umgestimmt, zögerte, mir

das angebotene Passagiergeld zu geben, wodurch mir die Hände gebunden wurden.

Inzwischen war das Ausladen unseres Schiffes beendigt, und die Assecuranz-Gesellschaft entschied, daß das Schiff nicht werth sei, ausgebessert zu werden. Es wurde deshalb auf einer Auction verkauft. Unser Kapitain sah sich darauf nach einem anderen Fahrzeuge um, auf dem er die Fracht seines verworfenen Schiffes nach Amerika befördern könnte, und wir beschlossen unsere Reise auf dem von ihm gemietheten Schiffe fortzusetzen. So vergingen, ehe wir uns versahen, 3 Monate, die wir auf Mauritius in Folge des Orkans zubringen mußten. Während dieser Zeit hatte ich Gelegenheit die Insel näher kennen zu lernen und Manches über sie zu hören.

Die Insel Mauritius wurde zuerst von den Portugiesen 1505, dann von den Holländern, die ihr den Namen Moritz gaben, 1598 entdeckt. Sie wurde sowohl von den Einen, als von den Andern nicht benutzt, nur die Letzteren pflegten hier öfters zu landen. Die Insel war anfangs gar nicht bewohnt, nur wilde Vögel nisteten dort, besonders existirte ein Vogel, der mit unserer Ente viel Aehnlichkeit hatte, in großer Anzahl. Die späteren Einwanderer fielen aber über diese Vögel, die sehr wohlschmeckendes Fleisch lieferten, so rasend her, daß alle vertilgt wurden; nur noch eine Probe findet sich davon in dem Londoner Museum vor. Seit 1705 siedelten sich auf der Insel Franzosen an, die derselben den Namen Isle de France beilegten. Diese gebrauchten zur Bebauung ihrer Plantagen Sklaven, theils von Madagaskar, theils von der ostafrikanischen Küste, hauptsächlich von der Küste Zanzibar und Mozambique. Je mehr die Bevölkerung auf der Insel zunahm, desto unsicherer wurde der

Seeweg nach Ostindien. Denn häufig wurden von dort aus Seeräubereien begangen, so daß zuletzt die Engländer eine Flotte dahin schickten, die Insel 1814 eroberten und sich seitdem noch ihrem Besitze befindet. Die Engländer gaben nun der Insel ihren ursprünglichen Namen Moritz oder Mauritius wieder. Anfänglich ließen sie die Sklaverei bestehen, schafften aber diese bald ab, indem sie die Besitzer der Sklaven mit Geld entschädigten; sie führten dann von Indien Kulis oder Tagelöhner ein, die den Zuckerbau auf den Plantagen betreiben.

Seit 1842 kommen nun in jedem Jahre Kulis und zwar Hindus in großer Anzahl von Bengal und Hindustan, Tamulen von der Küste Malabar und einige Telugus von der Koromandel-Küste nach Mauritius. Die Kulis verpflichten sich, fünf Jahre auf den Plantagen gegen angemessene Vergütigung zu arbeiten. Die Plantagenbesitzer, welche sie engagiren, müssen ihre Passage bezahlen, für ihre Beköstigung und andere Dinge sorgen, und auch das Geld für ihre Rückreise gleich Anfangs bei der Regierung niederlegen. Kein Kuli ist genöthigt, auf der Insel länger als 5 Jahre zu bleiben. Doch die Wenigsten kehren zurück, denn die Mehrzahl zieht es vor, auf der Insel, wo sie ihr gutes Fortkommen hat, zu bleiben. So ist es gekommen, daß die Zahl der Bewohner auf der Insel fortwährend im Zunehmen ist.

Die Insel Mauritius ist 55 □Meilen groß. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 118,000, unter denen gegen 17,000 Weiße, meist Engländer und Franzosen, und mehr als 100,000 Schwarze und Farbige, sich befinden. Letztere sind entweder Neger, Nachkommen früherer Sklaven, oder Kaffern, Malagassen, Chinesen, größtentheils aber eingewanderte Hindus, deren Zahl sich allein auf etwa 60,000 be-

läuft. Auch haben Viele der neubekehrten Christen von Madagaskar, welche von der heidnischen Königin Ranavalona verfolgt wurden, auf Mauritius Zuflucht genommen und dort Ruhe gefunden.

Der Hauptort der Insel ist Port-Louis mit 26,000 Einwohnern. Die Stadt zerfällt in den Stadttheil der Weißen und den der Schwarzen. Den öffentlichen Platz ziert ein Springbrunnen. Der Hafen ist schön und mit Allem versehen, was zur Ausbesserung der Schiffe nöthig ist. Die Häuser können der Orkane wegen, von denen die Insel öfters heimgesucht wird, nur niedrig sein. Es giebt wenige Gebäude, welche ein Stockwerk haben. Die Häuser der europäischen Bevölkerung sind meist von Steinen, die der schwarzen von Holz erbaut. Bei den Häusern der Europäer findet man zur Befestigung der Fensterladen große, starke eiserne Riegel und Stangen, um sich dadurch besser vor den häufigen, wüthenden Stürmen zu schützen. Nicht weit von der Stadt ist ein botanischer Garten, in welchem die verschiedenen tropischen Gewächse herrlich gedeihen. Ein Baum, nämlich der Wandrerbaum, erregte meine Aufmerksamkeit. Wenn man in denselben mit einem harten Gegenstande hineinsticht, so fließt aus seinen großen, lockeren Zellen sogleich klares, schleimiges Wasser heraus. Er ist früher auf der Insel in großer Fülle vorhanden gewesen, aber jetzt fast ganz ausgerottet. Wenige Meilen von Port-Louis befinden sich die Grabmäler von Paul und Virginia in der Nähe des Meerstrandes, über die es einen interessanten Roman giebt. Bei der schwarzen Bevölkerung fiel mir auf, daß die Frauen entweder in bunten oder in schwarzseidenen Kleidern ganz modern gekleidet waren, dazu aber barfuß gingen.

Die Plantagen und Dörfer liegen zwischen Kokosnuß-

und Tamarindenbäumen. Die Landstraßen auf der Insel sind sehr gut und mit schönen, schattigen Bäumen besetzt.

Die Insel wird in zwei Abtheilungen geschieden, die eine im, die andere unter dem Winde. Die gefährlichen Orkane oder Wirbelstürme welche in jedem Jahre wiederkehren, herrschen auf Mauritius hauptsächlich vom Monat Januar bis März. Ihr Herannahen wird immer durch das schnelle Fallen des Thermometers verkündigt. Bald nachher braust der Wind mit ungewöhnlicher Heftigkeit heran, und der Regen fällt in Strömen herab. Am Lande werden Bäume entwurzelt, und von den Häusern Dächer abgedeckt und wehe dem Schiffe, das sich im Bereich des wüthenden Sturmes befindet, wie auch wir es auf unserer Reise genugsam erfahren haben.

Die Insel Mauritius ist vulkanisch. Einst müssen hier fürchterliche Ausbrüche stattgefunden haben, denn noch jetzt erblickt das Auge große Spalten und Risse, ja selbst tiefe breite Bergklüfte, die sich durch das Bersten und Erkalten der schwärzlichen Lavamasse gebildet haben. Da diese im Laufe der Jahrhunderte zum Theil in Verwitterung übergegangen, so sind jetzt diese Gegenden reich bewaldet. Die Ufer der Insel sind an manchen Stellen steil, allein die Mitte der Insel bildet eine Ebene, auf der sich einzelne Berge mit herrlichen Waldungen erheben, welche vortreffliches, höchst dauerhaftes Baumaterial liefern. Der höchste Berg ist der Pieter Both etwa 2500 Fuß hoch; ein anderer hat die Höhe von 1800 Fuß, auf dem sich eine Lootsen-Station mit einem Telegraphen befindet, und ein dritter, Namens Pus, ist 2300 Fuß hoch. Ich bestieg die beiden Letztern. Die Aussicht vom Pus ist außerordentlich schön. Man überschaut nicht allein die ganze Insel, auf der hier

und dort die vortrefflich angebauten Plantagen und die Häuser im reizenden Grün zerstreut liegen, sondern man erhält auch einen herrlichen Blick in die weite, offene See, auf der man fast zu jeder Zeit bald in der Nähe, bald in der Ferne Schiffe sieht, die nach den verschiedensten Himmelsgegenden ihren Lauf fortsetzen. Brausend rollt die Brandung, gleichsam als wollte das wogende und wallende Meer mit immer erneuerten Versuchen die natürlichen Grenzen der Insel, welche Gott durch das Korallenriff geschützt, überschreiten. Kurz das Toben der Brandung, das Schäumen und das Zerstäuben, das Aufthürmen und Vergehen der Wellen bieten für Jeden eigenthümliche Reize dar, die werth sind, gesehen zu werden. Man wird nicht satt, sich an dem schönen, herrlichen Anblick der Natur zu Wasser und zu Lande zu weiden.

Das Klima auf Mauritius ist, obgleich die Insel unter dem 20. Grad südlicher Breite liegt, durch den Einfluß des Meeres, der nicht unbedeutenden Berge, und der vielen Seen, Flüsse und Bäche, welche die Insel reichlich bewässern, sehr mild und gesund. Das Thermometer beträgt während der heißen Jahres- und Tageszeit im Schatten nicht mehr als 24 bis 26 Grad nach Reaumur. Es giebt dort eine heiße und eine Regenzeit, von denen jede 6 Monate dauert. Aber in Folge der Berge, auf welchen sich die Wolken zu lagern pflegen, wechselt die Temperatur oft plötzlich am Tage und ruft eine Menge gefährlicher Kinderkrankheiten, besonders Halsbräune, Keuchhusten und außerdem entzündliche und rheumatische Fieber hervor, welchen Viele ein Opfer werden.

Die Vegetation zeigt auf Mauritius eine tropische Ueppigkeit. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar, indem die schon seit Jahrhunderten verwitterte Lavamasse die Feuchtig-

keit selbst bei der größten Hitze nicht leicht verdunsten läßt. Auf der Insel gedeihen alle Südfrüchte, ferner Kaffee, Zucker, Cacao, Muskatennüsse, Vanille, Gewürze, Kampher, Baumwolle, ebenso auch die meisten europäischen Gartengewächse, Korn, Kartoffeln, Mais u. dergl., vorzugsweise wird aber Zuckerrohr, weil dies den größten Gewinn abwirft, auf den Plantagen gebaut. Das Zuckerrohr braucht dort nicht in jedem Jahre angepflanzt zu werden, sondern an vielen Stellen nur in 3 bis 5 Jahren, ja selbst noch in längeren Zwischenräumen, indem aus ein und derselben Wurzel, die man beim Abschneiden des Zuckerrohrs in der Erde stehen läßt, immer tiefer aus der Erde neues Rohr emporschießt und zu einer großen Höhe und Stärke heranwächst. Leider werden auf der Insel viel zu wenig Nahrungsmittel gewonnen. Die Bewohner kommen deshalb in die größte Verlegenheit, wenn die Zufuhr von andern Ländern ausbleibt. So erhalten sie Reis von Indien, Rindvieh und Geflügel (Truthühner und Perlhühner) von Madagaskar, Kartoffeln von Australien. An Fischen liefert sowohl das Meer als die kleinen Gewässer einen großen Ueberfluß. Recht traurig würde sich die Lage der Bewohner gestalten, wenn ein Krieg zwischen England und Frankreich ausbräche, und die Zufuhr, wenn nicht ein kräftiger Schutz einträte, abgeschnitten würde. Denn die vorhandenen Lebensmittel reichen, wie ich hörte, immer nur auf wenige Monate aus.

Die europäische Bevölkerung, Engländer und Franzosen, hat ihre Kirchen und Kapellen. Die römische Kirche hat unter der dortigen schwarzen Bevölkerung festen Fuß gefaßt, weil ihr bei ihrer Missionsarbeit daselbst kein ernstliches Hinderniß entgegen getreten ist. Die Zahl ihrer Bekenner beläuft sich unter den frei gewordenen Sklaven in der Stadt

und ihrer Umgebung auf etwa 40,000. Hätten die Glieder der evangelischen Kirche gleich etwas für die freigewordenen Sklaven gethan, so wäre der Protestantismus dort die herrschende Religion geworden.

Von protestantischer Seite waren damals nur 2 Missionare von der Londoner Missionsgesellschaft, Le Brun und sein Sohn thätig, die mit großem Erfolg unter den Schwarzen arbeiteten. Für die Hindu-Einwanderer war so gut wie gar nichts geschehen. Ein englischer Geistlicher, Herr Banks, suchte diesen das Evangelium vermittelst der französischen Sprache, die sich einige Hindus für den Verkehr höchst nothdürftig angeeignet haben, nahe zu bringen; aber wie die Eingebornen bekannten, verstanden sie höchst wenig von seiner christlichen Unterweisung. Ich richtete deshalb für die Hindus in der Governments-Schule einen Gottesdienst ein, außerdem besuchte ich den Stadttheil der Eingebornen, wo ich in den Straßen predigte; auch hatte ich Gelegenheit auf den Plantagen den Hindus in ihrer Muttersprache das Wort Gottes, das Viele gewiß noch nie in ihrem Vaterlande gehört hatten, zu verkündigen.

Der Eindruck, den das Wort Gottes hier auf manches Gemüth machte, war nicht zu verkennen. Ein Kuli kam auf einer Plantage nach der Predigt zu mir und bot mir als ein Zeichen der Dankbarkeit und Liebe eine kleine Geldsumme an. Als ich nichts annehmen wollte, schien er sich verletzt zu fühlen und drang in mich, es doch zu nehmen. Hierauf nahm ich's an und gab es seinem Plantagenbesitzer, zum Bau einer Kapelle, die er eben für sie errichtet hatte; sie ist jetzt bereits eingeweiht. Ein Anderer, der Diener einer englischen Familie, kam durch das verkündigte Wort zum Glauben an Jesum Christum und fand Ruhe und

Frieden für sein Herz. Derselbe suchte mir auf jegliche Weise einen Liebesdienst zu erweisen. Er hatte den sehnlichsten Wunsch, mich auf meiner Reise nach Amerika zu begleiten, damit er Gelegenheit hätte, auch ferner von mir Gottes Wort zu hören, weil auf der Insel unter den Christen Niemand seine Sprache verstand.

Die Hindus sind nach meiner Erfahrung in Mauritius um Vieles zugänglicher, als ihre Landsleute in Ostindien, theils weil sie keine Brahmanen haben, die sie vom Uebertritt zum Christenthum zurückhalten könnten, theils weil sie ihre Kaste durch die Auswanderung verloren haben.

Es war der dringende Wunsch einiger meiner englischen Freunde, daß ich dort bleiben und unter den Hindus, die in geistlicher Hinsicht noch ganz vernachlässigt waren, thätig sein möchte. Sie betrachteten es als eine göttliche Fügung, daß ich, der ich mit der Sprache des Volks schon bekannt war, dort in Folge des Schiffbruchs landen mußte. Ich meinerseits war dazu gern bereit, wenn für mein Fortkommen gesorgt würde. Man hatte die Hoffnung, daß die Colonialregierung mich als Geistlichen für die Hindu-Bevölkerung anstellen würde, aber der Gouverneur, dem ich in dieser Angelegenheit mit einem englischen Geistlichen einen Besuch abstattete, ging nicht darauf ein; auch blieb die Verwendung eines sehr achtbaren englischen Beamten ohne den gewünschten Erfolg.

Manche hatten zwar die Absicht, durch eine Privatsubscription für meinen Unterhalt zu sorgen, aber gerade die wärmsten Missionsfreunde, welche die Zustände der europäischen Bevölkerung am besten kannten, hielten es nicht für gerathen, daß ich mit meiner Familie dort bliebe, wenn nicht eine Missionsgesellschaft für mich sorgte. Da die Zeit

es nicht gestattete, mit meiner Gesellschaft darüber zu korrespondiren, weil wir uns in jeder Woche zur Abfahrt bereit halten mußten, so versprach ich den Hindus, welche sich sehr gefreut hätten, wenn ich dort geblieben wäre, daß ich, wenn es Gottes Wille sei, wieder käme; sollte ich aber daran verhindert werden, so würde ich nach Kräften dazu beitragen, daß eine Missionsgesellschaft ihnen einen Missionar schickte.

Während unseres Aufenthalts auf Mauritius machten wir die Bekanntschaft mit einem israelitischen Kaufmann, der sich durch seine Wohlthätigkeit auszeichnete. Er schien ein recht aufrichtiger Israelit zu sein. Wir hörten schöne Züge von seinem Verfahren gegen eine Missionsfamilie, die etwa 2 Jahre zuvor Schiffbruch gelitten hatte. Dieser Jude heirathete auf der Insel eine Katholikin. Zu dieser sagte er: „Liebe Frau, ich bin ein Israelit, du eine Katholikin, und ich kann deshalb unpartheiisch die katholische und die protestantische Religion beurtheilen. Ich bin lange auf der Insel und habe Gelegenheit gehabt, beide Kirchenparteien kennen zu lernen. Nach meiner Ansicht ist die protestantische Religion die richtigere, und wenn ich dir rathen soll, werde eine Protestantin.“ Und so geschah es. Nicht nur seine Frau trat zur evangelischen Kirche über, sondern auch ihre Mutter und Geschwister. Ich hatte mit ihm ein Gespräch über die messianischen Weissagungen und wies nach, daß Christus schon gekommen sei. Er versprach die Sache reiflich zu überlegen, und wenn er zur Ueberzeugung käme, daß Christus der Messias sei, das Christenthum anzunehmen.

3. Abreise von der Insel Mauritius.

Endlich nahte der Tag unserer Abreise heran. Unser Kapitain hatte 2 Schiffe gemiethet, welche die Ladung unseres Washington nach Amerika bringen sollten. Auf einem derselben, dem Gentoo unter Kapitain Whiteside, hatten wir unsere Passage genommen. Kapitain Cole, vom Washington, war so freundlich, uns zwei Drittel vom gezahlten Passagiergelde zurückzuerstatten, so daß wir durch einen kleinen Zuschuß die Unkosten für die weitere Fahrt bestreiten konnten. Das Passagiergeld wurde uns vom Capitain Cole aber nur auf die Bedingung gegeben, daß ich mich schriftlich verpflichten mußte, falls die Eigenthümer des Schiffes mit seinem Verfahren nicht einverstanden wären, ihm dasselbe bei meiner Ankunft in New=York zurückzuerstatten. Dies veranlaßte mich, an die Gesellschaft zu schreiben, daß sie mir in Amerika für die betreffende Summe einen neuen Credit eröffnen möchte, damit ich dort nicht in Verlegenheit käme, was denn auch von ihrer Seite geschah.

Leider ereignete es sich einige Wochen vor unserer Abreise, daß ich, der ich bis dahin ganz wohl war, durch eine Erkältung einen sehr bösartigen Husten bekam, der allen Mitteln trotzte. Ich hatte damals nicht die entfernteste Ahnung, daß derselbe einen üblen Ausgang nehmen würde, wie dies später in Folge unserer Fahrt zur Winterszeit um's Kap und unserer ungünstigen Ankunft kurz vor dem Winter in Amerika wirklich eintrat.

Sämmtliche Vorkehrungen zur Abreise waren bereits getroffen. Kaum hatte ich die Passage abgeschlossen, da erfuhren wir aus einer Zeitung, daß auf demselben Schiff, mit dem wir gehen wollten, sich mancherlei üble Dinge auf der Reise von England nach dem Kap — von wo es nach Mau=

ritius gekommen war — zugetragen haben sollten, was uns fast dazu bestimmte, unsere Passage rückgängig zu machen. Da dies aber ohne Verlust nicht geschehen konnte, so beschlossen wir, ungeachtet unserer Besorgnisse, und weil uns auch kein anderer Weg übrig blieb, unsere Reise mit dem Schiffe nach Amerika in Gottes Namen anzutreten, und hofften, der Herr werde Alles zum Besten lenken.

Nachdem wir uns in Port-Louis von allen lieben englischen Freunden verabschiedet hatten, begaben wir uns am 29. Juni an Bord des Gentoo, begleitet von mehreren Freunden. Recht rührend war für mich die Liebe und Theilnahme, welche die Hindu-Christen mir zeigten, aber auch recht wehmüthig war mir zu Muthe, daß ich ihrem Wunsche, doch dort zu bleiben, um sie im Worte Gottes zu unterrichten, wegen der schon früher erwähnten Umstände, nicht nachkommen konnte. Einige von ihnen kamen, als der Tag unserer Abreise bestimmt war, in meine Wohnung, damit ich noch einmal mit ihnen beten und Worte der Erbauung an sie richten möchte; sie begleiteten mich sodann zum Schiffe, während Andere am Ufer warteten, um mir ihr Lebewohl zu sagen. Ihr letztes Wort war: „Wir sind Schafe, die keine Hirten haben. Bitte, kommen Sie, wenn es Ihnen irgend möglich ist, doch wieder, damit Sie uns Gottes Wort verkündigen können; denn Niemand versteht hier unsere Sprache.“ Ich gab ihnen nun auf's Neue meine Versicherung, daß ich entweder selbst zurükkommen oder dazu beitragen würde, daß sie einen Missionar erhielten. So verließen wir denn die Insel nach einem dreimonatlichen Aufenthalt und steuerten mit vollen Segeln dem Kap der guten Hoffnung zu.

Auf dem Gentoo befanden sich außer dem Kapitain

Whiteside und dessen Nichte, Kapitain Cole vom Washington, dann noch ein Schiffskapitain nebst seiner Frau, der sein Schiff auf Mauritius verkauft hatte, und außer meiner Familie noch drei andere Passagiere. Kurze Zeit nach unserer Abfahrt erblickten wir die Insel Bourbon, deren 10,000 Fuß hoher Berg sich fast unmittelbar am Ufer erhebt und mit seinem mächtigen Gipfel in den tiefblauen Himmel hineinragt; er blieb uns mehrere Stunden in Sicht. Es ging nun südwestlich nach dem Kap. Nach wenigen Tagen kamen wir in eine Meeresströmung hinein, wo das Wasser durch die Umdrehung der Erde, wie mir's bisher auf meinen Seereisen noch nirgends so entgegen getreten war, mit Macht in der Richtung nach dem Kap hinunterstürzte und unser Schiff mit Schnelligkeit, vom guten Winde begünstigt, seinen Weg fortsetzte.

Unsere Befürchtungen in Betreff des Kapitains gingen Gottlob nicht in Erfüllung. Er zeigte sich gegen uns, sowie gegen alle Passagiere auf der ganzen Reise höchst freundlich und zuvorkommend und suchte uns auf jegliche Weise den Aufenthalt auf seinem Schiffe angenehm zu machen. An jedem Sonntage hatte ich einen englischen Gottesdienst, an dem sich sämmtliche Passagiere und die Schiffsmannschaft, welche entbehrt werden konnte, betheiligten. Zum Beginn desselben wurde die Schiffsglocke geläutet oder vielmehr angeschlagen. Der Gottesdienst fand, wenn das Wetter schön war, gewöhnlich auf dem Verdeck statt, wenn es aber ungünstig war, in der großen Kajüte. Der Kapstan oder die Gangspille — eine große Winde, durch die der Anker und andere schwere Sachen aufgewunden werden — diente mir, nachdem man sie mit der englischen Nationalflagge behangen hatte, zugleich als Kanzel und Altar. Die Kapitaine der Passagierschiffe sehen es

gern, wenn ein Geistlicher an Bord ist, weil durch die Gegenwart desselben und durch die Verkündigung des Wortes Gottes mancher Unfug und manche Thorheit unter den Passagieren und der Schiffsmannschaft verhütet wird. Auch unser Kapitain hielt auf die Sonntagsfeier und pflegte zu sagen: „Es giebt der Sonntag dem Menschen einen Halt.“

Wir passirten das Kap zur Winterszeit und wurden dort durch widrige Winde aufgehalten, so daß unser Schiff mit den Elementen einen gewaltigen Kampf zu bestehen hatte. Recht interessant war es anzusehen, wie das Schiff sich wie ein stolzes Roß auf den Wogen erhob und das Wasser so gewaltig zurückdrängte, daß der Schaum hoch über die hervorragenden Raaen emporschlug. Bald befanden wir uns wie auf Bergesgipfeln, bald in tiefen Thälern. Staunend und anbetend, aber furchtlos sahen wir diesem großen, schönen Naturschauspiel zu. Mit Gottes Hülfe hatten wir den schwierigen Weg um's Kap zurückgelegt. Wir gedachten der Brüder, die dort auf dem Missionsfelde arbeiten und flehten auf sie Gottes Segen herab. Jetzt wurde nach N.-W. gesteuert. Je mehr wir nördlich segelten, desto ruhiger wurde die See.

Der Kapitain hatte die Absicht auf St. Helena zu landen, um dort Wasser und einige Vorräthe einzunehmen. Es war ein großer Jubel, als wir eines Nachmittags Land! Land! hörten, nachdem wir einige Wochen nichts als Wasser gesehen hatten. Erst war das Land in schwachen Umrissen zu sehen, aber allmählig trat der hohe Felsen jenes Eilandes hervor, zu dem wir mit sehnsüchtigen Blicken schauten. Um 11 Uhr in der Nacht des 12. August warfen wir bei hellem, klarem Mondschein bei St. Helena die Anker. Die Insel hat 12 Stunden im Umfange und ist 5 □Meilen groß. Sie besteht aus einem einzelnen Basaltberge, in des-

sen Schluchten sich schöne Quellen finden. Die Ufer sind überall 600 bis 1200 Fuß hoch bis auf den einzigen Landungsplatz in der Bai Jamestown. Der höchste Punkt der Insel, der Dianen-Pik, ist gegen 2550 Fuß hoch. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 5000.

Als wir früh am Morgen erwachten, sahen wir in einer Schlucht die Stadt Jamestown mit ihren freundlichen Häusern, bunten Gärten, grünen Ufern und die waldigen Höhen dicht vor uns ausgebreitet. Da man auf unsere Kinder Acht haben und für sie sorgen wollte, so begab ich mich mit meiner Frau ans Land, um einen Brief von Mauritius an Verwandte hierselbst abzugeben. Die Landung war bei dem Anschwellen des Meeres etwas beschwerlich. Es war uns ganz eigenthümlich zu Muthe, als wir unsern Fuß wieder auf festen Boden setzten. Ein christlicher Engländer gab uns sein Fuhrwerk, so daß wir die interessantesten Punkte der Insel besuchen konnten. Der Weg führte uns bei tiefen Schluchten vorüber und steile Abhänge in einem Zickzack hinauf. Auf mannigfach wechselnden Höhen und in den Thälern sahen wir die Wohnsitze der Engländer. Man zeigte uns in einem Thale in Longwood ein mittelmäßiges Landhaus, welches einst Napoleon Bonoparte, nachdem er abgesetzt und gefangen genommen war, hier zuerst 1815 bewohnt hatte. Er stand auf der Insel unter strenger militairischer Controle; ringsherum waren Wachtposten und Telegraphen aufgestellt. Später dagegen bezog er ein größeres und besseres Haus, das man für ihn tief in das Land hinein auf einer Anhöhe erbaut hatte. Auch dieses besuchten wir und durchwanderten dessen Räume. Man führte uns in das Sterbezimmer und zeigte uns den Platz, wo Napoleon am 5. Mai 1821 verschieden war. Was muß doch der stolze

Herrscher, dem Frankreich zu klein war, und der Herr von Europa werden wollte, empfunden haben, als er sich auf diese Insel verbannt sah und überall seine Schritte streng bewacht wurden. Wie kommt doch Hochmuth vor dem Fall, und wie nichtig und vergänglich ist alle menschliche Größe und Herrlichkeit! Wenn Napoleon auch in seiner Verbannung als Kaiser behandelt wurde, so mußte er sich bei seinem rastlosen Geiste doch höchst unglücklich fühlen. So soll er oft den Tag seiner Geburt verflucht haben. Er, der in den Tagen seines Glückes von einem großen Hof umgeben war, hatte dort nur die Generäle Gourgaud und Bertrand und die Grafen Montholon und Las Cases zu seinen Gefährten.

Hierauf besuchten wir Napoleons Grabstätte. Dieselbe befindet sich in einem kleinen, romantischen Thale dicht bei einer klaren Quelle, wohin er oft zu gehen, und aus der er zu trinken pflegte. Da der Ort etwas Liebliches und Freundliches hatte, so ersah er sich denselben zu seiner Ruhestätte. Wir traten in die Gruft, die einst die Gebeine Napoleons beherbergt hatten. In der Nähe des Grabmals standen Cypressen und Rosensträuche, von welchen auch uns Einiges zum Andenken mitgegeben wurde.

Es war Napoleons Wunsch, wie er ihn auch in seinem Testamente ausgesprochen hatte, einst an der Seine begraben zu werden. Derselbe wurde ihm jedoch erst viele Jahre später erfüllt. Mit Bewilligung der englischen Regierung wurden seine Gebeine im Jahre 1840 durch den Prinzen Joinville nach Paris abgeführt, wo deren feierliche Beisetzung im Dom der Invaliden erfolgte. Vieles, was Napoleon gesprochen und gethan hat, ist bei den Bewohnern noch in frischem Andenken.

Das Klima auf St. Helena ist äußerst angenehm. Es

finden hier nie Gewitter statt, und Orkane und Erdbeben sind ebenfalls unbekannt. Sowohl europäische Gewächse als Südfrüchte gedeihen dort mit wenigen Ausnahmen.

Nach unserm Schiffe zurückgekehrt, wurden die Wassertonnen gefüllt. Es kam nämlich ein Wasserschiff ganz nahe zu dem unsrigen, und dann wurde das Wasser vermittelst eines großen Schlauchs herübergepumpt.

Am 13. August Nachmittags um 6 Uhr verließen wir St. Helena. Wenige Tage darauf hatten wir den Schmerz, daß unser ältester Sohn, damals 4 Jahr alt, in Folge des unverständigen Spielens der Schiffsofficiere mit ihm, sich beide Knochen seines linken Vorderarmes brach, wobei er beinahe über Bord geworfen wäre. Ich richtete den Arm so gut als möglich ein, legte Schienen und den nöthigen Verband an, mußte aber befürchten, da wir der Linie immer näher kamen, und es heißer und drückender wurde, daß der Brand dazu schlagen würde. Aber der Herr sahe uns und unser Kind in Gnaden an und wandte die Gefahr ab. Beim Schaukeln und Bewegen des Schiffes mußten wir das Kind bei Tage und bei Nacht stets sorgfältig im Auge behalten. Ich war voller Erwartung, wie die Heilung vollbracht sein würde, weil gar zu leicht beim Bruch des Vorderarmes eine Steifigkeit zurückbleibt. Aber wie freute ich mich und dankte Gott, als ich den Verband öffnete und fand, daß die Heilung ganz gut gelungen war; denn mein Sohn konnte den Arm nach allen Richtungen bewegen und keine Steifigkeit war zu merken.

Unsere Reise ging nicht so schnell, wie wir's erwarteten, von St. Helena vorwärts; denn wir hatten zwischen den Wendekreisen sehr schwachen Wind, der die Segel nur wenig zu schwellen vermochte. Einige Mal trafen wir in den

Tropengegenden mitten auf dem atlantischen Ocean auf eine große Anzahl Zugvögel, welche von einem kälteren Klima nach einem wärmeren ihren Weg von N.-O. nach S.-W. nahmen. Wir hörten ihr Kreischen und Schreien, aber kaum hatten sie sich gezeigt, so waren sie auch bald unsern Blicken entschwunden. Der Kapitain meinte, daß sie in einer Stunde etwa 60 englische (15 deutsche) Meilen zurücklegten.

Unser Weg führte uns durch den Golf-Strom, der im mexikanischen Meerbusen entspringt. Dieser ungeheure oceanische Fluß hat anfangs nur eine Breite von 3 Meilen, aber eine Geschwindigkeit von nicht weniger als 4—5 Meilen in jeder Stunde. Er fließt mit abnehmender Geschwindigkeit zuerst in nordöstlicher Richtung, erweitert sich aber später sehr beträchtlich und wendet sich dann ostwärts nach den Azoren und zuletzt nach Süden, wo er nach einer kreisförmigen Bewegung sein Wasser wieder mit dem Aequatorialstrome vereinigt. Das Wasser des Golfstromes gränzt sich so bestimmt ab, daß man die Linie, auf welcher es sich mit dem gewöhnlichen Meerwasser vereinigt, mit dem Auge verfolgen kann.

4. Aufenthalt in Amerika.

An dem Tage nach unserer Ankunft in New-York ging ich an's Land. Ich hatte Empfehlungsbriefe an dortige Geistliche und fand bei einem derselben einen Brief von Herrn Pastor Hoffmann aus West-Leyden vor, der mich freundlich einlud, mit meiner Familie zu ihm zu kommen und zunächst bei ihm zu bleiben, bis ich ein passendes Pfarramt gefunden hätte. Meine nächste Sorge war nun, meine Familie an's Land zu bringen und dann Vorkehrungen zur Weiterreise

zu treffen. Aber da gerade in jenen Jahren in Folge der europäischen Revolution im Jahre 1848 von Deutschland große Auswanderungen nach Amerika stattfanden, so waren alle Hotels sehr besetzt, und ich sah keine Möglichkeit, für meine Familie, wenn ich nicht ungeheure Summen zahlen wollte, ein Unterkommen zu finden.

Ich klagte meine Noth unserm Schiffskapitain. Und siehe, Gott, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, lenkte auch das seinige, daß er mir sagte: „Wenn Sie sich auf meinem Schiffe wohl fühlen, so bleiben Sie, so lange es Ihnen gefällt, bis Sie Ihre Sachen geordnet haben; was wollen Sie erst nach dem Gasthause gehen." Ich war dadurch sehr überrascht und nahm sein gütiges Anerbieten mit großem Dank an. So hatte der Herr uns auf's Neue ein Unterpfand seiner Liebe und Fürsorge gegeben und unsern Kleinmuth und Verzagtheit in diesem fremden Lande, wo jeder Schritt noch dunkel vor uns war, in glaubensvolle Zuversicht verwandelt.

Einer meiner ersten Gänge war zu dem Eigenthümer unseres früheren Washington, auf dem wir den fürchterlichen Orkan durchgemacht hatten. Derselbe hatte nach dem Buchstaben des Gesetzes das Recht, die mir vom Kapitain Cole in Mauritius zurückgezahlte Summe von dem Passagiergelde von mir wieder zu verlangen. Ich war gespannt auf das Resultat. Aber Gott that auch hier über Bitten und Verstehen und bereitete uns eine neue Freude. Der Eigenthümer vom Washington, mit dem der Kapitain Cole zu unseren Gunsten bereits gesprochen hatte, wollte seine Rechte gegen mich, als Geistlichen, nicht geltend machen und erließ mir die Wiedererstattung des erhaltenen Geldes. Durch diese höchst günstige Wendung gab uns Gott, der

nach seiner Allwissenheit voraussah, auf welche unerwartete Hindernisse ich in Amerika wegen einer Anstellung im Pfarramte stoßen und wie sich mein Gesundheits-Zustand entwickeln würde, die Mittel in die Hände, mit denen wir unsere Bedürfnisse dort bestreiten konnten.

In etwa 8 Tagen waren meine Geschäfte in New-York besorgt. Der Kapitain Whiteside, der uns in dieser Zeit auf seinem Schiffe gastlich bewirthet hatte, wollte dafür nicht die geringste Vergütigung annehmen. So erfuhren wir von diesem Manne auf der Fahrt und auch hier gerade das Gegentheil von dem, was wir von ihm in Mauritius durch üble Gerüchte über ihn befürchtet hatten.

Wir reisten darauf theils auf einem Dampfschiffe des Hudsonflusses, theils auf der Eisenbahn zu unserm Freunde in West-Leyden, das in der Nähe von der Stadt Rome im Staate von New-York liegt. Beim Transport meiner Sachen auf's Fahrzeug, die ich zu Wasser voran schickte, war mir ein Fuhrmann, ein Methodist, behülflich, ohne den ich einer großen Prellerei ausgesetzt gewesen wäre. Derselbe bot mir seine Dienste an und sagte zu mir: „Ich sehe Sie sind ein Geistlicher, und da Manche sich die Unkenntniß der neuen Ankömmlinge zu Nutze machen und sie übervortheilen, so will ich Ihr Gepäck auf's Boot bringen." So verschaffte uns der Herr in dem fremden Lande Freunde und Beschützer.

Auf der Reise waren wir der Prellerei der Yankees (Amerikaner), selbst der eines Eisenbahnbeamten ausgesetzt, es blieb uns aber nichts übrig, als die verlangte Summe zu zahlen, weil wir keine Zeit hatten, uns Recht zu verschaffen.

Bei unserer Ankunft in West-Leyden wurden wir von Herrn Pastor Hoffmann höchst freundlich aufgenommen. Ich hörte von ihm, daß zwei gute Pfarrstellen, die durch seine

Vermittelung für mich lange Zeit offen gehalten wurden, kurz vor meiner Ankunft besetzt seien, weil er den betreffenden Gemeinden, da er von unserm Schiffbruch nichts gehört hatte, keine bestimmte Auskunft über mich geben konnte. Wir nahmen auch dies aus der Hand Gottes an und erkannten später selbst hierin die gnädige Führung unseres Herrn, der nur das Beste mit uns im Sinne hatte, wenn wir's auch augenblicklich nicht einsahen. Da der Winter vor der Thür war und mein Gesundheitszustand es damals noch zuließ, ein Pfarramt zu übernehmen, that ich sogleich die nöthigen Schritte. Ich reiste selbst nach Pennsylvanien zum Präsidenten einer lutherischen Synode, um meine Anstellung zu beschleunigen; aber wohin ich auch kam, fand ich die Thüren zu einem Amte augenblicklich verschlossen. Da die Witterung immer rauher wurde, kehrte ich sehr leidend zurück.

Unserm Freunde in West-Leyden wollten wir nun nicht länger beschwerlich fallen, da ohnehin das Klima des hochgelegenen Ortes für uns viel zu kalt und rauh war. Wir schlugen daher unsern Wohnsitz in seiner Nähe in dem bedeutend tiefer gelegenen Städtchen Rome auf, wo wir abwarten wollten, bis sich eine passende Stelle für mich gefunden hätte. Inzwischen war der Winter hereingebrochen und zwar in einer Strenge, wie es in dieser Gegend seit vielen Jahren nicht der Fall war. Unsere Kinder, die noch nie einen Winter erlebt hatten, freuten sich außerordentlich Schnee zu sehen, erstaunten aber nicht wenig, als derselbe in ihren Händen zu Wasser wurde. Auf mich übte das rauhe Klima, da ich viele Jahre im tropischen Lande gewesen und unmittelbar vor dem Winter in Amerika angekommen war, und ebenso auch der schnelle Wechsel der Temperatur, welcher fast

täglich dort stattfindet, einen höchst nachtheiligen Einfluß aus. Dazu kam der traurige Umstand, daß wir uns in den kleinen amerikanischen Bretterhäusern durch die eisernen Oefen vor Kälte nicht recht schützen konnten. Dadurch wurde mein Husten, den ich von Mauritius mitgebracht hatte, der aber in der Tropengegend besser geworden war, verschlimmert und ein gefährliches Brustübel bildete sich allmählig bei mir aus. Obgleich es mir jetzt nicht an Anträgen fehlte, so war ich doch durch meinen Gesundheitszustand verhindert, ein Amt zu übernehmen; ich hoffte aber, meine Krankheit würde sich bald geben und hatte die Absicht, in eine mir offen gehaltene Stelle im Frühling einzutreten.

Inzwischen knüpfte ich Unterhandlungen mit einigen Missionsgesellschaften an, und suchte dieselben für die Begründung einer Mission auf Mauritius, wie ich's den Hindus zugesagt hatte, anzuregen; aber vergeblich.

Je länger ich mich in Amerika aufhielt, desto genauere Einsicht bekam ich in die dortigen Zustände, die ich bisher nur aus Blättern kennen gelernt hatte. Ich fand, daß die Schilderungen derselben, wie sie in der evangelischen Kirchenzeitung mitgetheilt wurden, der Wahrheit getreu waren; Manches war sogar noch viel schlimmer, als der Berichterstatter zur öffentlichen Kenntniß gebracht hatte. Die kirchlichen Zustände der deutschen Gemeinden in Amerika sind wirklich sehr beklagenswerth. Es zeigt sich ein großer Weltsinn in denselben und demokratische Elemente sind in ihr vorherrschend. Obgleich es nicht an wohlhabenden Gemeinden fehlt, so sind doch die Opfer, die sie für kirchliche Zwecke, als Kirchenbauten und dergl. darbringen, bedeutend geringer als die der evangelisch-amerikanischen Gemeinden. Die deutschen Pastoren sind deshalb oft genöthigt, die Hülfe der englisch-amerikanischen

Christen in Anspruch zu nehmen. Der deutsche Geistliche genießt nur in höchst seltenen Fällen die ihm gebührende Achtung von seinen Gemeindegliedern, die überall dem amerikanischen Geistlichen von seinem Pfarrkindern zu Theil wird. Der deutsche Pastor wird gewöhnlich auf ein oder zwei Jahre mit kurzer Kündigungsfrist gewählt; predigt er nicht, so wie die Gemeinde es wünscht, so kündigt sie ihm, und er kann dann sehen, wo er mit seiner Familie bleibt. Geistliche, die es treu und gewissenhaft mit ihrem Amte meinen und nicht der Menschen, sondern Gottes Knechte sein wollen, stoßen auf viele Widerwärtigkeiten. Einem Pastor in Utica, den ich persönlich kennen lernte, machte man verschiedene Vorschriften in Betreff seines Amtes, die er ablehnen mußte. Was geschah? Die Gemeinde spaltete sich, der größte Theil fiel von ihm ab, und nur der geringere bessere Theil blieb mit ihrem alten Pastor, einem wirklich biedern und frommen Manne, verbunden. Einem andern Geistlichen, in dessen Gemeinde ich eine Missionsstunde gehalten hatte, wurde seit einem Jahre nicht das Gehalt gezahlt, und er sah sich deshalb genöthigt, seine Stelle aufzugeben. Einem dritten Geistlichen wurde die Kirche zugeschlossen. Dieser Mann äußerte zu mir sein großes Bedauern, daß er nicht ein Handwerk wisse, um sich neben seinem Amte von seiner eigenen Hände Arbeit ernähren zu können, damit er nicht nöthig hätte, von der Laune der Leute abzuhängen.

Bei der Gehaltsauszahlung für die Geistlichen von Seiten der Gemeinde gilt im Allgemeinen der Grundsatz: Erst werden die Ausgaben für den Hausstand bestritten; dann wird, wenn die Umstände es gestatten, eine gewisse Summe als Spargroschen auf die Seite gelegt oder auf der Bank untergebracht und dann, wenn man noch einen Groschen üb=

rig hat, so wird er dem Geistlichen gegeben. Ist kein überflüssiges Geld vorhanden, dann erhält er nichts, und er kann sehen, wie er mit seiner Familie fertig wird, oder er muß so lange warten, bis sein Pfarrkind eine neue Einnahme hat, die ihm gestattet, Etwas abzugeben.

Um dem zügellosen Wesen in den deutsch-amerikanischen Gemeinden entgegen zu treten, haben sich in verschiedenen Staaten deutsche Synoden gebildet, die darauf halten, daß nur solche Geistliche angestellt werden, die wenigstens einigermaßen eine theologische Bildung erhalten und ihre Prüfung bestanden haben. Glücklicherweise giebt es noch Gemeinden, welche auf Zucht und Ordnung halten, die nur solchen Männern das geistliche Amt übertragen, die von der Synode für tüchtig erklärt worden sind. Es giebt aber leider auch genug Gemeinden, welche nach keiner Synode fragen und sich Leute wählen, die nach ihrem Geschmack sind, mögen sie orthodox sein oder nicht, tüchtig oder untüchtig; ebenso giebt es leider auch Synoden, welche sich alle möglichen Freiheiten herausnehmen.

Auf Gelehrsamkeit wird in Nord-Amerika wenig gegeben. Die, welche darauf Ansprüche machen, pflegen sich oft hochklingende Namen beizulegen, die ihnen nach unsern Begriffen niemals zukommen. Da heißt es oft, Herr N. ist Professor davon und davon, während man doch nur sagen sollte, er ist Lehrer der Physik, Arithmetik u. s. w. Das Wort Professor gilt dort nicht in der Bedeutung von gründlicher Tüchtigkeit in gewissen Fächern, sondern die Amerikaner nehmen das Wort in seinem buchstäblichen Sinne.

Der Materialismus spielt in jenem Lande eine große Rolle. „To make money,“ d. h. Geld verdienen — die Deutschen nennen es dort „schaffen“ — ist der Grundzug in

dem Charakter des Amerikaners. Oft verkauft ein Amerikaner sein Haus und seinen Acker, die im guten Zustande sind, wo er seine Tage in Ruhe zubringen könnte, und zieht tief in die Urwälder, um dort von Neuem sich anzubauen und opfert dem Mammon nicht nur Gesundheit, Ruhe und Bequemlichkeit, sondern auch Liebe und Freundschaft. Das Unabhängigkeitsgefühl macht sich in allen Schichten des Volkes geltend. Selbst Eltern haben über ihre eigenen Kinder sehr wenig Gewalt.

Jeder sucht so bald wie möglich in Amerika eine selbständige Stellung zu erlangen. Es ist ein Glück, daß von Zeit zu Zeit Auswanderer dahin kommen, sonst würde es dort an Dienstboten fehlen. Die Dienstmädchen finden aber in New-York, im Lande der Freiheit, ihren Namen zu erniedrigend, und wollen deshalb nur Gehülfinnen der Frau heißen. Die Dienstboten sind in Amerika sehr kostspielig, und gehören, man möchte sagen, zu den Luxusartikeln; sie beanspruchen viel Lohn, gute Kost und wollen wenig thun. Anstatt, daß sie nach den Wünschen der Herrschaft handeln sollten, wollen sie, daß diese sich nach ihrem Willen richten möchte. Wird den Dienstboten gestattet auszugehen, so erlauben sie sich dabei die größte Freiheit und bleiben so lange wie es ihnen gefällt fort. Stellt man sie darüber zur Rede, so packen sie ihre Sachen zusammen und gehen davon. Man muß es fast als eine Gefälligkeit ansehen, daß der Dienstbote noch Etwas arbeiten will. Deshalb sucht Jeder, wenn ihn nicht die höchste Noth dazu treibt, Knechte und Mägde zu halten, sich seine Arbeit selbst zu machen. Es schändet aber auch in Amerika nicht die Axt oder den Spaten in die Hand zu nehmen, oder den Karren zu führen. Leute, die in Deutschland in den glänzendsten Verhältnissen sich befan-

den, müssen dort Herr und Knecht, Frau und Magd zugleich sein.

Unter den vielen Einwanderern sind die Irländer am verachtetsten. Der Deutsche läßt es in der neuen Welt nicht an Fleiß und Betriebsamkeit fehlen; aber es hat sich gar Mancher über die glücklichen Zustände in dem Lande der Freiheit bitter getäuscht. Würde Einer in Deutschland so arbeiten, wie er dort arbeiten muß, so würde es ihm in seiner Heimath in den meisten Fällen viel besser gehen. Der größte Theil von den Einwanderern würde zurückkehren, wenn er nur die Mittel dazu hätte.

Unter den Amerikanern findet nur selten ein gemüthlicher, geselliger und freundschaftlicher Verkehr statt. Jeder denkt nur an sich und nimmt wenig oder gar keine Notiz von seinem Nachbar. Die Dörfer in Amerika muß man sich nicht so wie in Deutschland vorstellen, wo ein Gehöft an das andere grenzt. Gewöhnlich hat der Bauer den ganzen Acker, der nothdürftig eingezäunt ist, um sein Haus herum liegen. Da die Häuser weit von einander entfernt sind, so kann einer ausgeplündert werden, oder es kann ihm wer weiß was zustoßen, ohne daß der Nachbar etwas davon erfährt.

Die Auswanderer haben mit dem Urbarmachen des Landes viel Noth und Mühe und müssen oft kümmerlich und auf elende Weise ihr Leben zubringen, indem ihnen nicht bequeme Wohnungen, sondern nur Block- oder Bretterhäuser zu Gebote stehen; auch können sie sich oft das Nöthigste nicht einmal für Geld anschaffen; nur ihren Kindern ist in manchen Fällen ein besseres Loos beschieden.

Das weibliche Geschlecht genießt bei den Amerikanern eine sehr große Achtung. Fast alle Frauen gelten als „Ladies.“ Das Tabackkauen, was sonst nur Matrosen zu thun pflegen,

ist in Amerika unter den Männern allgemein verbreitet. Wiegestühle findet man in jedem guten amerikanischen Hausstande und sie werden fleißig von Jedermann benutzt.

Schornsteinfeger giebt es im Innern Amerika's nicht, denn Niemand will sich dazu hergeben. Daher kommt es, daß der Schornstein nie gefegt wird. Wenn er voll Ruß geworden, läßt man ihn gewöhnlich ruhig ausbrennen; nicht selten schlägt dann die Flamme sehr hoch empor. Bei den massiven Häusern, die mit Dachsteinen gedeckt sind, geht dies gefahrlos ab, aber bei der Mehrzahl der Bretthäuser, die besonders von Deutschen und Irländern bewohnt sind, kann es manchmal recht gefährlich werden. Wenn sich der Ruß im Schornstein zur Nachtzeit entzündet, kann einem das Haus über dem Kopfe abbrennen, und wenn die Balken oder das Dach bereits Feuer gefangen haben, dann ist an ein Retten der Sachen nicht mehr zu denken. Aus diesem Grunde rieth man mir, die wichtigsten Papiere in einem Blechkasten gleich zur Hand zu haben. Bald wäre auch unser Haus verbrannt. Eines Abends saßen wir ruhig beim Essen; da trat unsere Nachbarin herein und sagte uns: „Erschrecken Sie nicht, Ihr Schornstein brennt. Es sind aber schon Leute auf dem Dach, um das Anbrennen zu verhüten. Mit Gottes Hülfe ging die Gefahr gnädig vorüber.

Die Betrügerei wird in Amerika in großem Maßstabe getrieben. Die amerikanische Justiz hat im Auslande wenig Credit. Für die Sendungen von Indien und andern Ländern nach Amerika sucht man sich gewöhnlich durch Wechsel auf gute Handelshäuser in England zu sichern. Deutsche Auswanderer, die kein Wort englisch verstehen und nach Amerika kommen, werden oft schrecklich betrogen und hintergangen.

Auch auf ein Menschenleben wird in Amerika nicht viel gegeben. Es geschieht in den Süd-Staaten nicht selten, daß die Kapitaine der Dampfschiffe Wettfahrten anstellen. Am Tage läuft es meist gut ab, aber in der Nacht nimmt die Fahrt oft ein trauriges Ende. Da durch den Missisippi auch große Bäume entwurzelt und fortgerissen werden, und diese hier und dort im Strome liegen bleiben, so kommt es oft vor, daß ein Dampfschiff gegen die Aeste eines solchen Baumes anfährt und dadurch stark beschädigt und zum Sinken gebracht wird. Andererseits wird auch durch Ueberheizung des Ofens viel Unglück angerichtet. Durchschnittlich verunglückte alle 14 Tage ein Dampfschiff, auf denen schon viele ihren Tod gefunden haben. Ebenso geht es auf dem Eisenbahnen in Amerika recht wild her. Es giebt dort nur wenige Bahnwärter und selbst auf den belebtesten Bahnen findet man nur an wenigen Stellen ein doppeltes Geleise. Wenn der Conducteur an einem Orte ankommt, und sieht, daß der Zug von dem zunächst liegenden Orte noch nicht da ist, so läßt er die Maschine pfeifen, und empfängt er kein Gegensignal, dann fährt er geschwind zu, in der Hoffnung noch die nächste Station ehe die entgegengesetzte Locomotive ankommt zur rechten Zeit zu erreichen. Manchmal gelingt es, aber oft ereignet es sich, daß der Conducteur schon unterwegs mit dem andern Zuge zusammentrifft, wodurch viel Schaden angerichtet wird. Die Behörde sucht diesem Unwesen nur dadurch zu steuern, daß sie die betreffenden Gesellschaften für den bereiteten Schaden verbindlich macht und sie nöthigt, wenn der Versorger einer Familie verunglückt ist, für die Hinterbliebenen desselben je nach seinem Stande große Summen, ja selbst Tausende von Dollars zu zahlen.

5. Die Heimkehr.

Der Winter ging in Amerika seinem Ende entgegen, aber meine Hoffnung auf Wiederherstellung ging nicht in Erfüllung; mein Gesundheitszustand wurde immer bedenklicher. Nach Consultation mit einem englischen Arzte hielt er zu meiner Genesung ein milderes Klima durchaus für nothwendig. Wenn ich auch in Amerika ein passendes Klima hätte finden können, so war es doch für mich ein fremdes Land. Es war daher mein Wunsch, wenn es Gott über mich beschlossen haben sollte, mich aus der Zeit in die Ewigkeit abzurufen, meine Familie in Europa, in meinem Vaterlande, zu wissen. Ich traf deshalb Anstalten zur Abreise und schickte mein Gepäck von Rome etwa 8 Tage früher nach New-York fort, weil ich mich dort einschiffen und jeden unnützen und kostspieligen Aufenthalt vermeiden wollte.

Als ich in New-York ankam, waren zu meinem großen Erstaunen unsere Sachen noch nicht da, doch hoffte ich, sie würden eintreffen, ehe das Postdampfschiff, Washington, mit dem ich fahren wollte, in See ginge. Dies Schiff hatte stets gute Fahrten gemacht, während ein anderes, das Postdampfschiff Hermann, nicht im besten Rufe stand. Es mußte einen Monat zuvor, weil einiges an der Maschine zerbrach, zweimal umkehren.

Ich nahm daher die Passage auf dem Washington, theilte jedoch dem Agenten mit, daß wenn meine schon längst erwarteten Sachen nicht ankämen, ich die Reise hinausschieben müßte, und er war damit einverstanden. Aber ein Tag nach dem andern ging dahin, ich besuchte wieder und wieder die Eisenbahnstation, aber mein Gepäck war noch nicht eingetroffen. Nur kurze Zeit war bis zur Abreise übrig. Es lag mir sehr daran, mit dem Postdampfschiffe Washington

abzufahren, weil ich den Aufenthalt von vier Wochen, da nach diesem erst das nächste Postschiff abgehen sollte, in dem theuren New=York vermeiden wollte. Ich ließ deshalb meiner Sachen wegen sogleich telegraphiren, ja ich reiste selbst nach dem Absendungsorte, um mich genau über Alles zu unterrichten. Es ergab sich nun, daß mein Gepäck unterwegs auf einer Zwischen=Station liegen geblieben war, sollte aber auf meine dringende Vorstellung sogleich weiter befördert werden. Man sagte mir, ich sollte nur ruhig nach New=York gehen, daselbst würde ich meine Sachen vorfinden.

Der Tag der Abreise kam, aber mein Gepäck war noch nicht da. Ich mußte nun, so unangenehm es mir war, meine Reise auf dem Washington daran geben und mich dazu entschließen, vier Wochen später mit dem Hermann zu gehen. Da ich Alles, was in meinen Kräften stand zur Abreise aufgeboten hatte und dennoch nicht fortreisen konnte, so blieb ich ruhig und fügte mich in Gottes Willen; denn offenbar war hier seine Hand im Spiel. Es stellte sich zum Theil schon bald heraus, daß das Hinausschieben meiner Reise durch Gottes wunderbare Fügung nur zu meinem Besten geschah. Kaum waren ein Paar Tage verflossen, so erhoben sich fürchterliche Stürme, die Witterung wurde sehr rauh, und wir sahen ein, daß, wenn ich jetzt auf der See wäre, ich bei meinem schwachen Gesundheitszustande dies Wetter nicht ertragen hätte.

Meine Sachen trafen erst den Tag nach dem Abgange des Postdampfschiffes in New=York ein. Die Ursache der letzten Verzögerung lag darin, daß man den Güterwagen, auf dem sich dieselben befanden, unterweges auf einer Zwischenstation, was in Amerika nicht selten zu geschehen pflegt, abgehakt und statt dessen einen andern Wagen angehängt hatte.

Wir wohnten in einem Gasthofe New-York's. Bei unserm verlängerten Aufenthalt hatte ich Gelegenheit, diese Stadt und das Thun und Treiben darin etwas näher kennen zu lernen.

New-York, die Hauptstadt der Vereinigten Staaten Nord-Amerikas, hat mit Schnelligkeit an Ausdehnung zugenommen. Sie hatte 1793 nur 22,000 Einwohner, 1850 über eine halbe Million und jetzt zählt sie gegen eine Million. In New-York und dessen nächster Umgebung wohnen etwa 80,000 Deutsche. Die Stadt hat eine höchst günstige Lage. Sie liegt auf einer Landzunge, welche durch zwei tiefe Meereinschnitte gebildet wird. Auf der einen Seite mündet der herrliche Hudson, auf der andern der **East river** oder Ostfluß in den Meerbusen von **Long Island** (spr. Long Eiländ).

Das tiefe Fahrwasser erlaubt den größten Schiffen den Zugang und bietet unvergleichliche Häfen, da die Insel Long Island und andere kleinere Inseln dergestalt vor der Mündung des Hudson liegen, daß sie vollkommen Schutz gegen Wind und Wellen gewähren. Man sieht am Gestade, an den Quai's, Seeschiffe in endloser Reihe vor Anker liegen. Fortwährend kommen und gehen Schiffe und Dampfer nach den verschiedensten Richtungen, weil der überseeische Handel in New-York in der großartigsten Weise betrieben wird.

Quer durch die vielen kurzen Straßen auf der Landzunge, die zwei englische Meilen breit ist, schneidet die große Hauptstraße der Stadt, „**Broadway**“ (breite Straße). Die Häuser sind überall im englischen Styl erbaut, gewöhnlich drei Fenster breit und drei Stockwerke hoch. Es findet in **Broadway** ein rastloses Treiben statt. An den Wochentagen bewegen sich in wahrhaft fieberhafter Hast große Menschen-

massen, die ihren Geschäften nachgehen. Die zahllosen Cabs (leichte zweirädrige Wagen) und Fiakers (Mieth- oder Lohnkutschen) nebst den ohne Unterlaß auf- und abfahrenden Omnibus verursachen ein furchtbares Gerassel. Die Omnibus haben eine echt amerikanische Einrichtung, wodurch man den Conducteur erspart. Die Wagenthür steht nämlich durch einen Riemen mit dem Sitz des Kutschers, der auch das Fahrgeld einnimmt, in Verbindung.

Es fehlt in New-York nicht an großen, prächtigen Gebäuden, die für öffentliche Zwecke bestimmt sind z. B. die City Hall, das Zollhaus und dergl. Die Hauptkirche von New-York ist die Trinity Church, am Broadway im gothischen Styl aufgeführt. Der Thurm derselben hat die Höhe von 264 Fuß. Die Zahl der Kirchen und Bethäuser soll sich auf 250 belaufen.

Der Sonntag wird von den Anglo-Amerikanern ebenso streng durch Enthaltung von aller Beschäftigung gefeiert, wie von den Engländern, besonders von den Schotten in Europa. Während in den Wochentagen es auf den Straßen New-York's äußerst belebt ist und man in manchen, vornämlich in Broadway und am Strande vor den vielen Fuhrwerken nicht durchkommen kann, herrscht am Sonntag eine große Sabbathstille, was auf's Gemüth einen höchst wohlthuenden Eindruck macht. Nur selten begegnet man einem Wagen. Die Läden sind allenthalben geschlossen. Das Wogen und Treiben der Menschen hat aufgehört; wohin man geht, ist es still und friedlich. Die, welche sich auf der Straße sehen lassen, sind meist solche, die nach dem Gotteshause gehen. — Auch in den öffentlichen Lokalen findet eine große Stille statt. In einem Gasthause für Matrosen, das ganz in unserer Nähe lag, war Nacht für Nacht Musik, Tanz und Spektakel, was

uns oft am Schlafe hinderte, aber am Sonntag war Alles still und ruhig.

Worüber ich mich in New=York sehr wunderte, das waren die vielen Feuersbrünste, die dort stattfanden. Kaum verging eine Nacht, wo nicht Feuer war. Viel soll dazu beitragen, daß Manche sich in mehreren Feuerversicherungskassen hoch versichern lassen, um dann durch das Abbrennen schnell reich zu werden. Was davon wahr ist, lasse ich dahin gestellt sein. Ich sah mich dadurch veranlaßt, meine Sachen selbst für den kurzen Zeitraum von vier Wochen zu versichern, um vor Verlust geschützt zu sein.

Bei dem beständigen Gehen und Kommen so vieler Fremden und Einwanderer in dieser großen Stadt, kann die Betrügerei recht ihr Wesen treiben. Auch viele Deutsche verfallen gleich nach ihrer Ankunft den Netzen der verschmitzten Betrüger, die am Hafen ihrer warten und unter der Maske dienstfertiger Freundschaft sie ausplündern. Im Interesse der Einwanderer hat sich darum in New=York eine Gesellschaft gebildet, die ihnen ihre Agenten in den Hafen weit entgegenschickt, um dem Ankömmling mit Rath und That beizustehen. Aber was thun die Betrüger? Sie gehen ebenfalls in die See, besteigen die Emigrantenschiffe und suchen die wahren Freunde der Einwanderer auf schändliche Weise zu verdächtigen. Die Emigranten dadurch irre geleitet, vertrauen sich daher nicht den Wohlgesinnten, sondern häufig den Betrügern an, die sie in Gasthöfe führen, wo sie tüchtig geprellt werden.

Wenn die Einwanderer zum Dampfschiff gehen, um die Reise ins Innere des Landes fortzusetzen, pflegt man gewöhnlich einen zweirädrigen Wagen zu miethen, auf den die Kisten und Koffer geladen werden. Die Zeit der Abfahrt ist

bestimmt und das Passagiergeld bereits gezahlt. Da geschieht es denn, daß der Fuhrmann mit den Sachen so langsam als möglich fährt. Die Einwanderer treiben ihn an doch schneller zu fahren, aber ohne Erfolg. Sie gehen dann voraus, besteigen das Dampfschiff um vielleicht noch etwas dort in Richtigkeit zu bringen und die Zeit der Abfahrt nicht zu verpassen. Sie winken und rufen dem Fuhrmann zu, sich zu beeilen, aber er macht, als kann er der vielen Fuhrwerke wegen, die ihm am Landungsplatze begegnen, nicht vorwärts kommen. Da schlägt die Schiffsglocke, das Signal zur Abfahrt wird gegeben, und fort geht das Dampfschiff, während die Sachen auf dem Wagen zurückbleiben. Die armen Einwanderer sind nun um ihr Hab und Gut gebracht, denn in den wenigsten Fällen wissen sie den Namen des Fuhrmanns und die Nummer seines Wagens anzugeben, um zu ihrem Besitz wieder zu gelangen. —

Endlich kam der lang ersehnte Tag unserer Abreise von Amerika heran. Es war dies am 24. April 1852. Ich verabschiedete mich von meinen Bekannten und begab mich auf das Postdampfschiff „Hermann," vor welchem ich wegen mancher übler Gerüchte ein großes Vorurtheil hatte. Unsere Reise wurde diesmal dadurch erschwert, daß wir zwei kranke Kinder hatten. Es half aber nichts, wir mußten fort. Die Krankheit unserer Kinder wurde unterweges immer bedenklicher, und es schien fast, als müßten wir eins von ihnen in der Tiefe des Meeres begraben. Doch der Herr wandte dies auf der Reise noch in Gnaden ab.

Beim Einlaufen in den Kanal **la Manche** begegneten wir einer Anzahl Schiffe. In der Nacht machten sich dieselben mit ihrer Beleuchtung — denn jedes Schiff hatte am Maste eine Laterne aufgehängt — sehr schön. Links von

uns lag England's Küste mit den steilen Kreidefelsen. Bei Cows auf der Insel Wight, Portsmouth gegenüber, wo wir etwa eine Stunde landeten, verließen uns einige Passagiere. Hier erfuhren wir, daß das Postdampfschiff Washington, mit dem wir zuerst reisen wollten, sehr stürmisches Wetter und eine schlechte und lange Fahrt gehabt habe; außerdem sagte man uns, daß der Kapitain desselben wahnsinnig geworden sei und das Schiff stranden wollte. Man war deshalb genöthigt, ihm das Schiffscommando abzunehmen und ihn in Cows in eine Irrenanstalt zu bringen. Obgleich nun der erste Officier die Leitung des Schiffes übernommen hatte, so wollten doch viele von den Passagieren unter diesen traurigen Umständen ihre Reise auf dem Washington nicht weiter fortsetzen und gingen hier an's Land. Jetzt erkannten wir ganz deutlich das wunderbare Walten Gottes, wie er nur Liebes- und Friedensgedanken mit uns hatte, als er durch seine gnädige Dazwischenkunft unsere Abreise mit dem Washington verhinderte.

Unsere Fahrt auf dem Hermann war eine über alles Erwarten schnelle und glückliche, wie sie dies Schiff noch nie vorher gemacht hatte. Eine Amerikanerin sagte daher zu meiner Frau: „Man pflegt zu sagen, wenn ein Geistlicher an Bord ist, so hat man eine lange und unglückliche Fahrt; aber nun glaube ich's doch nicht. Sie sind an Bord gewesen und wir hatten eine gute und schnelle Reise."

Am 8. Mai kamen wir wohlbehalten in Bremen an, nach einer Reise von 13½ Tagen. Früh am 10. Mai reisten wir nach Berlin ab und kamen hier noch an demselben Tage Abends um 9 Uhr an, nach einer Abwesenheit von zehn Jahren. Ich betrat diese Stadt mit einem Gefühl der Freude, jetzt meine alten Bekannten wieder zu

sehen, aber auch mit einem Gefühl der Wehmuth und bangen Besorgniß, wenn ich in die Zukunft schaute, indem meine Gesundheit gebrochen war und ich zwei schwer kranke Kinder mitgebracht hatte, von denen das jüngste schon vier Tage nach unserer Ankunft starb.

Meine Gesundheit besserte sich nicht so schnell, wie ich's erwartet hatte, doch hinderte mich das nicht bei meiner Missions-Gesellschaft das Interesse für die Hindus auf Mauritius zu erwecken. Sprach doch so Vieles für die Gründung einer Mission daselbst! Da sich inzwischen mein Gesundheits-Zustand gebessert hatte, so faßte meine Gesellschaft den Entschluß auf Mauritius eine Mission zu gründen, und mich dorthin zu senden. Schon trafen wir Vorkehrungen zu unserer Abreise, ich bekam aber einen Rückfall meiner Krankheit und das Missions-Comitee sah sich dadurch veranlaßt von meiner Verwendung zum Missionsdienste gänzlich abzustehen.

Schwer, sehr schwer fiel mir die Entscheidung, daß ich nun meinen schönen Missionsberuf daran geben sollte. Es währte sehr lange, ehe ich mich hierein finden konnte und sprechen lernte: „Herr dein Wille geschehe!“ Denn es war mein Wunsch, im Dienste der Mission zu leben und zu sterben. Ja, noch jetzt wird mein Herz mit Schmerz und Wehmuth bei dem Gedanken erfüllt, daß ich in dem mir theuer gewordenen Missionsdienste nicht mehr thätig sein darf, da es für mich keinen schöneren Beruf giebt, als ein Heidenbote zu sein. Wenn ich aber auch jetzt nicht direkt im Heidenlande thätig sein kann, so suche ich doch unter Gottes Beistand meine Zeit und Kräfte der Förderung des Reiches Gottes zu widmen.

Schlußbemerkung.

Kirche und Mission und die Stellung der Missionare in der Kirche.

Die in dem Buche enthaltenen Mittheilungen haben gezeigt, daß der Herr für die Mission auch in Ostindien eine große Thür aufgethan hat, und daß dort schon manche schöne Erfolge erreicht sind. Aber die Christenheit hat noch ein großes Werk vor sich, wenn das Christenthum durch die Mission in Ostindien und andern heidnischen Ländern eine herrschende Religion werden soll. Es müssen darum alle Kräfte in der Kirche herangezogen werden, um dies herrliche Ziel zu erlangen.

Wir freuen uns von ganzem Herzen darüber, daß die evangelische Kirche es mehr und mehr als ihre heilige Pflicht erkennt, daß sie die Missionssache zu unterstützen und zu fördern hat, und daß sie aus ihrer Erstorbenheit zum neuen Leben erwacht nun daran denkt ihre lang vernachlässigte Pflicht zu erfüllen. Die Mission hat mit diesem Jahrhundert einen neuen Aufschwung genommen, der noch immer in der Zunahme begriffen ist.

Es sind erst wenige Jahrzehnte her, daß man in Deutschland und in Preußen es für eine außergewöhnliche, ja unnütze Sache hielt, sich bei der Mission zu betheiligen. Man dachte, es gäbe genug Dinge im Vaterlande, um die man sich zu kümmern habe, als an die Bekehrung der Heiden zu denken, die uns überdies nichts angingen. Manche hielten sogar die Heiden für glückliche und selige Menschen, die man in ihrer Lage nicht stören dürfe. Wer sich früher bei der Missionssache betheiligte, hatte etwas von der Schmach Christi zu tragen. Daher trugen nur die Stillen im Lande die Mission auf ihrem Herzen und sorgten dafür, daß auch

den Heiden das Evangelium verkündigt wurde. Ein Missionsfreund und Pietist war ziemlich gleich bedeutend. Gar oft legten die Vorgesetzten ihren Untergebenen Hindernisse in den Weg, wenn sie Vereine gründen, Missionsstunden halten und Missionsfeste feiern wollten. Jetzt dagegen ist es anders. Das Werk der Mission wird je länger, je mehr als eine allgemeine Christenpflicht erkannt.

Auch in unserer evangelischen Kirche ist das Interesse für die Mission allgemeiner geworden. Ihr Gebiet erweitert sich Jahr für Jahr, und gar Viele halten es für eine Ehre sich daran zu betheiligen. Missionsvereine sind an vielen Orten errichtet, die ihre Missionsstunden monatlich abhalten, und Missionsfeste, zu denen Tausende hinströmen, werden alljährlich gefeiert. Consistorien und andere geistliche Behörden fordern sogar die Geistlichen auf, die Mission zur allgemeinen Kenntniß ihrer Kirchenmitglieder zu bringen und das Interesse dafür bei ihnen anzuregen. Ja noch mehr; selbst in dem allgemeinen Kirchengebete wird jetzt auf höhere Verordnung vom Altare aus der Mission unter Juden und Heiden und der Knechte, die an diesem Werke thätig sind, gedacht, und die Kirche bezeugt dadurch öffentlich, daß die Mission nicht eine Partei-Sache, sondern eine Angelegenheit der ganzen Kirche ist, gemäß dem Befehl des Herrn: Gehet hin und predigt das Evangelium aller Kreatur. Dies sind Zustände, worüber wir uns nicht genug freuen, und wofür wir nicht genug dem Herrn danken können.

Es bleibt aber dessenungeachtet in unserm deutschen Vaterlande noch Vieles zu wünschen übrig. Kirche und Mission müssen sich bei uns noch mehr durchdringen, was sich in andern evangelischen Kirchen in England, Schottland und Amerika und in der Brüdergemeinde zum Theil oder bereits ganz

verwirklicht hat. Womöglich sollte jede Kirche ihren Missionsgottesdienst haben und nicht ein Verein in der Gemeinde, sondern die Gemeinde als solche sich in dem heiligen, ihr vom Herrn befohlenen Werke betheiligen. Die Mission sollte als die Gesammtaufgabe unserer ganzen evangelischen Kirche angesehen werden, deren besondere Leitung dessenungeachtet in den Händen der lebendigen Gemeindemitglieder, aus deren freier Liebesthätigkeit sie hervorgegangen ist, ruhen könnte, damit der Missionssache, die ihr immerhin nöthige Selbständigkeit gewahrt bliebe. Auch möchte man den jungen Candidaten der Theologie, wenn es ihnen in Wahrheit um den Dienst in der Kirche zu thun ist, und sie Seelen dem Herrn zuführen wollen, etwas von dem Zeugen- und Missionsgeiste wünschen. Leider kommt es nur höchst selten vor, daß von den vielen Hundert Theologie Studirenden, die jährlich von den deutschen Universitäten abgehen, sich Einer dem Dienst unter den Heiden widmet.

Wenn jetzt in unserm lieben Vaterlande auch mehrere Hundert Missionsvereine gegründet sind, die ihre Missionsversammlungen und Missionsgottesdienste halten, so giebt es doch Tausende von Oertern, wo noch niemals eine Missionsstunde gewesen und ein Missionsfest gefeiert worden ist. Ja, es sind noch Millionen Glieder in unsrer deutschen evangelischen Kirche, welche, wenn auch in dem Gotteshause wie in Preußen für die Mission gebetet wird, doch wenig oder gar nichts von der Heidenmission wissen, weil ihnen der Zustand der Heiden und die heilige Verpflichtung ihnen das Evangelium zu bringen nie deutlich vor Augen geführt wird. Es ist daher nothwendig, wenn die Missionssache allgemeiner werden soll, an der sich jeder Christ, wenn er ein wahres Glied am Leibe des Herrn sein will, mit seinen Gebeten und

mit seinen Gaben zu betheiligen hat, daß diese heilige Christenpflicht allen zum speciellen Bewußtsein gebracht werde. Den Kindern sollte man, worauf auch die neueren guten Schullesebücher Rücksicht genommen, die Missionssache schon in der Schule, den Jünglingen und Jungfrauen, beim Confirmanden-Unterricht und den Erwachsenen in der Kirche an's Herz legen.

Nicht nur nebenbei sollte am Sonntag in der Kirche von den Heiden die Rede sein, sondern es sollte außer den Missionsfesten in jeder Kirche des ganzen Landes wenigstens einmal des Jahres eine ordentliche Missionspredigt gehalten werden, wo es den Gliedern der evangelischen Gemeinden zur ernsten Pflicht gemacht wird, sich bei der Heidenbekehrung zu betheiligen, wenn sie wahre Glieder Christi sein wollen. Dies könnte zu geeigneter Zeit vielleicht beim Hauptgottesdienste am zweiten Pfingstfesttage stattfinden, und damit könnte man eine allgemeine Missionscollecte verbinden. So geschieht es in der englischen Kirche, wo auf Befehl des Bischofs jeder Geistliche in seiner Kirche einmal des Jahres eine Missionspredigt zu halten hat und nachher eine Collecte angeordnet ist. In der presbyterianischen Kirche in Schottland und Amerika ist die Mission noch inniger mit der Kirche verbunden als in der englischen. Sie gilt dort als ein besonderer Verwaltungszweig der ganzen Kirche, indem man sich einerseits angelegen sein läßt die Kirche daheim immer fester zu gründen und andererseits ihr Gebiet nach außen immer mehr zu erweitern. Auch in der Brüdergemeinde geht die Arbeit daheim und die Mission draußen Hand in Hand. Dabei ist es erfreulich zu sehen, daß in allen diesen fremden evangelischen Kirchengemeinschaften gar nichts Seltnes ist, daß Candidaten der Theologie, ja selbst Prediger in den Dienst der Mission treten.

Wie es zu wünschen ist, daß die Mission immer mehr Sache unserer ganzen evangelischen Kirche werde, so müßten auch die Diener der Mission zugleich als die Diener der Kirche in der Heimath betrachtet werden. Sollten die, welche zum Dienst am Wort und Sakrament unter den Heiden ordinirt sind, nicht auch daheim das geistliche Amt bekleiden können? Jetzt ordinirt zwar unsere evangelische Kirche den Missionar zum kirchlichen Dienst unter den Heiden, ertheilt ihm aber nicht die Berechtigung, bei seiner Rückkehr auch in der Heimath geistliche Amtshandlungen zu verrichten. Wird aber dadurch nicht die Ordination und die Sache der Mission in den Augen des christlichen Publikums auf eine bedenkliche Weise herabgesetzt und in ein nachtheiliges Licht gestellt, wenn dem ordinirten Missionar trotz gleicher Ordination mit der jedes andern Geistlichen das Recht abgesprochen wird, bei seiner etwaigen Rückkehr in der Kirche daheim ein geistliches Amt zu übernehmen? Ganz anders handelt die englische,*) schottische und amerikanische Kirche und ebenso auch die Brüdergemeinde. Wenn diese Kirchengemeinschaften den Missionar ordiniren, so geben sie ihm dadurch das Recht, mag er auch nicht eine gründliche, wissenschaftliche Bildung erlangt haben, das geistliche Amt nicht nur im Auslande unter den Heiden, sondern auch im Vaterlande zu verwalten, falls er genöthigt sein sollte, sein Arbeitsfeld zu verlassen und in seine Heimath zurückzukehren. Der ordinirte Missionar kann dort wie jeder andere Geistliche sich um eine vakante Stelle bewerben. Möchte es

*) Die englische Kirche nennt nicht Jeden, der zu den Heiden gesandt wird, einen Missionar, sondern nur die, welche zur Verwaltung des Predigtamtes und der Sakramente ordinirt sind. Die nicht ordinirten Sendboten führen den Namen Missionsgehülfen, Lehrer oder Katecheten. So sollte es auch in unserer Kirche sein.

doch dahin auch bald in unserer deutschen evangelischen Kirche kommen. Allerdings hat der ordinirte Missionar früher meistens einem andern Lebensberuf angehört und nur eine praktische, aber keine gründliche, wissenschaftliche Bildung erlangt. Sollte aber nur auf die wissenschaftliche Bildung, die ein Theologe auf der Universität erlangt hat, Werth gelegt werden und nicht auch auf die Lebenserfahrung eines Missionars im Heidenlande? Gewiß ist das, was der Theologe auf den Hochschulen sich erwirbt, nicht zu unterschätzen, aber die Erfahrungen, die der Missionar in der Heidenwelt so reichlich einsammelt, sollten doch auch nicht zu gering angeschlagen werden, oder ganz unberücksichtigt bleiben.

Wenn dem Missionar die Ordination unter dem Vorbehalt nur für die Heidenwelt ertheilt wird, so achtet er beim Hinausgehen zunächst nicht auf die Bedeutung. Sein Herzenswunsch ist ja nicht einige Jahre, sondern seine ganze Lebenszeit im Dienste der Mission zuzubringen. Es treten aber später Umstände ein, die ihn nöthigen, sein Arbeitsfeld zu verlassen. Er muß entweder wegen seiner gebrochenen Gesundheit, oder weil seine Frau sehr leidend ist und das Klima durchaus nicht vertragen kann, oder aus andern wichtigen Gründen in seine Heimath zurückkehren. Was soll der Missionar in diesem Falle nach seiner Rückkehr in der Heimath anfangen, wenn das kirchliche Regiment ihm nicht das Recht zusteht, daheim das geistliche Amt zu verwalten? Soll der Missionar, welcher zum Geistlichen, zum Dienst am Wort und Sakrament ordinirt ist, etwa ein weltliches Geschäft betreiben? Würde er nicht dadurch sich und das Amt dem Spott und Hohn der Welt Preis geben? Ist die evangelische Ordination auch kein Sakrament, so ist sie doch seit der Apostelzeit eine feierliche, kirchliche Uebertragung des geistli-

chen Amtes, die den Ordinirten bevollmächtigt, das Wort und Sakrament nach dem Sinn und Befehl Christi zu verwalten. Wer einmal ordinirt ist, tritt gewissermaßen aus dem weltlichen Treiben heraus und ist für den geistlichen Stand bestimmt, er ist für heilige Zwecke geweiht und ausgesondert und fühlt unter den Umständen, wie sich das kirchliche Leben einmal unter uns entwickelt und gestaltet hat, daß er, um Anstoß und Aergerniß zu vermeiden, zu keinem weltlichen Beruf übergehen darf. Denn es gilt nicht nur in den Augen der wahren Christen, sondern auch in den Augen der Welt als etwas Unschickliches und Unpassendes, wollte ein Geistlicher ein weltliches Geschäft, ein Handwerk oder Handel betreiben, während jeder andere Christ, der nicht dem geistlichen Stande angehört, aus einer weltlichen Thätigkeit in die andere übergehen kann, ohne daß Jemand den geringsten Anstoß nehmen wird. In welche große Verlegenheit kommt daher der ordinirte Missionar, der gezwungen ist zurückzukehren und für sich und die Seinen zu sorgen hat. Wie es aber, um der Ordnung willen, durchaus nothwendig ist, daß die auf dem Missionsfelde thätigen Missionare ordinirt seien, so ist es auch wünschenswerth, daß ihnen nach ihrer Rückkehr in die Heimath wie den in der Diaspora arbeitenden Geistlichen der Eintritt in den Dienst der Landeskirche gewahrt werde.

Möge doch das preußische, evangelische Kirchenregiment, da der Missionar in Folge seiner Ordination bei seiner Rückkehr sich in einer höchst schwierigen und peinlichen Lage befindet, durch die Macht, die es hat, diesem Uebel und Nothstande bald abzuhelfen suchen, und die Ordination für den Kirchendienst überhaupt gelten lassen, gleichviel ob im Christen- oder Heidenlande, wie es bei allen andern evange-

lischen Kirchen der englischen, schottischen und amerikanischen und der Brüdergemeinde der Fall ist!

Ich schließe diese Erinnerungen mit dem Wunsche, daß sich doch bald in unserer Kirche ein frischeres Missionsleben zeigen möge, damit den Missionsgesellschaften mehr Mittel zu Gebote stehen möchten, um neue Gebiete in der Heidenwelt in Angriff zu nehmen; und daß sich auch bei uns, wie in der Brüdergemeinde und in der protestantischen Kirche Englands, Schottlands und Amerika's, recht viele Candidaten des Predigtamtes finden möchten, welche ebenso bereit sind, draußen in der Heidenwelt, wie daheim im Weinberge des Herrn, thätig zu sein, damit auch aus den Heiden recht viele Seelen gewonnen werden. Das wolle der Herr aus Gnaden verleihen!

Berichtigungen.

Seite 2. Zeile 15 v. unten lies statt entschloß ich: beschloß ich.
„ 128. „ 4 v. oben „ „ Festbekleidung: Fußbekleidung.

Druck von W. Plötz in Halle.

Bücher-Anzeigen.

Zu Fest- und andern **Geschenken** empfiehlt die Buchhandlung von **Jul. Fricke** in **Halle** aus ihrem Verlage für Theologen und kirchlich gesinnte Laien:

Cober, Gottlieb, **Der aufrichtige Kabinet-Prediger**, welcher bei abgelegten Visiten hohen und niedrigen Standespersonen ihre Laster, Fehler und Anliegen nebst dem heutigen verkehrten Weltlaufe in zwei hundert sententiösen und annehmlichen Discours-Predigten bescheidentlich entdecket, dieselben wohlmeinend warnet, ernstlich vermahnet und kräftig tröstet. Nebst einer Anweisung, wie diese Predigten bei sonn- und festtäglichen Evangelien und Episteln gelesen und nützlich angewendet werden. Aufs Neue herausgegeben von M. H. Lange, Domprediger zu Halberstadt. 2 Theile. 1854. 39 Bogen. gr. 8. * 1 Rℓ. 10 Sgr.

Von dem Autor dieser Schrift schreibt Löscher: „Des sel. Cobers Schriften sind glücklicher, als er selbst war. Denn sie finden allenthalben Beifall, da er selbst an wenig Orten Gehör fand, und es ist nicht zu leugnen, daß sie lesenswürdig sind." Cober ist zu Altenburg 1682 geboren und nach vielen Drangsalen, die er um seiner Schriften willen erduldet hatte, 1717 in Dresden gestorben. Cober schreibt in der bündigen, kräftigen, sententiösen Weise Heinrich Müller's und Lassenius'. Sein Kabinetprediger besteht aus zwei Theilen, von denen jeder hundert Discourse enthält, darin die im Schwange gehenden Irrthümer, sündlichen Gewohnheiten und Laster der Welt in allen Ständen mit großem christlichen Ernst und Witz durchgehechelt werden.

Da die Welt immer Welt bleibt, so ist das Buch noch immer eine ebenso vortreffliche Lauge, wie es vor mehr als hundert Jahren war. Wollte Gott, das neu aufgelegte Buch würde wieder viel gekauft und gelesen und von allen Lesern beherzigt, so würde auch sein Segen wieder neu werden. Der Lutheraner 1855. Nr. 22.

Curtze, L., D. **Philipp Nicolai's Leben und Lieder**, nach den Quellen dargestellt. 1859. 8 27 Sgr.

Endlich haben wir hier einmal einen Aufschluß über unseres Nicolai Leben und Lieder, wie er längst zu einem weitgefühlten Bedürfniß geworden war. Betrachten wir nur, welch eine Menge fabelhafter Nachrichten über das äußere Leben des Mannes bei Gelegenheit namentlich der Besprechung seines: Wie schön leucht uns der Morgenstern — oder: Wachet auf ruft uns die

Stimme. . . in den verschiedenen Liedersammlungen, Liedersegen, Liederschätzen zum Vorschein gekommen; welche recht eigentlich komische und tollkühne Conjecturen aufgestellt sind; wie über Entstehungszeit, Originalität der Lieder, ihre Zahl selbst, das Widersprechendste in der betreffenden Literatur verlautbarte: so ist, kann man nun mit vollstem Rechte sagen, allen Hypothesen hiermit ein Ende gemacht, und man kann in Zukunft einfach auf dies Werk von Dr. Curtze verweisen, in welchem nirgends unterlassen ist, auf die divergirenden Ansichten Älterer und Neuerer geeignete Rücksicht zu nehmen. Zeitschrift für lutherische Theologie.

Dietlein, W. O., **Evangelisches Ave Maria.** Ein Beitrag zur Lehre von der selig zu preisenden Jungfrau. 1863. $11^1/_2$ Bogen in kl. 8. 18 *Sgr.*

Eine katholische Stimme sagt darüber in der Wiener allg. Literaturzeitung zunächst für das katholische Deutschland 1865. Nr. 8: „Dieses Büchlein gehört in der Literatur zu den seltenen Erscheinungen die zugleich überraschen und erfreuen. Von Seiten der Protestanten sind wir nur zu sehr gewöhnt, gegen Maria, die gebenedeite Gottesmutter, und gegen ihre andächtige Verehrung in endloser Wiederholung nichtswürdige Reden und Faseleien zu hören."

Eine evangelische Stimme sagt dagegen in der Kirchenzeitung für Lutheraner 1863. Nr. 11:

„Dies Buch ist apologetisch, d. h. es soll die h. Jungfrau vertheidigen gegen allerlei Unglimpf. Leider kann man Protestanten hören, die es ordentlich darauf anlegen, die Maria herabzusetzen statt sie selig zu preisen. Der Hr. Verf. scheint uns aber in gutem Eifer hie und da über die rechte Grenze hinaus zu gehen und in römische Gedanken zu gerathen. — Der Gegenstand ist frisch und geistvoll behandelt und das Buch enthält viel anregendes zu weiterem Nachdenken.

Fricke, F. R., Oberprediger zu Wollmirstedt. **Der Brief an die Hebräer.** Kurz und einfach ausgelegt. — 1863. $13^1/_2$ Bogen in kl. 8. 18 *Sgr.*

Hier nun haben wir eine höchst anerkennungswerthe, Licht und Klarheit über alle Dunkelheiten verbreitende und dabei der thunlichsten Kürze sich befleißigende Erklärung vor uns, der man es überall anmerkt, daß sie auf tüchtiger wissenschaftlicher Forschung beruht. Zudem ist alles so einfach und verständlich dargestellt, so kräftig und edel gegeben, daß es für einen nach Wahrheit strebenden Forscher nur ein hoher Genuß sein kann, eines solchen Wegweisers zum Verständniß dieser edlen mit Gold nicht aufzuwiegenden Epistel sich zu bedienen. Puckenhofer Blätter 1863. Nr. 3.

Herberger, Valerius, Prediger am Kripplein Christi zu Frauenstadt in Polen, **Zwei und dreißig Leichenpredigten**, genannt **Trauerbinden.** Herausgegeben von **Karl Friedrich Ledderhose.** 1854. 23 Bog. in gr. 8. 1 *Rf.*

Herberger, Valerius, **de Jesu scripturae nucleo et medulla Magnalia dei.** Die großen Thaten Gottes. Wie Gott der Vater, mit seinem Sohne Jesu Christo durch die ganze heilige Schrift gepranget und großgethan hat, daß also die ganze Bibel ist ein immerwährendes Zeugniß und Kunstbuch von Christo: Jesus aber hingegen der ganzen heiligen Schrift Herz, Kern, Stern, Leben, Mark, Ziel, Ende, Zweck, edler Stein und Heiligthum. 1—4. Theil: Das erste Buch Mose, ausgelegt und erklärt. 1854. Neue Auflage. 41 Bogen in gr. 8. * 1 Rß. 20 Sgr.

Herberger, Valerius, **Passionszeiger** zu heilsamer Betrachtung des bittern Leidens und Sterbens Jesu Christi. Nach Ordnung der vier und zwanzig Stunden. Zweite Ausgabe der Neuen Auflage. 1858. 13 Bogen in kl. 8. * 10 Sgr.

Es ist ein dankenswerthes Unternehmen, die Arbeiten alter bewährter Knechte Gottes unserer Zeit wieder zugänglich zu machen. Ein Mann, wie der sel. Herberger, sollte nimmer vergessen werden. Wie man auch über Manches in seinen Werken urtheilen möge; wo so Alles den Stempel der Arbeit des Geistes Gottes an dem Schreiber trägt, wo so die ernste Mühe des theologischen Studiums, ja gewissermaßen der Schweiß gelehrter Forschung zu Tage tritt: da kann die junge Welt sicherlich von den Alten lernen, und sie soll es gern thun. Selbst das, was darin wunderlich erscheint, ist doch am Ende nichts als die Frucht der unsern Alten eigenthümlichen Sorgfalt, überall in dem Einen zu bleiben, was noth ist; und wenn wir das Resultat solcher Sorgfalt uns auch nicht zu eigen machen können im einzelnen Falle, so kann es doch eine Mahnung sein, aus dem Vielerlei in das Eine uns zu versenken. Zeitschrift für luth. Theologie.

Wer den alten Herberger kennt, wird nicht erwarten, daß wir für nöthig halten, seine Schriften zu loben. Wer ihn noch nicht kennt, oder doch nur aus seinem Meistergesang: „Valet will ich dir geben," den möchten wir hierdurch einladen, durch den Ankauf der obenangezeigten, nun wieder neu aufgelegten Schriften mit ihm noch mehr Bekanntschaft zu suchen. Herberger gehört nicht nur zu den gelehrtesten, sondern auch zu den geistvollsten, erfahrensten, gesalbtesten Theologen unserer Kirche. Er verbindet mit Tiefe und Gründlichkeit eine edle Kindeseinfalt, wie wenige je besessen haben. Seine Schreibart ist dabei so kräftig, körnig, treuherzig, munter und fließend, daß, wer einen Abschnitt von ihm gelesen hat, sich schwer dazu entschließen kann, das Buch zuzuschlagen.

Der Lutheraner 1855. Nr. 22.

Möller, Dr. Licentiat, **Geschichte der Kosmologie** bis auf Origenes. Mit Specialuntersuchungen über die gnostischen Systeme. 1860. 36 Bogen in gr. 8. * 2 *Rℓ.* 20 *Sgr.*

Der Verfasser bietet uns in vorliegender Arbeit einen bedeutend reicheren Stoff, als der gewählte Titel erwarten läßt. Wir erhalten in vier Abschnitten eine sehr gründliche und sorgfältige Darstellung nicht bloß der kosmologischen, sondern zugleich der mit denselben mehr oder minder zusammenhängenden theologischen Anschauungen der griechischen Philosophie in den zwei ersten christlichen Jahrhunderten, der älteren griechischen Apologeten, der häretischen Gnosis, endlich der griechischen Theologen Irenäus, Clemens von Alexandrien und Origenes. Tüchtige Quellenstudien, achtungswerthe philosophische und philologische Bildung, Klarheit, Umsicht und Unbefangenheit der Forschung sind die Hauptvorzüge dieser Untersuchungen, die wir in vieler Hinsicht als eine wesentliche Bereicherung unserer dogmengeschichtlichen Erkenntniß begrüßen. Besonders rühmend hervorzuheben ist der Abschnitt über die Apologeten.

Müller, Dr. Heinrich, **Thränen- und Trostquelle** oder der Heiland und der Sünder. 1855. 33 Bogen in kl. 8. 24 *Sgr.*

Müller, Dr. Heinr., **der leidende Jesus.** Ein Passionsbuch. $14^1/_2$ Bogen in kl. 8. 12 *Sgr.*

Derselbe Heinrich Müller, der durch seine Erquickstunden weit und breit bekannt, ist der Verfasser dieser beiden Schriften.

Nitzelnadel, Dr. Friedr. Aug., Pfarrer zu Hermsdorf im Herzogthum Sachsen-Altenburg, **Evangelische Bet- und Erbauungsstunden.** Eine vollständige Sammlung biblischer Betrachtungen auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres, nebst Passions-, Missions-, Bußtags-, kirchliche Gedenktags-, Natur- und Erntebetrachtungen. Zum Vorlesen in kirchlichen Betstunden sowie zur häuslichen Erbauung. 2 Thl. gr. 8. 1 *Rℓ.* 18 *Sgr.*

Dieses Buch ist zunächst aus eigenem Bedürfnisse hervorgegangen, nach vielseitigen Aufmunterungen und bei der Wahrnehmung, daß unter den obwohl zahlreich vorhandenen Andachts- und Erbauungsbüchern ein solches noch vermißt worden, welches sowohl zum Vorlesen in Kirchen wie auch zum Hausgottesdienst geeignet ist, daher empfiehlt es sich zur **Anschaffung für Kirchen**, wie auch **für's Haus**.
